

Wart
wurde
in
Stuttgart

SCHWÄBISCHE HEIMAT



**SCHWÄBISCHER HEIMATBUND
KONRAD THEISS VERLAG STUTTGART**

**APRIL-JUNI 1984
HEFT 2**

Za 692

SCHWÄBISCHE HEIMAT

35. Jahrgang Heft 2

April–Juni 1984

Herausgegeben vom

SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND

Redakteur: Martin Blümcke

Redaktionsausschuß: Martin Blümcke, Helmut Dölker, Wolfgang Irtenkauf, Heidi-Barbara Kloos, Hans-Martin Maurer, Fritz Oechßler, Wilfried Setzler.

Die SCHWÄBISCHE HEIMAT erscheint vierteljährlich. Mitglieder des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erhalten die Zeitschrift als Vereinsgabe; beim Bezug durch den Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt der Preis jährlich DM 30,-, für Einzelhefte DM 8,- (zuzügl. Versandkosten, inkl. 7% MwSt.).

Anfragen und Mitteilungen (Anschriftenänderungen!) werden an die Geschäftsstelle des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erbeten: Charlottenplatz 17/II, 7000 Stuttgart 1, Telefon (07 11) 22 32 43.

Zahlungen für den SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND nur auf dessen Konten

Postscheckamt Stuttgart (BLZ 600 100 70) 30277 01
Landesgirokasse Stuttgart (BLZ 600 501 01) 2 164 308
Deutsche Bank AG Stuttgart (BLZ 600 700 70) 1 435 502.

Die SCHWÄBISCHE HEIMAT erscheint im Konrad Theiss Verlag GmbH, Villastraße 11, 7000 Stuttgart 1, Telefon (07 11) 43 29 81. Zweigniederlassung: Bahnhofstraße 65, 7080 Aalen 1, Telefon (073 61) 594-601

Anzeigenverwaltung: Hans Jürgen von Elterlein, Joringelweg 5, 7000 Stuttgart 80, Telefon (07 11) 71 19 20.

Druck: Grafische Betriebe Süddeutscher Zeitungs- dienst Aalen.

Nachdruck und andere Vervielfältigung – auch aus- zugsweise – nur mit Genehmigung der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos, Besprechungsexemplare usw. wird keine Garantie übernommen.

Anschrift der Redaktion:

Charlottenplatz 17/II, 7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 22 32 43.

Inhalt

WILLI K. BIRN

Zur Sache: 75 Jahre Heimatbund 101

WILFRIED SETZLER

«Die schwäbische Heimat in ihrer Eigenart schützen» – Auftrag seit 75 Jahren 102

HELMUT DÖLKER

Vom Bund für Heimatschutz zum Schwäbischen Heimatbund 116

Entschließung des Nationalkomitees 123

HEIDI-BARBARA KLOOS

Zum Steinerweichen – Steinerzerstörung an Kulturdenkmalen durch sauren Regen 124

GERHARD WIELAND-KLUG

Ein 300jähriges Fachwerkhaus in Obersulm- Sülzbach 131

GUIDO und NINA MICHIELIN

Ein Haus mit Zukunft – Das Talhaus in Horb . . 133

HERMANN EHMER

450 Jahre Reformation im Herzogtum Württemberg 142

BERNHARD ZELLER

Alexander von Württemberg – Der dichtende Graf und seine Freunde 151

STEFAN KUBALLA

Landverbrauch im Bereich Mittlerer Neckar . . 157

FRITZ OECHSSLER

Waldverluste und Waldschäden – Dargestellt am Beispiel der Markung Stuttgart . 164

KLAUS RUGE

Über den Weißstorch in Baden-Württemberg . 170

WINFRIED ASSFALG

Vor über hundert Jahren: Freie Jagd auf den Weißstorch 177

OSWALD SCHOCH

Teerschwelen, Pottaschesieden und Kleesalz- gewinnung bei Enzklösterle 182

Buchbesprechungen 191

sh intern 198

sh aktuell 203



Das Titelbild

zeigt eines der drei Objekte, die im vergangenen Jahr mit dem Peter Haag-Preis ausgezeichnet worden sind: das Haus in der Eberstädter Straße in Obersulm-Sülzbach, ein Unterländer Fachwerkhaus, dessen Erker an den Eckbalken auffallend schöne Schnitzereien trägt. Mit diesem Preis würdigt der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND jedes Jahr das Engagement privater Eigentümer in Sachen Denkmalpflege bei der Erneuerung alter Bausubstanz unter größtmöglicher Schonung des Überkommenen. Im Geiste kann man 75 Jahre zurück einen Bogen schlagen, wenn man auf der Seite 115 das farbige Plakat betrachtet, mit dem der damalige Württembergische Bund für Heimatschutz für sein Anliegen geworben hat: Walter Strich-Chapell setzt in den Vordergrund auf einem Steinsockel einen Fachwerkbau. Im Hintergrund eine idealisierte Landschaft, die vielleicht ins Unterland verweist.

Willi K. Birn – Zur Sache: 75 Jahre Heimatbund

Der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND wurde am 12. März 1909 unter dem Namen *Württembergischer Bund für Heimatschutz* gegründet. Wir können deshalb in diesem Jahr unser 75jähriges Bestehen feiern. Das gibt Anlaß zur Freude, zur Dankbarkeit und zur Besinnung.

Wir freuen uns, daß es gelungen ist, den HEIMATBUND durch alle Schwierigkeiten hindurch, die unser Jahrhundert uns beschert hat, gesund am Leben zu erhalten. Nach zwei Weltkriegen, politischen Umwälzungen, wirtschaftlichen Bedrohungen, un-

geahnten Bevölkerungsbewegungen: immer wieder mußte neu begonnen werden. Der Mut zum Neuanfang ist nie erlahmt.

Dafür haben wir vielen uneigennütigen Helfern und treuen Mitgliedern zu danken. Manche unserer heutigen Mitglieder können darauf hinweisen, daß schon ihre Eltern und Großeltern unserem Bund angehört haben, daß sie die Mitgliedschaft geradezu «geerbt» haben. Aus dieser Fortdauer dürfen wir den Schluß ziehen, daß unsere Sache überzeitlichen Rang hat.

Wir müssen uns heute besinnen: sind wir den alten Zielen treu geblieben? 1909 bekannten die Gründer: *Wir sehen unsere Hauptaufgabe darin, die Industrialisierung unseres Landes dahin zu beeinflussen, daß die Flut des industriellen Kapitalismus unsere alte Kultur nicht zerstört. Wir fragen: Wie kann bei der industriellen Entwicklung unseres Landes eine neue, nicht nur technisch, sondern auch sozial und künstlerisch befriedigende Gestaltung unseres Landes, unserer Dörfer und Städte herbeigeführt werden. Unser Ziel ist die Bändigung des Kapitalismus, daß er nicht unersetzliche geistige Werte zerstört, indem er materielle schafft.* Unsere Welt, die Siedlungen und die uns umgebende Natur, konnte nicht so gestaltet werden, wie es die Gründer damals erhofft haben. Aber der HEIMATBUND hat, trotz aller Widrigkeiten, dieses Ziel nie aus den Augen verloren.

Der HEIMATBUND ist als eine Bürgerinitiative entstanden. Er war der damaligen Regierung keineswegs erwünscht, und doch bestand bald zu ihr ein fruchtbarer Kontakt. Wir stehen auch heute in mancher Auseinandersetzung mit Parlament und Regierung. Aber wir sagen es gerne und mit Dankbarkeit, daß das kein Streit im Grundsätzlichen ist, sondern ein Ringen um die richtigen Maßnahmen, die zum Gedeihen unserer Heimat notwendig sind.

Wer es unternommen hat, die im Jahr 1909 gestellte Aufgabe heute noch zu erfüllen, wird erfahren, daß auch in unseren Reihen die Vorstellungen von dem, was der Heimat dient, verschieden sind. Daß verschiedene Temperamente, verschiedene Altersstufen und solche, die in verschiedenen politischen Zusammenhängen stehen, sich auch verschieden ausdrücken, sollte uns nicht wundern und schon gar nicht Anlaß zu Ärgernis geben. Wir sollten darin ein Zeichen lebendiger Entfaltung im Dienst der Heimat sehen.

Ich werde in diesem Sommer das Amt des Vorsitzenden abgeben, denn ich bin zwei Jahre älter als der HEIMATBUND. Ich nehme Abschied in Dankbarkeit für die vielfältigen und wertvollen menschlichen Begegnungen, die ich in den fünfzehn Jahren meiner Tätigkeit als Vorsitzender habe erleben dürfen.

«Die schwäbische Heimat in ihrer Eigenart schützen» – Auftrag seit 75 Jahren

Wilfried Setzler

Unter dem Titel *Heimatschutz und Abermals Heimatschutz* erschienen 1897 in der Zeitschrift *Die Grenzboten* zwei Aufsätze, in denen deren Verfasser – Ernst Rudorff, Professor an der Königlichen Hochschule für Musik in Charlottenburg – aufrief, den gewaltsamen Veränderungen der Städte und Landschaften Einhalt zu tun, die Eigenart jeder Gegend zu schützen und zu erhalten sowie dazu beizutragen, daß nicht in absehbarer Zeit ein Ort wie der andere, eine Landschaft wie die andere den gleichen charakterlosen Anblick bieten. Um dies durchzusetzen, forderte er alle Gleichgesinnten auf, einen «Bund» zu gründen, der den Heimatschutz zum Ziele hätte. Jahre später, als ihm die Ehrendoktorwürde der Staatswissenschaftlichen Fakultät in Tübingen verliehen wurde, beschrieb er, wie er damals erkannt habe, daß die Menschheit auf dem besten Weg sei, über dem Jagen nach materiellen Vorteilen die Schönheit der Welt zu zerstören, dem irdischen Dasein jeden edleren Reiz zu rauben, ja unserem gesamten höheren Geistesleben die Wurzeln abzugraben.

Heimatschutz – ein neuer Begriff schlägt ein

Was Rudorff forderte, wurde bald Wirklichkeit. Die in seinen Aufsätzen – kurze Zeit später unter dem Titel *Heimatschutz* als separater Druck in hoher Auflage verbreitet – erstmals verwendete Wortzusammensetzung Heimat und Schutz, von Ernst Rudorff wohl in Anlehnung an das Wort Denkmalschutz gewählt, wurde schnell zu einem neuen allgemeingültigen und -verstandenen Begriff: Heimatschutz wurde zum Motto von Geschichts- und Altertumsvereinen, von Bürger-, Verschönerungs- und Trachtenvereinen, von Vogelschützern und Museumsbegeisterten.

Neben Rudorff wurde – seit 1900 publizistisch wirkend – der Landschaftsmaler und Architekt Professor Paul Schultze-Naumburg zum populärsten Kämpfer gegen die *Entstellung unseres Landes*. In seiner gleichnamigen Flugschrift schreibt er:

In alten Büchern und Reisebeschreibungen findet man oft gesagt, daß Deutschland ein unendlich schönes Land sei und daß es eine Lust wäre, durch seine Städte, Dörfer und Wälder zu wandeln. Ein solches Wort wird unseren Kindern nur noch ein Traum aus vergessenen Tagen sein. Wir stehen vor dem Schicksal, daß Deutschland sein Gepräge als unser trautes Heimatland verlieren und zu einer Stätte der ödesten Nüchternheit werden wird. Geht es so weiter, so werden in kurzer Zeit Stadt und Land in uniforme Pro-

letarienvorstädte verwandelt sein, deren Bauten ihren Stil vom Zuchthaus entlehnt haben; alle Reste einer feinen Kultur, wie wir es von unseren Voreltern ererbt haben, werden entweder der Zerstörung oder der puristischen Restaurationswut verfallen sein; anstelle unserer Buchen- und Eichenwälder werden nur noch dürre Nutzholz-Kiefernplantagen in geraden Reihen dastehen. Es wird keinen Garten mehr geben, der von wirklichem Behagen zu erzählen weiß, keine Kirche, keine Brücke, die die Landschaft zum harmonischen Bilde rundet. Die einstige Schönheit unseres Landes wird für immer zerstört sein. Es muß für die Menschheit furchtbar sein, wenn sie einst aus ihrem Schlafe erwacht.

Dresden 1904: Deutscher Bund Heimatschutz

Wie selbstverständlich kam es so 1904 in Dresden mit dem Ziel, alle in der Heimatschutzbewegung engagierten Kräfte zusammenzufassen, zur Gründung eines nur dem Heimatschutzgedanken verpflichteten Vereins, dem *Deutschen Bund Heimatschutz*, dessen Vorstand Paul Schultze-Naumburg wurde. Zwei Hauptaufgaben setzte sich der neue Verein. Zum einen wollte er in der Gesetzgebung und im öffentlichen Bewußtsein, bei der Regierung und den kommunalen Gremien die Gleichrangigkeit des Naturschutzes, des Schutzes der Sitten und des Brauchtums gegenüber dem bereits seit Jahrzehnten etablierten Denkmalschutz durchsetzen und schließlich auf allen diesen Gebieten zu vermehrten bewahrenden und pflegenden Maßnahmen gelangen. Zum anderen – und das war etwas unerhört Neues – wollte er die Förderung *eines guten Neuschaffens*.

Neben der Pflege des Traditionellen, der Erhaltung des ererbten Kultur- oder Naturgutes, setzte der Verein sein besonderes Augenmerk auf die *harmonische Entwicklung*: Bewahrung von Altem, Schaffung von Neuem, Zusammenführung in Harmonie von beiden.

Schon bei der Gründung des Bundes war den Mitgliedern klar, daß eine so zentrale, das ganze Deutsche Reich überspannende Einrichtung die «Probleme vor Ort» nicht lösen kann und deshalb weitgehend selbständige Landesvereine und Ortsgruppen geschaffen werden müssen. Schon fünf Jahre später besaß der Bund dann auch 15 Landesvereine, darunter den 1909 gegründeten *Württembergischen Bund für Heimatschutz*, der nun als *SCHWÄBISCHER HEIMATBUND* sein 75jähriges Bestehen feiert.

Stuttgart)
Esslingen) am 3. März 1909.
Tübingen)

Herrn Amtmann Dr. Klumpp

Leonberg.

Hochgeehrter Herr Amtmann!

Die Unterzeichneten beehren sich, Sie zu der nunmehr am Freitag, den 12. März d. J., vormittags 10 $\frac{1}{2}$ Uhr zu Stuttgart im Festsaal der Bauhütte, Ecke Schloss- und Büchsenstrasse, stattfindenden Gründung des

"Württembergischen Bundes für Heimatschutz"

ergebenst einzuladen. Zugleich richten wir an Sie die ergebene Anfrage, ob Sie geneigt sind, dem erweiterten Vorstande des neuen Bundes beizutreten? Wir würden eine derartige Unterstützung unserer Bestrebungen mit besonderer Freude begrüßen und bitten Sie, uns Ihren Bescheid auf der anliegenden Karte möglichst umgehend mitteilen zu wollen. Eine besondere Arbeitslast wird mit dem Beitritt in den erweiterten Vorstand nicht verbunden sein.

In vorzüglicher Hochachtung

Direktor Professor Paul Schmohl - Stuttgart
Professor Dr. Carl Johannes Fuchs - Tübingen
Professor Dr. Konrad Lange - Tübingen
Verlagsbuchhändler Wilhelm Meyer-Jlschen-Esslingen.

Anlage: Aufruf
1 Postkarte
1 Couvert.

19.1.09. kammerl.

Erlangen d. 12. Jan. 1909

Kaufbrief unterschrieben
Witzg. bez. Hauptstadt
Verkauf des

H. Kumpff Leonberg

Sehr geehrter Herr Doktor!

Ich habe mit großem Interesse
Ihren Aufsatz: „Die Förderung der
heimatlichen Bauweise in Hürtley.“
in der Schwäbischen Heimat gelesen.
Es wird Sie nun gewiss interessieren
zu hören, dass der Bund Heimat
schon sich in aller nächster Zeit
in Hürtley organisieren wird.

Da der Aufsatz erlaubt ist mir, Ihnen
1 Exemplar unseres Auftrags zu übergeben,
mit der Bitte, ihn mit Ihrer besten
Schrift versehen an mich zurück zu
schicken. Es sind bereits ca 100
Unterschriften für den allgemeinen Aufruf
eingesendet (darunter auch die von

Herrn Reg. Rat von Soden und
Herrn Garppe - Die Konstituierung
des Bundes wird voraussichtlich
im Februar d. J. stattfinden.

Mit vorzüglicher Hochachtung
Wilhelm Meyer-Ilschen



Wilhelm Meyer-Ilschen, Verlagsbuchhändler in Esslingen, war einer der rühtigsten Helfer bei der Gründung und beim Aufbau des Württembergischen Bundes für Heimatschutz. In dem Brief, der als Faksimile abgedruckt ist, bittet er Dr. Klumpp in Leonberg, den Gründungsaufruf zu unterschreiben. Die Postkarte trägt auf ihrer Rückseite den Vordruck einer Beitrittserklärung. 1909 und 1910 war Meyer-Ilschen Geschäftsführer des Bundes.

Postkarte

Herrn

Wilhelm Meyer-Ilschen
Geschäftsstelle des Württembergischen Bundes
für Heimatschutz

Esslingen am Neckar

In Schwaben fordert ein Niedersachse: Verein für Heimatschutz

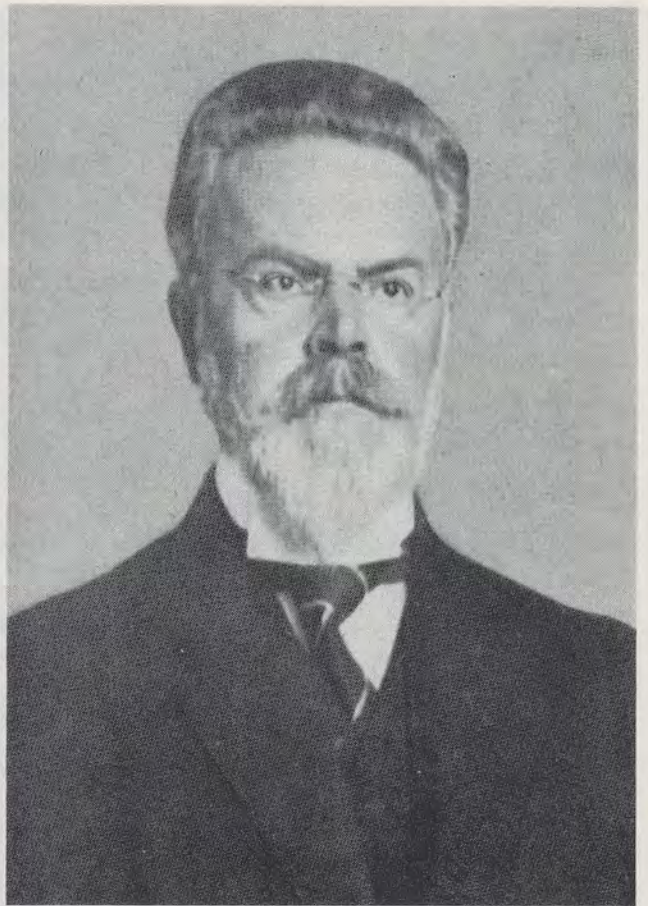
Wie beim Deutschen Bund Heimatschutz stand am Beginn des Württembergischen Bundes ein Aufsatz mit dem Titel *Heimatschutz*, der am 22. Februar 1908 im Stuttgarter Neuen Tagblatt erschien. Der Verfasser Wilhelm Meyer-Ilschen, ein aus Niedersachsen stammender, aber in Esslingen, später Cannstatt tätiger Verlagsbuchhändler, vertrat in seinem Artikel die Meinung, daß es wichtig sei, einen *Verein für Heimatschutz* zu gründen, denn nur mit einem Vereinsorgan könne das Vordringlichste erledigt werden: Belehrung breiter Bevölkerungskreise über die Notwendigkeit des Heimatschutzes, Gewinnung der Behörden im Land für den Heimatschutz und Beschaffung finanzieller Mittel. Optimistisch äußerte er die Hoffnung, im *schwäbischen Lande* könnten mehr Mitglieder für einen derartigen Verein gewonnen werden als in jedem anderen Land Deutschlands.

Wilhelm Meyer-Ilschen scheint seine Aktionen mit dem Königlich-Württembergischen Ministerium für Kirchen- und Schulwesen abgestimmt zu haben, das die Einberufung einer staatlichen Kommission zum Schutz der Naturdenkmäler und der heimatlichen Landschaft plante. Zumindest wurde von nun an mit Landeskonservator Prof. Dr. Gradmann alles weitere Vorgehen abgesprochen.

Stuttgart 1908: harmonische Vorbesprechung und Aufruf zur Vereinsgründung

Unterstützung fand Meyer-Ilschen für sein Vorhaben beim Deutschen Bund Heimatschutz, in dessen Auftrag er Vertreter der Regierung, der heimatpflegenden Vereine und Einzelpersonlichkeiten des öffentlichen Lebens zu einer Vorbesprechung am 16. März 1908 einlud.

Die Versammlung verlief – wie der Zeitungsberichterstatter schrieb – *unter den denkbar günstigsten Auspizien*. So erklärte der Landeskonservator das Interesse der Regierung an der Gründung eines solchen Vereins, von dem man sich eine Unterstützung staatlicher Maßnahmen erhoffe. Auch die Vertreter der verschiedenen Vereine sprachen sich für die Bildung eines württembergischen Heimatschutz-Vereins aus, den man nicht als Konkurrenzverein betrachte, von dem man vielmehr auch eine Stärkung jener Vereine erwarte, die nur *einzelne Ziele aus dem Heimatschutzgebiet* verfolgten. Die Versammlung endete mit einem Aufruf zur Vereinsgründung *Heimatschutz fordern wir!*, der von rund hundert Personen unterzeichnet wurde.



Dr. Carl Johannes Fuchs, Professor der Nationalökonomie in Freiburg und Tübingen, stellvertretender Vorsitzender von 1909 bis 1913.

Unverhoffte Schwierigkeiten und Hilfe aus Baden

Damit schien der offiziellen Gründung nichts mehr im Wege zu stehen. Dennoch trat im Sommer 1908, wie es in einem Bericht heißt, *in der Vorbereitung infolge der beabsichtigten Gründung des staatlichen Ausschusses für Natur- und Heimatschutz und auf besonderen Wunsch der Regierung ein längerer Stillstand ein, bis man doch zur Überzeugung gekommen war, daß der einmal eingeschlagene Weg der allein richtige sei und nur auf ihm erreicht werden könne, was den Heimatschutzgedanken in Württemberg volkstümlich machen könne*.

Offensichtlich hielten manche eine Vereinsgründung durch die bevorstehende Bildung eines «Landesausschusses» für überflüssig. Andere wiederum meinten, die Ziele des Heimatschutzes seien besser ohne Landesausschuß zu verwirklichen. In dieser kritischen Phase gewann Meyer-Ilschen in dem 1908 von Freiburg nach Tübingen berufenen Nationalökonom Prof. Dr. Carl Johannes Fuchs einen wortgewaltigen Mitstreiter. Fuchs, Gründungs- und Vorstandsmitglied im Deutschen Bund Heimatschutz, verfügte als ehemaliger Vorsitzender des badischen Vereins für ländliche Wohlfahrts-

Aufruf zur Gründung eines Württembergischen Bundes für Heimatschutz

Heimatschutz fordern wir! — Seit der Begründung des neuen Deutschen Reichs sind „deutsche Interessen“, „vaterländische Bestrebungen“ und ähnliche Schlagworte so sehr in aller Munde, wie bis zu jenem Zeitabschnitt kaum jemals zuvor; aber die Heimat selbst, unser deutsches Land, der Nährboden aller unserer Gesittung, sie durfte ungeschert entehrt, beraubt, entstellt werden. Die Kulturvölker haben immer eine Ehre darin gesehen, das zu bewahren und zu erhalten, was edel geartete und feinsinnige Menschen bei ihnen geschaffen haben. Dem zuwider ist bei uns freilich schon in früheren Jahrhunderten durch Zerstören alter Bauwerke viel gesündigt worden. Aber das verschwindet völlig im Vergleich zu dem, was in der Neuzeit geschehen ist. Ja, kriegerische Verwüstungen vergangener Jahrhunderte haben nicht so verheerend gewirkt, so gründlich in Stadt und Land mit dem Erbe der Vergangenheit aufgeräumt, wie die Uebergriffe des modernen Lebens mit seiner rücksichtslos einseitigen Verfolgung praktischer Zwecke. Und hier handelt es sich nicht mehr allein um die Zerstörung von Menschenwerk, sondern ebensosehr um die brutalsten Eingriffe in das Leben und die Gebilde der Natur. Busch und Hecke, Heide und Acker, Moor und Wiese verschwinden, wo irgend ihr Vorhandensein mit einem sogenannten rationellen Nutzungsprinzip in Widerstreit gerät.

Wollen wir, so rufen wir mahnend jetzt ins schwäbische Land hinein, unsere traute und teure Heimat für alle Zeiten der Entstellung preisgeben? Wir wollen denn doch verhüten, daß uns einstmals die Enkelkinder anklagen: Ihr habt uns unsere Heimat verderben lassen! So schließen auch wir uns zu einem Württembergischen Bunde für Heimatschutz, zu einer großen Vereinigung aller Gleichgesinnten zusammen.

Der Württembergische Bund für Heimatschutz will es sich zu seiner einzigen und großen Aufgabe machen, die Heimat gegen die mancherlei Verwüstungen, die ihr drohen, zu schützen und sie in ihrer natürlichen und geschichtlich gewordenen Eigenart zu erhalten. Wir wollen dabei alle Uebertreibungen vermeiden und durchaus dem modernen Leben mit seinen veränderten Forderungen Rechnung tragen. Wir wollen nicht immer Klagelieder anstimmen, wenn ein altes baufälliges Haus abgerissen wird und einem Neubau Platz machen muß. Das wäre töricht und unverständlich gehandelt. Aber das können wir verlangen, daß an Stelle des guten Alten gutes Neues, Gleichwertiges gesetzt wird. Wir schließen uns dem Deutschen Bund Heimatschutz unter Professor Schulze-Naumburgs Leitung an, sind aber gemäß den neuen Satzungen dieses Bundes eine durchaus selbständige Vereinigung mit eigenem Vorstand und eigener Geschäftsführung. Unser Hauptaugenmerk wollen wir auf die Erziehung, auf die Rückführung zu einer Kultur richten, die aus all den bisher so oft ungenügend beachteten Werten unserer schwäbischen Heimat Nahrung schöpft. Dies hoffen wir zu erreichen durch Aufklärung der breitesten Massen mit Hilfe geeigneter Veröffentlichungen in Wort, Bild und Vorträgen. Der Mitgliederbeitrag wird der Selbsteinschätzung überlassen, doch ist die ordentliche Mitgliedschaft schon bei einem Jahresbeitrag von Mk. 2.— zu erwerben, damit jedem Gelegenheit gegeben sei, an der großen Kulturarbeit mitzuwirken.

Es handelt sich hier nicht um eine Liebhaberei, sondern um eine Kulturfrage. Die Vaterlandsliebe wurzelt in der Heimatsliebe und niemand kann eine Gegend lieben, die aller Schönheit und Eigenart bar ist.

pflege über einschlägige Erfahrungen; er hatte gerade bei der Verschmelzung dieses Vereins mit dem Verein für Volkskunde zum neuen Verein *Badische Heimat* mitgewirkt und brachte so neue Anregungen.

Enttäuscht über die Verzögerung schien man zunächst – entsprechend der badischen Vorgehweise – an die Gründung eines Vereins *Schwäbische Heimat* zu denken, dessen Basis der Verein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege in Württemberg und Hohenzollern werden sollte. Man verwarf diesen Gedanken jedoch bald wieder, da, wie Fuchs meinte, die Hauptprobleme des Heimatschutzes nicht im ländlichen Bereich, sondern in der fortschreitenden städtischen und industriellen Entwicklung lägen.

12. März 1909: Gründungsversammlung des «Württembergischen Bundes für Heimatschutz»

Schließlich setzte sich – auch im Ministerium – die ursprüngliche Absicht durch, zwei Organisationen zu gründen: eine Institution mit staatlicher Autorität gegenüber Behörden, Gemeinden etc. und einen Verein beziehungsweise Bund zur Vorbereitung der *Kulturidee des Heimatschutzes im ganzen Volk*.

Am Vormittag des 12. März 1909, gleichzeitig mit der Gründung eines Landesausschusses, kam es im Saal der Stuttgarter «Bauhütte» schließlich zur seit langem vorbereiteten Vereinsgründung *unter glänzender Beteiligung einer großen Zahl von Männern und Frauen, Gelehrten und Künstlern, Fabrikanten, Offizieren, Beamten und Vertretern der Presse*. Den Vorsitz der Versammlung führte Professor Fuchs, der zu Beginn programmatisch formulierte: *Die Hauptaufgaben des Heimatschutzes erwachsen heute gerade in Württemberg aus der täglich fortschreitenden und noch einer großen Zukunft fähigen Industrialisierung des Landes. Wir erkennen die volkswirtschaftliche Notwendigkeit dieses Prozesses voll an und denken nicht daran, ihn zu bekämpfen, was wir doch nicht vermöchten. Aber wir sehen unsere Hauptaufgabe darin, ihn zu beeinflussen; nicht mehr des Alten zerstörend, als wirklich notwendig und andererseits neue, nicht nur materielle, sondern auch künstlerische Kultur schaffend, die der alten ebenbürtig ist. Das ist die große Frage, vor der wir heute gerade in Württemberg stehen: Wie kann bei der neuen industriellen Entwicklung unseres Landes eine neue, nicht nur technisch, sondern auch sozial und künstlerisch befriedigende Gestaltung unseres Landes, unserer Dörfer und Städte herbeigeführt werden?*

Nach diesen von allen Anwesenden mit «lebhaftem Beifall» aufgenommenen Leitsätzen verlas Wilhelm Meyer-Ilschen den Satzungsentwurf, der nach einer kurzen Diskussion um den Namen des neuen Ver-

Württembergischer Bund für Heimatschutz

Stuttgart } Datum des Poststempels
Ehlingen }
Sübingen }

26. 3. 19.
Hochwohlgebornen
F. Fuchs an Meyer-Ilschen

Ev. Hochwohlgebornen

die ergebene Mitteilung, daß der *Württembergische Bund für Heimatschutz* am 12. März d. J. gegründet worden ist. Wir bitten Sie höflichst, auf einliegender Karte anzugeben, ob und wieviel Exemplare des beigelegten Aufrufs Sie zur Verbreitung in Ihrem Bekanntenkreis zu übernehmen bereit sind, oder uns Adressen zur direkten Zusendung anzugeben. Gleichzeitig bitten wir Ihren Beitrag für das Jahr 1909 an unsern Kassenwart Bankier *August Fritsch* in Stuttgart, Königstraße 15, gütigst anweisen zu wollen, damit wir Ihnen die Mitgliedskarte und unsere erste Gabe zusenden können.

In vorzüglicher Hochachtung

Der Vorstand

Anlage:

- 1 Aufruf
- 1 Postkarte
- 1 Postanweisung

eins «en bloc» einstimmig gebilligt wurde. Deutlich brachte der § 1 des *Württembergischen Bundes für Heimatschutz*, wie der Verein nun hieß, die selbstgesetzten Ziele und Aufgaben zum Ausdruck, die im wesentlichen bis heute ihre Geltung behalten haben: *Der Zweck des Württembergischen Bundes für Heimatschutz ist, die schwäbische Heimat in ihrer natürlichen und geschichtlich gewordenen Eigenart zu schützen. Er erstrebt insbesondere: 1. den Schutz der Natur: Schutz der Eigenart des Landschaftsbildes, Schutz der einheimischen Tier- und Pflanzenwelt sowie der geologischen Eigentümlichkeiten (Naturdenkmäler). 2. den Schutz und die Pflege der aus früherer Zeit überkommenen Werke: der Bauten, beweglichen Gegenstände, Straßen- und Flurnamen (Denkmalpflege); Pflege und Fortbildung der überlieferten ländlichen und bürgerlichen Bauweise, der Volkskunst auf dem Gebiete der beweglichen Gegenstände, der Sitten, Gebräuche, Feste und Trachten.* Mit welcher Einmütigkeit diese Gründungsversammlung abließ, bewiesen auch die Wahlen, die



Professor Paul Schmohl, erster Vorsitzender nach der Gründung des Württembergischen Bundes für Heimatschutz bis 1914.

durch Zuruf erfolgten. Erster Vorsitzender wurde der Architekt Professor Paul Schmohl aus Stuttgart, der als Direktor der Königlichen Baugewerkeschule und als Leiter der Staatlichen Beratungsstelle für das Baugewerbe seit 1907 eine wichtige Rolle bei der Neubautätigkeit im Lande spielte. Zu seinen Stellvertretern wurden gewählt die Tübinger Professoren Fuchs, der als Nichtschwabe eine Kandidatur auf den ersten Vorsitz abgelehnt hatte, und Konrad Lange, der sich als engagierter Umweltschützer im Tübinger Alleinstreit mit seiner spitzen Feder weit über Württemberg hinaus Freunde – und Feinde – geschaffen hatte. Kassenverwalter wurde Bankier August Fritsch aus Stuttgart. Das Amt des Geschäftsführers übernahm Meyer-Ilschen; zu seinem Stellvertreter wurde Felix Schuster, Professor an der Königlichen Baugewerkeschule, ernannt.

Wie stark diese «Bewegung» – zumindest zahlenmäßig – war, zeigt sich darin, daß dem Vorstand ein 24köpfiger Beirat zur Seite gestellt werden konnte, dem u. a. die Vorsitzenden des Bundes für Vogelschutz, des Trachtenvereins, des Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege in Württemberg und Hohenzollern sowie der Württember-

gisch-Hohenzollerschen Vereinigung für Fremdenverkehr angehörten. Ja, auch die räumliche Ausdehnung des Bundes auf ganz Württemberg wurde schon bei der Gründung deutlich. In den «erweiterten Vorstand (Ausschuß)» wurden rund 70 (!) Personen gewählt, die aus allen Gegenden und Oberämtern Württembergs kamen. Um 12.15 Uhr konnte die Gründungsversammlung geschlossen werden: Der heutige SCHWÄBISCHE HEIMATBUND war unter dem Namen *Württembergischer Bund für Heimatschutz* geboren.

1910: Bund für Heimatschutz in Württemberg und Hohenzollern und rascher Aufschwung

Übrigens wurde schon nach einem und einem halben Jahr eine Namensänderung nötig. Im benachbarten Hohenzollern nämlich hatte sich am 29. Juli 1910 unter Assistenz des württembergischen Bundes eine weitere Landesgruppe des Deutschen Bundes für Heimatschutz konstituiert, die – obwohl autonom und eigenständig entstanden – unter der Voraussetzung, daß sie im Vereinsnamen berücksichtigt werde, gleich nach Gründung dem Nachbarbund beitreten wollte. Und so beschloß die erste Mitgliederversammlung am 27. Oktober 1910 mit der Aufnahme des hohenzollerischen Bundes auch gleichzeitig eine Änderung des Vereinsnamens:

Dr. Alfred Marquard, Syndikus, Geschäftsführer des Bundes von 1910 bis 1913.





Friedrich Freiherr von Gaisberg-Schöckingen,
erster Vorsitzender des Bundes von 1914 bis 1922.

Von nun an hieß er für die nächsten Jahrzehnte *Bund für Heimatschutz in Württemberg und Hohenzollern*. Erfreulich schnell, fast lawinenartig entwickelte sich die Zahl der Mitglieder. Im Gründungsjahr 1909 gab es rund 600 Eintritte, ein Jahr später hatte man schon über 2000 Mitglieder. 1911 war der Bund mit 3500 Mitgliedern zum stärksten Landesverein im Deutschen Bund für Heimatschutz geworden. Hand in Hand mit den steigenden Mitgliederzahlen ging die Gründung von Ortsgruppen. Am 1. März 1911 konnte sich der Bund auf 47 Ortsgruppen in Württemberg und auf vier in Hohenzollern stützen. Drei Monate später waren nochmals 32 (!) neu hinzugekommen.

Zu diesem raschen Aufschwung trug sicher das für «Propagandazwecke» von Walter Strich-Chapell gefertigte Plakat bei, das mit dem Wunsch, *möge das schöne, stille Bild, das so trefflich auf unsere Bestrebungen hinweist, nun in Stadt und Land den Bund bekannt machen*, auf den Hauptbahnhöfen und auf allen Bahnhöfen 1. Klasse in Württemberg zum Aushang kam und auch Eingang in viele Privat- und Geschäftshäuser fand.

Der «Bund» wird aktiv:
Reiherkolonie und Rottenburger Marktbrunnen

Mehr noch als das Plakat bewirkten sicherlich die überaus zahlreichen und durchaus fundierten Akti-

vitäten. Landauf, landab griff der Bund örtliche *Heimatschutzfälle* auf und trat mit grundsätzlichen Stellungnahmen zu überregionalen Problemen an die Öffentlichkeit. Der Bericht nach nur einjähriger Tätigkeit nennt bereits über 30 Einzelfälle: Schutz des Besigheimer Stadtbildes; Bebauung der Burghalde in Eßlingen; Wiederherstellung der Leonhardskapelle in Herbrechtingen; Restaurierung des Rottenburger Marktbrunnens; Schutz des St.-Maurus-Felsens beim Kloster Beuron; Renovierung des Karg-Altars in Ulm; Erhaltung des Uhlandhauses in Tübingen, Erhaltung einer Reiherkolonie des Freiherrn von Crailsheim auf Morstein, Erhaltung des Stadtgrabens in Kirchheim u. T., des Landturms bei Lauffen a. N., der fließenden Brunnen in Riedlingen, eines Wandgemäldes in Ehingen-Rottenburg, des Stadtgartens in Stuttgart, einer Ölmühle in Hirsau; Widerspruch gegen die Anlage eines Wirtschaftshauses in Göppingen, gegen einen unschönen Anbau an der Apotheke in Merklingen, gegen den Verkauf von alten kirchlichen Gegenständen in Hayingen und Neufra; Beratungen bei der Neuanlage von Friedhöfen in Lorch, Kirchheim und Großeislingen, beim Bau von Privathäusern in Neuenbürg und Tübingen, bei der Gestaltung einer Fabrikanlage in Meimsheim – um nur einiges zu nennen. Grundsätzlicher Natur waren die Gutachten zum Schutz der Alleen und Bäume, zum Schutz alter Holzbrücken, gegen die Verwendung von imitierten Quadern, Ziegeln und Schindeln in Blech bei ländlichen Bauten, weiterhin Gutachten zum Bau von Transformatorenhäusern an verschiedenen elektrischen Überlandzentralen oder zum Bau von Forstwarthäusern.

Untersucht man die Art und Weise, wie der Bund bei einzelnen Heimatschutzfällen vorging, wie er argumentierte, so wird deutlich, daß er sich Neuerungen – Bau von Straßen und Häusern, Kanalisation, Stromversorgung – nicht verschloß, aber auf die Erhaltung des Alten drängte und Eingriffe in bestehende natürliche Verhältnisse zu verringern suchte. So erklärte der Bund beispielsweise in seiner – im übrigen erfolgreichen – Stellungnahme gegen den Bau einer neuen Stauanlage in Besigheim, daß er generell die Opferung gewisser *Idylle der Landschaft* zu Gunsten der Schaffung *neuen Lebens* anerkenne, daß aber mit der Erhöhung der alten Wehre – die in ihrer Form dem alten Stadtbild angepaßt wären – genau soviel erreicht werden könne wie mit dem Bau eines neuen. Deutlich wird diese Argumentationsweise auch beim Gutachten zur geplanten Bebauung der Burghalde in Eßlingen, in dem es heißt: prinzipiell könne ein Eingriff in ein bestehendes charakteristisches Städte- und Landschaftsbild nur

Die Organisation des Bundes für Heimatschutz in Württemberg und Hohenzollern

a) Württemberg

Von den 47 Ortsgruppen ist Stuttgart die größte mit 458 Mitgliedern. Hier ist ein besonderes Ortskomitee, bestehend aus etwa 30 Herren, gebildet worden.

Weitere Ortsgruppen sind vorhanden in:

Alten	22 Mitglieder, Vertrauensmann	Oberbürgermeister Schwarz
Befigheim	13 " "	Oberpräzeptor Dr. Fritz
Biberach	36 " "	F. Hetsch, i. Fa. Dorn'sche Buchhdl.
Böblingen	19 " "	Stadtbaumeister Eberle
Cannstatt	52 " "	Hofbuchhandlung Reizel
Calmbach	14 " "	Pfarrer Löhrer
Calw	44 " "	Rechtsanwalt Rheinwald, Geschäftsstelle: A. Georgii, Buchhandlung
Eßlingen	64 " "	Richard Beschle, Eßlinger Zeitung
Fellbach	12 " "	Pfarrer Kraus
Feuerbach	21 " "	A. Kenngott
Geislingen	36 " "	
Gmünd	41 " "	
Göppingen	46 " "	Med.-Rat Dr. Engelhorn
Groß-Eislingen	17 " "	Schultheiß Vogel
Hall	60 " "	Fabrikant Lindberger
Heidenheim	93 " "	Buchhändler Rees
Heilbronn	14 " "	Hofrat P. Bruckmann
Hohenheim	16 " "	
Kirchheim u. T.	28 " "	Stadtschultheiß Marx
Künzelsau	27 " "	Oberamtmann Gös
Leonberg	40 " "	Untmann Dr. Klumpp
Liebenzell	13 " "	Architekt D. Braun
Ludwigsburg	18 " "	
Maulbronn	40 " "	
Murrhardt	18 " "	Prof. S. v. Zügel
Mergelstetten	16 " "	Schultheiß Maier
Möhringen a. F.	9 " "	Pfarrer Barth
Nagold	13 " "	Seminaroberlehrer Bach
Neuenbürg	25 " "	Freih. v. Gaisberg-Helfenberg
Ravensburg	84 " "	Amtsrichter Dr. Rauch
Reutlingen	85 " "	Untmann Nägele
Rottweil	68 " "	Stadtbaumeister Wäschle
Salach	10 " "	Schultheiß Kaiser
Schorndorf	56 " "	B.-M.: Stadtbaumeister Ziegler, Geschäftsstelle Buchhdl. R. Bacher
Schöntal	12 Mitglieder, Vertrauensmann	Apotheker d'Alleug
Tübingen	73 " "	Landgerichtsrat Lust
Ulm	87 " "	Stadtbaurat Romann
Waiblingen	14 " "	Apotheker E. Schäfer
Weingarten	10 " "	Stadtschultheiß Reich
Wasseralfingen	22 " "	Ratschreiber Sauter
Waldbuch	10 " "	
Zuffenhausen	19 " "	Ratschreiber Schleicher
b) Hohenzollern		
Gammertingen	10 Mitglieder, Vertrauensmann	} Oberamtmann v. Schulz-Hausmann in Haigerloch
Hechingen	23 " "	
Haigerloch	33 " "	
Sigmaringen	24 " "	Hofkammerassessor Ueberle in Sigmaringen.

Diese Liste der 47 Ortsgruppen bezieht sich auf das Jahr 1910; nach einjährigem Bestehen war die Mitgliederzahl von rund 600 auf 2600 angewachsen: «Der beste Beweis für das Verständnis, das unsere Sache in den weitesten Kreisen des Volkes gefunden hat».

Euer Hochwohlgeboren!

Wie Ihnen bekannt sein wird, findet im April in Nürtingen eine große Kunstausstellung statt. Wir werden aus diesem Anlaß am Sonntag nach Ostern, 19. April, unsere

Mitglieder-Versammlung

dort halten. Wir laden Sie als unser Mitglied ebenso herzlich wie dringend zur Teilnahme daran — besonders auch am Mittagessen — ein und bitten, **uns beifolgende Karte mit Ihrer Unterschrift zugehen zu lassen.** (Der Preis des Mittagessens wird etwa 2 Mk. betragen). Wir haben sämtliche ausstellende Künstler zu der Tagung eingeladen und hoffen, daß sich bei diesem Anlaß eine recht enge persönliche Fühlungnahme zwischen Künstler und Publikum entwickeln wird.

Mit Heimatgruß

der 1. Vorsitzende.

Friedrich Freiherr von Gaisberg-Schöckingen.

Regierungsrat Weihenmaier.

Pfarrer Kaufsch.

Fabrikant Schaufier.

Programm

für die ordentliche Mitgliederversammlung des Bundes für Heimatschutz
in Württemberg und Hohenzollern in Nürtingen

am Sonntag den 19. April 1914.

Vormittags von den Zügen an Besichtigung der Stadt unter Führung von
Nürtinger Herren. (Die Führer tragen ein Abzeichen.)

Geschlossene Mitgliederversammlung im Hotel Schöll (am Bahnhof) 11—12 Uhr.

Beratungsgegenstände:

1. Neue Satzung und Neuwahl des Vorstands, die wegen Eintragung ins Vereinsregister formell erforderlich ist.
2. Verhältnis von Bund und Ortsgruppen.

Öffentliche Hauptversammlung präzise 4 $\frac{1}{2}$ Uhr im Hotel Schöll am Bahnhof unter
freundlicher Mitwirkung der Singhore des Liederkranzes und des Sängerkranzes Nürtingen.

1. Begrüßungschor Hegele.
Sonntag ist's Breu.
2. Begrüßungsansprache des Bundesvorsitzenden, Herrn Friedrich Frei-
herrn von Gaisberg-Schödingen.
3. Vortrag von Herrn Landeskonservator Professor Dr. Göbler über „Das
historische Landesmuseum.“
4. Chor: Heimat Fischer.
5. Vortrag: von Herrn Oberstudienrat Dr. Lampert über „Schutz den
Pflanzen und Tieren unserer Heimat.“
6. Chor: Altdelfisches Liebeslied Speidel.
7. Ansprache des geschäftsführenden Vorstandsmitglieds Professor Dr. Lörcher
über „Heimatschutzarbeit.“
8. Chor: An meine Heimat Burkhardt.
9. Herr Oberreallehrer Dr. Rüd: Vortrag eigener Gedichte.
10. Lichtbilder zu den Vorträgen 3 und 5.
11. Chor: Im Feld des Morgens früh Burkhardt.
12. Theaterstück.
13. Chor: 's ist nirgends wie bei uns daheim Kromer.

Bemerkung: Die Kunstausstellung, Stadtkirche, Kreuzkirche, das Rathaus und Lehrerseminar
sind während des ganzen Tags geöffnet.
Anmeldungen zum Mittagessen werden möglichst frühzeitig an die Geschäftsstelle
(Stuttgart Baugewerkschule) od. an Herrn Bauwerkmeister Löffler Nürtingen erbeten.

gutgeheißen werden, wenn *zwingende wirtschaftliche Gründe* vorlägen, im aktuellen Fall jedoch könne die Stadt ihre Ausdehnungsbedürfnisse auch anderswo befriedigen.

Nach der Wasserleitung:
Abbrechen des Riedlinger Stadtbrunnens?

Dieser umfangreichen Tätigkeit des Bundes kam besondere Bedeutung zu, da in den meisten Einzelfällen allgemein interessierende aktuelle Probleme aufgegriffen wurden. So ging es im Fall des Stadtbrunnens von Riedlingen nicht nur um dessen Erhaltung, sondern um ein im ganzen Land anstehendes Problem, war es doch – so heißt es in der Verlautbarung – beinahe zur Regel geworden, daß, *sobald ein Städtchen an den modernen Segnungen der Wasserleitung Anteil gewinnt, man nichts Eiligeres zu tun hat, als den nun unnütz gewordenen Brunnen abzubrechen*. Und so galt die Stellungnahme des Bundes, *vom Standpunkt des Heimatschutzes aus muß man das Eingehen jedes laufenden Brunnens bedauern, das Abbrechen gar verhindern*, eben genauso außerhalb Riedlingens.

Daß diese grundsätzlichen Erklärungen auch bekannt wurden, dafür sorgten neben der regen Pressearbeit als *erfolgreiches Agitationsmittel* die seit Juni 1909 unter der Schriftleitung von Meyer-Ilschen herausgegebenen *Mitteilungen des Württembergischen Bundes für Heimatschutz*, an deren Stelle 1913 das *Schwäbische Heimatbuch* trat. Der Publizität diente auch eine rege Vortragstätigkeit, die von Fuchs, Lange, Schmohl und Schuster in der näheren Umgebung von Stuttgart ausgeübt wurde. Im ganzen Land unterwegs war Dr. Alfred Marquard, der seit 1910 an Stelle von Meyer-Ilschen Geschäftsführer geworden war. Er verband seine Tätigkeit als Syndikus des württembergischen Industrieverbandes mit *heimatschützerischen* Vorträgen und warb dabei eine außerordentlich große Zahl von Mitgliedern.

Stuttgart 1912:
2. internationaler Kongreß für Heimatschutz

Weit über Württemberg hinaus reichte die Wirkung des 1912 in Stuttgart durchgeführten zweiten internationalen Kongresses für Heimatschutz, an dem auch Vertreter französischer, englischer, belgischer und japanischer Heimatschutzbünde teilnahmen. Zwei Jahre vor dem Ersten Weltkrieg betonte der stellvertretende Vorsitzende des Bundes Professor Fuchs, die Heimatschutzbewegung verstärke zwar *die nationale Differenzierung der Völker*, doch dies könne ihren Beziehungen zueinander nur nützlich

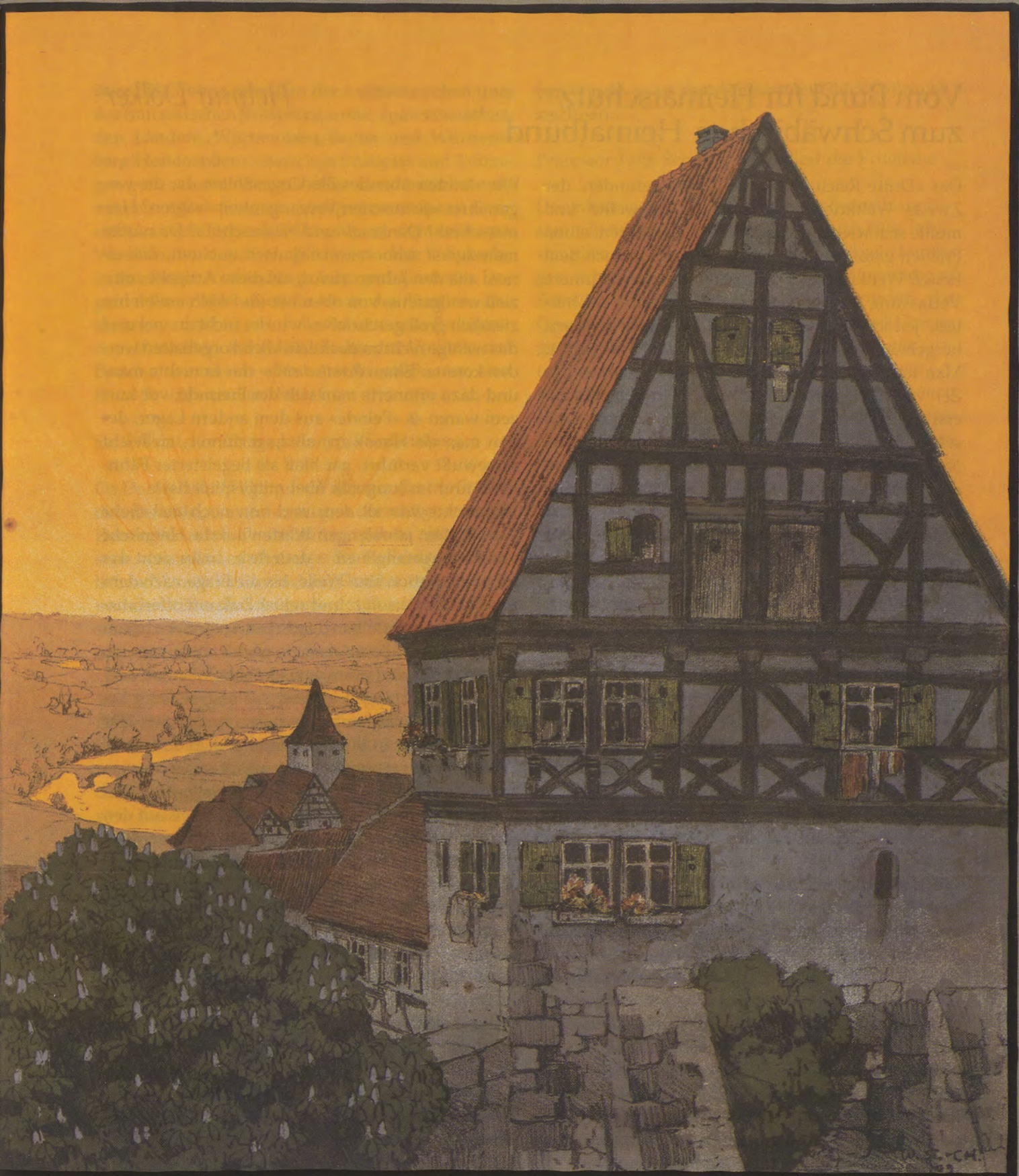
sein: *Denn nur wer die eigene Heimat liebt und schätzt, nicht in rohem sich überhebendem Chauvinismus, sondern in verfeinerter Gesinnung und Erkenntnis ihrer kulturellen Bedeutung, wird auch Heimat und Eigenart anderer achten*.

Die vielfältige, regsame Vereinstätigkeit blieb nicht ohne Widerspruch. Recht unerfreulich gestaltete sich anfangs das Verhältnis zum parallel gegründeten staatlichen Landesausschuß für Natur- und Heimatschutz, in dem paradoxerweise der Bund nicht vertreten war. So kam es wiederholt zu Reibereien, Verwechslungen, unnötiger Doppelarbeit. Im November 1910 stellte der Bund in seinen Mitteilungen fest, daß sich weder eine Arbeitsteilung noch ein offizielles Zusammenarbeiten ermöglichen lasse. Leider blieb dieses Neben- und Gegeneinander bis zur Auflösung des Landesausschusses nach dem Ersten Weltkrieg bestehen.

Kritik, eher Vorteil als Schaden

Schwierigkeiten erwachsen dem Bund mitunter auch aus seinen Stellungnahmen. Zwar arbeitete er fast überall mit den betroffenen Behörden und lokalen Gewalten zusammen, doch manchesmal geriet er auch in Widerspruch zu diesen. Wegen des engagierten Eintretens der beiden stellvertretenden Vorsitzenden Fuchs und Lange kam es in den Anfangsjahren wiederholt zu heftiger Kritik am Bund. Gegen den Kunsthistoriker Lange, der sich nicht scheute, auch außerhalb seines Berufsfeldes liegende Themen aufzugreifen und im Tübinger *Alleinstreit* für landesweites Aufsehen gesorgt hatte, zielte beispielsweise eine Debatte, die am 8. Juli 1909 im württembergischen Landtag abgehalten wurde und in der dem gerade gegründeten Bund der Vorwurf gemacht wurde, er behandle Württemberg als Raritätenkabinett, falle über Stadtverwaltungen her und behindere die Ausdehnung der kleineren Städte. Solche – natürlich energisch zurückgewiesene – Angriffe und «Diskreditierungen» konnten den Bund nicht aufhalten. Um so eifriger setzte er sich für seine Ziele ein.

Überschaut man diese ersten Jahre des *Bundes für Heimatschutz in Württemberg und Hohenzollern* bis zum Ersten Weltkrieg, so kann man tatsächlich feststellen, daß überraschend schnell *aus dem zarten Pflänzlein ein stattlicher, das Schwabenland überdachender Baum* geworden ist, wie es anlässlich des zwanzigjährigen Jubiläums einmal formuliert wurde. Und man möchte von diesem Schwung, dieser Begeisterung, auch von dieser Streitbarkeit der frühen Jahre noch manches, ja vieles dem 75jährigen Jubilar für heute und für alle Zukunft wünschen.



W. STRICH-CHAPELL



Württembergischer Bund für Heimeschutz

Vom Bund für Heimatschutz zum Schwäbischen Heimatbund

Helmut Dölker

Das «Dritte Reich» hatte sein Ende gefunden; der Zweite Weltkrieg war vorbei. Man wollte und mußte sich wieder an den Frieden gewöhnen, einen Frieden ganz neuer Art, wie es ihn auch nach dem Ersten Weltkrieg nicht gab. Damals war die innere Verfassung Deutschlands natürlich kräftig erschüttert, jedoch abgesehen vom Staatsleben in ihrem hergebrachten Zusammenhang erhalten geblieben. Man konnte die Fäden des Alltagslebens aus der Zeit vor 1914 wieder aufnehmen, ohne daß man zuerst nach einem Dach über dem Kopf suchen, nach seinen Freunden und Verwandten forschen mußte, ohne daß man nicht sagen konnte, in welchem Staat man nun eigentlich lebte, ob überhaupt in einem und wer darin rechtlich das Wort führen durfte und es auch führte. Dazu jetzt allenthalben noch DP's (Displaced Persons), von denen niemand wußte, ob sie bleiben wollten, ob sie zu bleiben hätten und gegebenenfalls wo und wie lange. Und dann in steigender Zahl als Landsleute die *Umsiedler, Heimatvertriebenen, Flüchtlinge*, wie sie je nach seiner geistigen Haltung und den örtlichen Gepflogenheiten der jeweilige Sprecher nennen wollte. Und neben all dem nicht zu vergessen die fremden Besatzungssoldaten verschiedener Nationalität, auf deren Reste von Speis und Trank man die Abfalleimer vor ihren Unterkünften gierig durchstöberte.

Nach 1945: Heimatschutz kein Thema mehr

Wer dachte da an den *Bund für Heimatschutz in Württemberg und Hohenzollern*, dem man als Mitglied vermutlich noch angehörte, sofern es ihn weiterhin gab? Hatte er sich nicht der Erhaltung alter Bau- und Kunstdenkmale, dem Schutz der heimischen Natur verschrieben? Wo waren jetzt aber seine Schutzgegenstände? Etwa in Hamburg, in Dresden oder näher bei uns in Reutlingen, in Pforzheim, in Ulm, gar in Heilbronn? Welche Werte waren nunmehr zu pflegen? Und wer konnte den Kopf so weit über den Rand seiner Wohnstatt oder Teilwohnstatt in einem überbelegten Wohnhaus hinausstrecken, um den Blick für eine solche Frage überhaupt frei zu haben? So etwas wie Heimatschutz war damals gar kein Gesprächsthema, höchstens ein mit wehmütigem Lächeln, mit einer Träne im Auge des Sprechenden aufkommender Nebengedanke in der Erinnerung an die Jugendzeit! Wie glücklich war man, daß es wenigstens keine Sirenentöne mehr gab. Bei uns nicht mehr – und Japan, das war ja weit weg!

Wie standen überdies die Ungezählten da, die wegen ihrer «politischen Vergangenheit» zagten? Heimatschutz? Denkmal- und Naturschutz? Da mußte man zuerst schon einmal danach trachten, daß einem aus den Jahren zuvor, als diese Aufgabe, offiziell wenigstens, von oben her und nach außen hin ziemlich groß geschrieben wurde, nicht zu viel und das wenige nicht zu nachdrücklich vorgehalten werden konnte. Einen *Persilschein* – das brauchte man, und dazu erinnerte man sich der Freunde; vor kurzem waren es «Feinde» aus dem andern Lager, denen man als Hauswart, als Lagerführer, vielleicht unbewußt verführt, gar bloß als begeisterter Fähnleinführer im Jungvolk übel mitgespielt hatte. Angesichts von all dem und von noch viel mehr – z. B. dem jahrelangen Warten auf die Heimkehr von Kriegsgefangenen – dauerte es, man sieht das leicht ein, schon eine Weile, bis die Frage nach dem *Bund für Heimatschutz* und seiner Zukunft offen ausgesprochen wurde. Ein deutlicher Anstoß dazu kam nach Stuttgart allem Anschein nach von dem in den frühen dreißiger Jahren gemäßregelten Peter Goeßler, jetzt in Tübingen lebend. Als angesehener Direktor des Württembergischen Landesamts für Denkmalpflege in Stuttgart hatte er sich da einmal am Telefon vergessen und seinem Gesprächspartner gegenüber den Unsinn der offiziellen Rassenlehre verhöhnt mit dem negativen Hinweis auf den «keltischen Spitzkopf» eines von ihm namentlich genannten, an hoher Stelle in der Regierung tätigen Mannes. Ein Kollege hatte das mitgehört und weitergemeldet, und mit der sofortigen Entlassung aus dem Amt kam Peter Goeßler noch sehr glimpflich davon. Daß der Bestrafte allerdings dann von Wilhelm Dörpfeld eingeladen wurde, über Herbst und Winter 1934/1935 nach Leukas zu kommen, sich mit ihm zusammen in die Fragen der klassischen Archäologie zu versenken und dadurch zu gesunden – was auch geschah –, das hatte wohl weder der hellhörige Amtsgenosse noch der parteigebundene Strafbefugte gehnt oder gewollt! Dieser Peter Goeßler also mit seiner auf weiter Weltsicht ruhenden Heimatliebe, der ließ nicht davon ab, immer wieder auf die Erweckung des augenscheinlich verschiedenen *Bundes für Heimatschutz* aufmerksam zu machen. Das geschah im Gespräch wie im Briefwechsel – 1945/1946 von großer Wichtigkeit für jede Nachrichtenübermittlung, da der Fernspreverkehr noch keineswegs ausgebaut war und niemand ohne einen Passierschein der Besatzungsbehörde

über die Grenze zwischen der amerikanischen und der französischen Besatzungszone, später zwischen den Ländern Württemberg-Baden und Württemberg-Hohenzollern, zwischen Stuttgart und Tübingen gehen durfte. Peter Goeßler stand natürlich wie mit seinen Bekannten in Stuttgart so auch mit Konrad Graf von Degenfeld-Schonburg, dem früheren Vorsitzenden des *Bundes für Heimatschutz* in Eybach, in brieflicher Verbindung. Jetzt war Graf von Degenfeld seit 1946 «Notvorstand» des Bundes. Zusammen mit Professor Felix Schuster aus Stuttgart, dem Treuesten der treuen Helfer im Umkreis des Bundes, war er für alles verantwortlich, was den *Bund für Heimatschutz* betraf.

Erste Kontakte im gespaltenen Württemberg

Da Dr. Helmut Dölker, der Verfasser des vorliegenden Berichts, von Amts wegen berechtigt war, die Zonengrenze zu überschreiten, gab es sich gleichsam von selbst, daß dieser die Rolle des persönlichen Vermittlers zwischen Goeßler in Tübingen und den «Bevollmächtigten» des *Bundes für Heimatschutz* in Nordwürttemberg – außer dem schon genannten Felix Schuster auch noch Professor Dr. Hans Schwenkel – übernahm. So erklärt sich, daß von den Verhandlungen in dieser Frühzeit, die Ende 1945 einsetzten, so gut wie kein schriftlicher Niederschlag in den Akten des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES zu finden ist. Als einen zweiten Grund dafür darf man allerdings keinesfalls außer acht lassen, daß Professor Schuster als völlig ausgebombt bei Verwandten in Sterbfritz bei Bad Brückenau Unterkunft gefunden hatte, dort jedoch über keine «Geschäftsstelle», nicht einmal über eine ihm passende Schreibgelegenheit verfügte. Auch in Stuttgart hätte er nicht unbeschränkt arbeiten können, da die gewohnte Geschäftsstelle – Breite Straße 7 – beim Luftangriff vom 25./26. Juli 1944 mit der gesamten Einrichtung, mit Akten und Büchern vernichtet worden war. Es gab also gar keine schriftlichen Unterlagen mehr, und jetzt mußten die meisten Schriftlichkeiten, wenn nicht alle, von ihren Verfassern, vielfach in überbelegten Wohnungen lebend, handschriftlich erledigt werden und somit in der Regel ohne Durchschlag bleiben. Kein Wunder, daß die Registratur des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES aus den Jahren 1945/1946 ganze drei Stücke enthält. Wenn sich darunter wirklich auch der Durchschlag von zwei Seiten eines engzeilig geschriebenen Briefs befindet, der am 5. Dezember 1945 von Felix Schuster in Sterbfritz an Peter Goeßler geschrieben ist und laut einem unscheinbaren Bleistiftvermerk auch an Professor Schwenkel gege-

ben wurde, so ist das als ein reiner Glücksfall zu bezeichnen.

Professor Felix Schuster formuliert die Probleme

Der inhaltreiche Brief enthält nämlich eine klare Zusammenstellung der Gedanken, die sich Felix Schuster über den *Bund für Heimatschutz* und sein künftiges Schicksal und über die dafür notwendigen Schritte machte. Diese Gedanken wurden die Grundlage für weitere Besprechungen und Überlegungen. Hier sind sie, wobei Kleinigkeiten aus späteren schriftlichen Äußerungen eingefügt sind:

1. Frage des künftigen Namens des *seit bald 6 Jahren steuerlosen und schließlich auf Strand geratenen Bundes für Heimatschutz*: Ist der Name unter den veränderten staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen noch brauchbar? Wird der Bund künftig ein Ganzes bleiben oder in zwei Teile zu zerlegen sein mit Sitz sowohl in Stuttgart wie in Tübingen, hier vielleicht in gemeinschaftlicher Geschäftsführung mit dem Schwäbischen Albverein, der durch Eugen Nägele jetzt schon ebenfalls dort untergebracht ist? – Ist *Heimatschutz* noch tragbar und sinnvoll? Gefahr des Mißverstehens in politischem Sinn!
2. Besteht noch Bedürfnis und Möglichkeit für die Mithilfe des Bundes bei der Bergung und Rettung der Überreste unseres Kulturerbes, bei der Weiterführung einer gesunden Überlieferung und für die Mitwirkung am Wiederaufbau zuerst der Städte, auch bei der Neubeschaffung von Wohnstätten, Bauten der Gemeinschaft usw.?
3. Der augenblickliche Bundesvorsitzende August Lämmle muß zum Rücktritt bewogen werden. Es ist zu sorgen für die Genehmigung der Weiterarbeit durch die Besatzungsmacht und für eine amtlich anerkannte Vereinsleitung.
4. Vorläufige Vereinsleitung: einem Vorschlag Peter Goeßlers entsprechend kommen dafür am meisten in Frage der frühere Vorsitzende (1922–1939) Konrad Graf von Degenfeld zusammen mit Professor Felix Schuster. Der Sache zuliebe erklärt sich dieser sogleich bereit, jedoch nicht für die Dauer, nur provisorisch.
5. Nötige Unterstützung der Beauftragten: Zusammensuchen der alten Mitglieder, Werbung neuer Mitglieder, Geschäftszimmer mit einfacher Einrichtung, Geschäftsführer, Mitarbeiter, Helfer im allgemeinen Sinn.
6. Schwäbisches Heimatbuch. Der Bund hat seinen Mitgliedern gegenüber Schulden, fünf Jahrgänge des Heimatbuchs sind seit 1941 bis jetzt nämlich ausgefallen. Für einen neuen Band (194 . ?) will Schuster sorgen.



Notar Hans Auwärter

7. Sind Tätigkeit und Arbeitsweise des Bundes in gewohnter Weise auch weiterhin möglich und durchführbar? Versammlungen, Vorträge, Besichtigungsfahrten, Tagungen und dergleichen, Veröffentlichungen, Ausstellungen. Was scheidet auf absehbare Zeit ganz aus? Was dann?

8. «Heimatschutz» im Namen und im Programm noch zeitgemäß? Im Zeichen demokratischer Freiheit überhaupt noch möglich? Welche Arbeitsgebiete sind zunächst in Angriff zu nehmen? (Vgl. 2.)

9. Zu den Nachbarländern, vor allem Baden und Bayern, rasch Beziehungen aufnehmen. Wie verhält man sich dort jetzt?

10. Stellung zu verwandten Organisationen und zu amtlichen Stellen? Sofort nach der behördlichen Genehmigung des Bundes Beziehungen zum Landesamt für Denkmalpflege und zum Schwäbischen Albverein aufnehmen.

11. Aufklärungs- und Werbehilfe bei Presse und Rundfunk suchen. alte Mitglieder (in alle Winde zerstreut) sammeln, neue (Jugend!) suchen.

Ob dieser Brief mittelbar oder unmittelbar, ganz oder in einzelnen Gedanken auch noch in andere Hände gekommen ist als in die der vorhin genann-

ten Herren Goeßler und Schwenkel? Es läßt sich wohl vermuten. Auf alle Fälle hat sein Inhalt manchen, die von früher her im engeren Umkreis des Bundes für Heimatschutz tätig waren, den Anstoß gegeben, wieder Fühlung zu suchen. Das zeigen neben dem zum Teil erhaltenen, leicht ansteigenden Briefwechsel die häufiger werdenden Gespräche, in kleinen Gruppen in verschiedenen Privatwohnungen oder auch in zufällig freien Amtsräumen geführt, je nach den Besprechungspunkten mit wechselnden Teilnehmern. In allen Fällen war der Gedankenaustausch sachlich und lebhaft.

Äußere Not und Schatten des «Dritten Reiches»

In den erhaltenen schriftlichen Äußerungen häufen sich die Klagen über die Nöte der Zeit und die unvermeidlichen persönlichen Beschwerden. Sehr willkommen war allen Beteiligten, daß es Felix Schuster im Sommer 1946 offenbar gelungen war, eine Behelfsunterkunft in Stuttgart-Degerloch zu bekommen. Jetzt war er wenigstens wieder in der Nähe greifbar. Erschüttert ist man noch im Nachempfinden, wenn man auch in den allgemeinen, sehr sachlich gehaltenen Briefen von Beschwerden auf allen Seiten liest: da fehlen noch die Telefonanschlüsse; da muß man sich bei den seltenen Eisenbahnfahrten nach Stuttgart – z. B. Graf von Degenfeld von Geislingen, Professor Goeßler von Tübingen – genaue Zeitpläne machen, um die notwendigsten Besuche und Gespräche in den kurzen Stunden des Aufenthalts zwischen den spärlichen Zugverbindungen unterzubringen; da fehlt es zu Hause an Arbeitsplatz und ausreichender Beleuchtung. Am 20. März 1947 schreibt Felix Schuster an Helmut Dölker, er fühle sich in Degerloch ziemlich verlassen, da er niemand habe, mit dem er Fragen wie etwa die der Neufassung der Satzung besprechen könnte. In einem Brief vom Mai 1949 an Hans Schwenkel heißt es: *In meiner Behausung sieht es aus wie in einer Räuberhöhle; alle Papiere müssen sachlich und zeitlich bündelweise aufeinander liegend auf dem Stubenboden Platz finden.* Entsprechende Klagerufe kommen an Schuster von Schultze-Naumburg und Ludwig Finckh. Graf von Degenfeld klagt darüber, daß er durch die Aufgaben im Zusammenhang mit der angeordneten Bodenreform immer wieder von allem Tun für den Bund abgehalten werde.

Nicht zu vergessen unter den Schwierigkeiten der Zeit sind natürlich die Sorgen der noch nicht «Entnazifizierten». In den Briefen wird davon gesprochen, daß der und jener jetzt ohne oder – je nach seiner Belastung aus dem «Dritten Reich» – mit Bußgeld durch die Spruchkammer gekommen sei

und damit nun auch für die Gespräche und die Zukunft des Bundes zur Verfügung stehe. Ein Aufsehen erregender Fall für den Kreis der Beteiligten war die Spruchkammerverhandlung von Hans Schwenkel, die auf Grund einer kritischen Zeitungsglosse wiederholt wurde und im zweiten Verfahren zu einem um nahezu 1500 RM höheren Bußgeld gegenüber dem Urteil im ersten Verfahren führte.

Alles, was hier berichtet wurde und berichtet wird, stützt sich nicht allein auf die schriftlichen Zeugnisse aus jener Zeit, sondern wesentlich auch auf das persönliche Miterleben im Kreis der Gesprächsleute. Ging es da etwa darum, einen neuen Teilnehmer beizuziehen, so war die erste Frage, die gestellt werden mußte – zumeist nicht unmittelbar an ihn persönlich gerichtet, um ihn nicht in Verlegenheit zu bringen, sondern über einen seiner Bekannten –, wie seine Haltung im «Dritten Reich» gewesen sei. Das war nicht immer leicht und einfach zu lösen und selten so klar wie bei August Lämmle, dem damals bereits zurückgetretenen Vorsitzenden (vgl. dazu Schwäbisches Heimatbuch 1940 S. 1–5, 141 f.).

Allgemeiner Wunsch:
den Bund am Leben zu erhalten

Auf 13. Dezember 1946 konnte Professor Schuster Vertreter der für den *Bund für Heimatschutz* wichtigen amtlichen Stellen und seiner Freunde zu einer Besprechung in den Sitzungssaal des Kultministeriums einladen. Die Notwendigkeit, den Bund am Leben zu erhalten und dazu seine Satzung neu zu fassen, wurde allgemein begrüßt und gewünscht. Wenn einzelne Namen aus dem Kreis derer genannt werden dürfen, die, sei es in Person oder in brieflichem Verkehr, an dem so in Gang kommenden Gedankenaustausch teilhatten, so wären es etwa diese: Hans Auwärter, Graf von Degenfeld, Helmut Dölker, Werner Fleischhauer, Peter Goeßler, Hermann Gretsch, Adolf Gscheidle, Friedrich Konzelmann, Rudolf Lempp, Ernst Müller, Oskar Rühle, Felix Schuster, Hans Schwenkel, Albert Walzer. Dazu käme als sachverständiger Ratgeber aus der Ferne der erfahrene Fachberater im Deutschen Heimatbund, Dr. Werner Lindner. Aus der Zahl der hier Genannten bildeten sich auch die Gruppen, die sich in ziemlich regelmäßigen Zusammenkünften mit den von Felix Schuster zusammengestellten Gedanken über die Zukunft des *Bundes für Heimatschutz* besprachen.

Schwer lastete lange die Frage nach einem neuen Namen für den Bund auf allen; *Heimatschutz* mußte unbedingt vermieden werden. Immer wieder hatte



Konrad Graf von Degenfeld-Schonburg, erster Vorsitzender des Bundes für Heimatschutz von 1922 bis 1939.

man sich mit einer brauchbaren Neufassung des § 2 der Satzung, Zweck des Vereins – vgl. Schwäbisches Heimatbuch 1940, S. 143; Schwäbisches Heimatbuch 1949, S. 178 – zu befassen. Einige Zweifel gab es über die künftige Jahresgabe an die Mitglieder: bleibt es beim jährlichen Heimatbuch, oder gibt der Bund eine Zeitschrift heraus?

Suche nach einem Vorsitzenden «ohne politische Vergangenheit»

Weitaus am schwersten war das Problem der Wahl eines neuen Vorsitzenden. Mehrere Namen waren dafür schon genannt worden. Von der Mehrzahl allerdings mußte und wollte man mit dem Blick auf die «politische Vergangenheit» absehen, auch wenn sie die «Entnazifizierung» durch eine Spruchkammer schon hinter sich hatten wie z. B. Professor Schwenkel, obwohl er 1939 bei der von der Partei geforderten Neuwahl des Vorsitzenden von höherer Parteiseite im Lande zugunsten von August Lämmle zurückgewiesen worden war. Von anderen möglichen Kandidaten mußte man absehen, da sie sich deutlich und ausgesprochen von allem zurückhielten, z. B. Dr. Richard Schmidt vom Denkmal-



Prof. Dr. Hans Schwenkel

amt, und von einer Vereinsleitung nichts wissen wollten. Eine von dem vom Amtsgericht auf 29. November 1947 zum Notvorstand bestellten Graf Degenfeld ins Büro Auwärter einberufene Mitgliederversammlung brachte die Frage einen entscheidenden Schritt der Lösung näher. Auf der Tagesordnung stand als Punkt 1: Wahl des Vorstands. Gewählt wurden, wie nicht anders zu erwarten war, als vorläufiger Vorstand der Ehrenvorsitzende Konrad Graf von Degenfeld, als stellvertretender Vorsitzender Professor Schuster und der bewährte Notar Auwärter als Schatzmeister.

Was die endgültige Wahl des Vorsitzenden betraf, so lag bei der Sitzung noch kein Vorschlag auf dem Tisch. Doch persönliche Gespräche, die unter maßgebenden Teilnehmern nach der Sitzung folgten, waren fruchtbar. Peter Goeßler und Graf von Degenfeld standen beide unter dem beachtenswert guten Eindruck, den das nicht mehr ganz junge Mitglied Präsident i. R. Dr. Alfred Neuschler, geb. 1874, auf sie gemacht hatte. Als Vorstand der Hochbauabteilung des Innenministeriums kraft Gesetzes seit 1. September 1939 altershalber i. R., jetzt durch neue Berufung auf der Stelle des Vorstands

des Verwaltungsgerichtshofs Bebenhausen wieder tätig. Die Herren waren sich über seine Eignung zum Vereinsleiter völlig einig.

Im Briefwechsel mit Felix Schuster nennt Graf von Degenfeld am 20. Dezember 1947 zum ersten Mal den Namen Neuschler: *Durch das Auftreten von Herrn Neuschler bei unserer Sitzung ist mir der Gedanke gekommen, ob er nicht für uns eine geeignete Person sein könnte.* Von da an begegnet er immer wieder sowohl in den Gesprächen wie im Briefwechsel, jeweils in verschiedenem Zusammenhang.

Solange Graf von Degenfeld bei erträglicher Gesundheit und Kraft war, ließ man sich noch Zeit mit einem förmlichen Schritt bei Präsident Dr. Neuschler. Erst am 4. August 1948 schrieb der stellvertretende Vorsitzende Professor Schuster den entscheidenden Brief an ihn und bat ihn, sich für diese Wahl zur Verfügung zu stellen. Schon am 8. August antwortete Neuschler. Er dankte für die Ehre des Antrags, bat aber im Blick auf seinen Auftrag in Bebenhausen und auf sein Alter, das Augenmerk auf eine andere Persönlichkeit zu richten; er sei jedoch zu weiteren Besprechungen in der Angelegenheit bereit. Diese folgten, wobei ausdrücklich Professor Schwenkel, gelegentlich auch einzelne Mitglieder aus dem laufenden Gesprächskreis eingeladen wurden. Es war unvermeidlich, daß man in den Besprechungen mit Neuschler auch schon von den anstehenden dringenden Aufgaben des Bundes sprach. Zu diesen zählte die Frage Wiederaufbau des Marktplatzes in Freudenstadt, neues Bild des Stuttgarter Schloßplatzes, Erhaltung des Neuen Schlosses, Hoppenlaufriedhof, Arbeit der ZAS – Zentrale für den Aufbau Stuttgarts – jetzt mit Professor Hoß als Vorstand anstelle von Dr. Doecker. Auch die Frage einer bewußten Ausweitung des Tätigkeitsgebiets des Bundes wurde immer wieder erörtert; von diesem Punkt wird gleich noch die Rede sein.

Dr. Alfred Neuschler wird Vorsitzender

Bei allen Gesprächen nahm Präsident Neuschler gedankenfördernden, sehr sachverständigen Anteil. Am Ende war er kaum mehr aus dem Besprechungskreis wegzudenken, und es wurde immer klarer, daß nun seine Zusage als Bewerber um den Bundesvorsitz nicht mehr lange auf sich warten lasse. Am 5. November 1948 gab Felix Schuster einen weiteren Lagebericht an Dr. Lindner. Darin ist die Rede hauptsächlich von der Arbeit im Organisatorischen: Sammlung der alten Mitglieder, Neuanlegen der Kartei, fortlaufende Suche nach Hilfskräften, nach brauchbaren Geschäftsräumen für die Dauer, Plan für das nächste Heimatbuch u. a. Dann

heißt es: *Wir [d. i. Schuster und Schwenkel] kommen etwa alle 14 Tage bei Schwenkel zusammen, d. h. außer uns beiden noch Herr Präsident i. R. Neuschler, den wir als Nachfolger in der Vorstandschaft für Herrn Graf Degenfeld in Aussicht haben. Letzterer ist für uns schon seit Monaten verschollen, d. h. wir haben seither nichts mehr von ihm erfahren trotz wiederholten brieflichen Anfragen. Herr Schwenkel hat sich pensionieren lassen und sich bereit erklärt, zu meiner Entlastung (da ich seither allein auf weiter Flur bin) bei unserem Bund für Heimatschutz mitzuarbeiten, auch Dr. Gretsche hat sich uns zur Verfügung gestellt.*

Daß man seit 1. Juli 1948 in Frau Lisbet Wittek eine erfahrene und leistungsfähige Büroangestellte gefunden hatte, ist in dem Bericht nicht erwähnt; im gegenwärtigen Zusammenhang sollte es hier aber nicht übergangen werden; Frau Wittek war bis Ende Juni 1965 beim Bund tätig.

Präsident Neuschler hatte, als Schuster seinen Bericht an Lindner schrieb, also seine Zusage gegeben. Die Mitgliederversammlung zur Wahl und zur Entscheidung über den neuen Namen sowohl des *Bundes für Heimatschutz* wie auch seiner mit dem Jahr 1950 beginnenden Zeitschrift anstelle des Schwäbischen Heimatbuchs war bereits für den 5. Februar 1949 vorgesehen.

Volkskunde, eine sinnvolle neue Aufgabe?

In der Zwischenzeit gab es noch eine gewichtige Schwierigkeit zu lösen. Es ging um eine Verbreiterung des vom Bund zu bearbeitenden Aufgabenfeldes. Die Begründung dafür lag rund 20, 25 Jahre zurück. Es war in den 20er Jahren, als unter der Leitung von Peter Goessler das Landesamt für Denkmalpflege in neuer Gestalt aufgebaut wurde, nun auch die Vorgeschichte und den Naturschutz umfassend. Goessler hatte damals den Gedanken, daß für eine Pflege und Erhaltung auch der nicht greifbaren Denkmale der Volkskultur gesorgt werden müsse und daß deshalb das Denkmalamt auch über eine Abteilung für Volkstum verfügen sollte. Zu ihrem Leiter wurde August Lämmle berufen; er wirkte bis 1938. Dann blieb die Stelle unbesetzt, bis 1946 Helmut Dölker darauf ernannt wurde. Mit seiner etwas neueren Auffassung von «Volkskunde», als sie August Lämmle vertreten hatte, änderten sich auch Art und Tätigkeit der jetzt *Landesstelle für Volkskunde* genannten Abteilung. Während August Lämmle neben wissenschaftlich wertvollen Stoffsammlungen – Flurnamen, Volkslieder, Sitte und Brauch – den Nachdruck seiner Arbeit über rund fünf Jahre im NS-Staat auf die Förderung von volkstümlichen Veranstaltungen – Trachtenschauen, Volkstanz-



Dr. Alfred Neuschler, erster Vorsitzender vom 5. Februar 1949 bis zum 17. Juni 1956.

veranstaltungen; mundartliche Dichtung u. a. – legte, zweifelt die wissenschaftliche Volkskunde, vor allem seit der Zeit des «Dritten Reichs», an der Echtheit solchen volkstümlichen und volkstümelnden Tuns. Sie sieht «Volk» nicht bloß im Lebenskreis des bäuerlich/dörflichen Menschen und eines wertbeständigen, unveränderbaren Menschenbilds aus der Vergangenheit, womöglich in völkisch nationalistischer Sonderung und Bindung, vielmehr als die lebende, sich also auch ändernde, nicht einzelpersonlich gesehene Menschengruppe in geschichtlich – im weitesten Sinn – gebundener Gemeinschaft. Die wissenschaftliche Aufgabe der Volkskunde – man hat in dieser Hinsicht anstelle des uns vertrauten Wortes seit Jahren auch schon Nationaethnologie gesagt – ist es, das Leben solcher Gruppen in ihrem Werden und Sein auf das Verhalten des Einzelwesens als Glied der Gemeinschaft zu beobachten und die Ergebnisse in ihrer Verschiedenheit zu erkennen, zu vergleichen und zu deuten (vgl. Schwäbisches Heimatbuch 1949 S. 66 ff., S. 143 f.). Der neue Leiter suchte nun, von der Landesstelle für Volkskunde aus weitere Kreise über das Fach Volkskunde und seinen Sinn zu unterrichten und

auf diesem Weg auch Mitarbeiter, Beobachter und Sammler zu gewinnen. Dazu dachte er auch an die Gründung einer Zeitschrift und an Lehrveranstaltungen. Anstatt aber einen neuen Verein bzw. eine neue Zeitschrift ins Leben zu rufen, wollte er lieber mit verwandten Einrichtungen zusammengehen und somit unnützen Wettbewerb und unnötige Doppelarbeit von vornherein vermeiden. Dafür bot sich der neu erstehende *Bund für Heimatschutz* mit seiner zu erwartenden Zeitschrift als besonders günstige Möglichkeit an.

Streit endet mit inhaltlicher Erweiterung

Als Sprecher für Kollegen und Freunde, die ihn zu einer Entwicklung in der umrissenen Art ermutigten, z. B. Karl Bohnenberger, Peter Goeßler, Fritz Ernst, Oskar Rühle, Albert Walzer, Ernst Müller, Friedrich Konzelmann und – mehr im Hintergrund stehend als wohlmeinende Kräfte – der Kultminister Theodor Bäuerle, von weiter her sogar Theodor Heuss, setzte sich Dölker nun mit Professor Schuster in Verbindung, um ihm seine und seiner gleichgesinnten Helfer Gedanken vorzutragen. Ohne Zweifel stark beeinflusst von dem Erscheinungsbild der *Volkskunde* unter August Lämmle und von der bedauerlich kritischen Haltung mancher damaligen Vertreter der Kunstgeschichte dem Fach gegenüber trat Schuster dem Plan keineswegs freundlich entgegen. Er machte in seinen Briefen keinen Hehl daraus, daß für ihn Dölker *aufs Ganze gehe* und zu denen gehöre, die einen Generalangriff auf das Historische überhaupt, damit auch auf Traditionsgebundenes führen; die *Volkskunde* sei eben *rückwärts gewandt und wolle mit den brennenden Fragen der Gegenwart nichts zu tun haben* . . . *Einige jüngere Herren von der Volkskunde und vom Museumswesen haben das dringende Bedürfnis empfunden, eine eigene gut ausgestattete Zeitschrift zu gründen und dazu womöglich einen eigenen Verein als Grundlage für die Zeitschrift, ohne aber, wie sie treuherzig versichern, dem Bund für Heimatschutz dadurch Konkurrenz machen zu wollen* . . . *Ich persönlich bin ja der Meinung, daß uns nicht so sehr eine Aktivierung der Volkskunde, d. h. eine Beschäftigung mit Dingen der Vergangenheit und des Museumswesens not täte, sondern eine Aktivierung der Erziehung der Erzeuger, vor allem des Handwerks und der Verbraucher, heißt* es in einem anderen zusammenfassenden Bericht Schusters an Lindner vom 7. Januar 1949.

Nach einem Gespräch in der Angelegenheit zwischen Professor Schuster, Professor Schwenkel, Helmut Dölker und bereits auch schon Präsident Neuschler am 6. Dezember 1948 schrieb Neuschler noch am selben Tag, um *die Erörterung schriftlich wei-*

terzuspinnen, an Professor Schwenkel. Er legte ihm dar, daß nach seiner Meinung Professor Schuster *der aufgerollten Frage nicht allzu viel Teilnahme entgegenzubringen schien*. Seine eigene Auffassung gehe dahin, daß verwandte Bestrebungen sich nicht zersplittern, sondern mit allen Mitteln nach Zusammengehen und Einheit streben sollten. Eine Schwierigkeit erhebe sich nur in der Frage der Finanzierung einer Zeitschrift; abgesehen davon sehe er keinen Grund zur Ablehnung der Bestrebungen auf einen Zusammenschluß; damit könnte der erweiterte Verein die Aufgaben des Heimatschutzes in der bisherigen Weise unter der Geschäftsführung Schwenkels wahrnehmen.

Eine weitere Besprechung, zu der «die *Volkskundler*» auf 23. Dezember 1948 in die Landesstelle für Volkskunde nach Esslingen eingeladen hatten, wurde von Felix Schuster Professor Schwenkel gegenüber als *eigentlich ergebnislos* bezeichnet, während Präsident Neuschler nicht unbefriedigt davon war und mit guter Hoffnung auf eine Einigung einem weiteren Gespräch zwischen Schuster, Schwenkel, Dr. Schmidt und ihm selbst am 3. Januar 1949 entgegensah. Am gleichen Tag heißt es in einem Brief von Neuschler an Dölker, daß *keine Parallel- und damit Konkurrenzorganisationen für die nicht artverschiedenen Bestrebungen nebeneinander treten sollen* und daß über die zweckmäßigste Gestaltung einer gemeinsamen Vereinsarbeit Professor Schwenkel – Professor Schuster ziehe sich zurück – die Fragen *Heimatbuch – Zeitschrift, Personelles, Finanzielles* usw. nächstens mit Dölker besprechen wolle. Bei einem sachverständigen und offenen Gespräch müßte sich eine beiderseits befriedigende Lösung finden lassen. Und so geschah es auch. Damit war der anfangs so schwierig erscheinende Fall gelöst.

Erste Mitgliederversammlung am 5. 2. 1949: SCHWÄBISCHER HEIMATBUND

Einen Monat vor der entscheidenden Mitgliederversammlung am 5. Februar 1949 im Saal des Stuttgarter Landesgewerbemuseums war in den strittigen Punkten Einigkeit erreicht: der *Bund für Heimatschutz* nimmt seine Arbeit im überlieferten Sinn voll wieder auf. An Stelle des Schwäbischen Heimatbuchs tritt von 1950 an als freie Gabe an die Mitglieder die sechsmal, später viermal, jährlich erscheinende Zeitschrift mit dem Titel *Schwäbische Heimat*. Ein Abschlußband des Schwäbischen Heimatbuchs wird auf das Jahr 1949 herausgegeben. Künftig gehört die *Volkskunde* als weiteres Fachgebiet in das Arbeitsprogramm des Bundes. Diese Erweiterung seiner Tätigkeit erleichtert die Änderung des Na-

mens zu SCHWÄBISCHER HEIMATBUND. Als Vorsitzender wird Präsident i. R. Dr. Alfred Neuschler der Mitgliederversammlung vorgeschlagen. Die Mitgliederversammlung am 5. Februar 1949 verlief planmäßig. Präsident Neuschler wurde zum Vorsitzenden gewählt. Zur Erinnerung an die Gründung des Bundes für Heimatschutz vor 40 Jahren fand dann am 22. Mai 1949 im Kursaal in Bad Cannstatt eine Feier statt. Der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND bestand. Sein Vorsitzender Präsident i. R. Dr. Alfred Neuschler gewann in seiner klaren, ruhigen, verantwortungsbewußten und unbedingt sicher wirkenden Art, dazu mit seiner überaus fleißigen, sachverständigen Arbeit bald die bereitwillige Unter-

stützung des Vorstands und die allgemeine Achtung und Verehrung der Mitglieder. Es gelang dem neuen Vorsitzenden noch 1949, in Dr. Adolf Schahl einen von der Kunstgeschichte herkommenden, begabten, tüchtigen und geschickten Geschäftsführer zu finden. Somit war der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND nun instand gesetzt, sein neues Leben zu beginnen und gleich von Anfang an den vielfältigen, zum Teil sehr gewichtigen Aufgaben der Nachkriegszeit, die in reicher Zahl auf ihn zukamen, gewachsen zu sein. Auch die einst umstrittene Aufnahme der Volkskunde unter die Arbeitsgebiete des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES hat sich bewährt.

Entscheidung des Nationalkomitees vom 3. November 1983: Rettet die Denkmäler vor schädlichen Umwelteinflüssen!

Die Rettung der deutschen Wälder ist zu einer von allen politischen Kräften geforderten und unterstützten zentralen Aufgabe der 10. Legislaturperiode des Deutschen Bundestages geworden. Drastische Maßnahmen werden erforderlich sein, um die Verschmutzung der Luft, des Wassers und des Bodens einzudämmen und damit weiterer Zerstörung Einhalt zu gebieten.

Aber es darf dabei nicht allein um die Erhaltung unserer natürlichen Lebensgrundlagen gehen; denn auch unser kulturelles Erbe ist in höchster Gefahr. Die gleichen Schadstoffe zerfressen mit wachsender Geschwindigkeit den Stein unserer Dome, Kirchen, Rathäuser, Bürgerhäuser und sonstigen Baulichkeiten einschließlich archäologischer Denkmäler aus vielen Jahrhunderten und Kunstepochen. Sie gefährden die Farbe der alten Glasfenster, sie bedrohen Kunstgegenstände aus Metall und Holz. Es kommt auch hier darauf an, die Ursachen für den Zerstörungsprozeß an unersetzlichen Zeugen unserer deutschen und unserer gemeinsamen europäischen Vergangenheit einzudämmen.

Es ist zu begrüßen, daß sich die politischen Kräfte unseres Landes der Aufgabe, die Verunreinigung von Luft, Wasser und Boden zu bekämpfen, zunehmend annehmen. Es darf nicht allein das Waldsterben die Zielrichtung bestimmen. Die Bewahrung der Zeugen unserer kulturellen Entwicklung sollte dabei gleichgewichtig im Blickfeld stehen.

Das Deutsche Nationalkomitee für Denkmalschutz appelliert

– an Bundesregierung, Bundestag und Bundesrat, die in Aussicht genommenen einschneidenden

gesetzgeberischen Maßnahmen zum Schutz von Luft, Wasser und Boden zugleich auch auf den besseren Schutz der überkommenen historischen Bausubstanz auszurichten,

– an die Bundesregierung, die Förderungsmittel zur Erforschung geeigneter Schutzmittel zur Konservierung von Stein, Metall, Glas und Holz zu erhöhen, die vorhandenen Forschungskapazitäten verstärkt zu koordinieren und nach Wegen zu suchen, die es ermöglichen, die Forschungsergebnisse noch schneller und breiter in die Praxis umzusetzen,

– an den Bundestagsausschuß für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau, zu diesem Fragenkreis ein öffentliches Hearing durchzuführen, wie dies der Innenausschuß zum Waldsterben bereits jetzt tut,

– an die Länder, die Städte, Kreise und Gemeinden, diese Bemühungen im Bundesbereich nachdrücklich zu unterstützen und eigene Sofortprogramme zur Abwendung der größten Schäden zu erarbeiten,

– an Bund und Länder, ausreichende Mittel zur Beseitigung von Umweltschäden an Denkmälern bereitzustellen und zu prüfen, ob unter Berücksichtigung des Verursacherprinzips zusätzliche Mittel auch von den Verursachern der Umweltverschmutzung eingefordert werden können.

Der Verfall bedeutsamer Bau- und Kunstwerke schreitet fort, jetzt muß gehandelt werden. Eine geteilte Nation ist mehr als jede andere darauf angewiesen, die Zeugen einer großen Vergangenheit zu bewahren. Wer sie preisgibt, gibt sich selber auf.

Steinerzerstörung an Kulturdenkmälern durch sauren Regen

Denn auch die Steine in der Mauer werden schreien, und die Sparren am Balkenwerk werden ihnen antworten.
(Habakuk 2,11)

Wenn ich dem Propheten Maleachi vom Weltgerichtsportal der Esslinger Frauenkirche in sein zerstörtes Angesicht schaue, so wünsche ich mir, sie könnten wirklich schreien, die Steine. Es wäre ein ohrenbetäubender Lärm, der uns entgegenschallen würde von Kirchtürmen, Schlössern und Bürgerhäusern, von Brunnen, Bildstöcken und Grabsteinen. Sie würden alle den gleichen Klageruf ausstoßen: Handwerker und Künstler vergangener Generationen haben uns aus formloser Masse zu Kunstwerken gebildet, und ihr Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts, was macht ihr aus uns? Formlosen, dreckigen Stein. Wir tragen pockennarbige, vom Aussatz befallene Gesichter, weil ihr die Luft verpestet.

Schwefeldioxid und Stickoxid heißt unter anderem das Teufelszeug, das Menschen, Wälder und Steine sterben läßt. Wir verdanken dies der schonungslosen Industrialisierung und Technisierung. 3,5 Millionen Tonnen Schwefeldioxid blasen die bundesdeutschen Schornsteine Jahr um Jahr in die Landschaft, nahezu unverändert seit nunmehr zwanzig Jahren. Die Verschmutzung der Luft mit Stickoxiden hat sich, vor allem durch die zunehmende Motorisierung, seit der Mitte der sechziger Jahre noch um mehr als die Hälfte verstärkt – von 2,0 auf 3,1 Millionen Tonnen pro Jahr.

IRMA, die Immissions-Raten-Meß-Anlage am Ulmer Münster, registriert seit mehr als zehn Jahren, daß durchschnittlich vierzig Milligramm Schwefeldioxid pro Tag auf jeden Quadratmeter des Gotteshauses niederrieseln. Die Spitzenwerte im Winter während der Heizperiode betragen 160 Milligramm pro Tag und Quadratmeter. Zu vergleichbaren Ergebnissen kamen die Wissenschaftler der Aerosolmeßstelle Schauinsland, die die Schadstoffbelastung für das Freiburger Münster ermittelt haben. In Mark und Pfennig ausgedrückt klingt dies dann so: Für die Behebung der dringendsten Schäden am Ulmer Münster müssen in nächster Zeit vier Millionen Mark bereitgestellt werden. Für Steinrestaurierungsarbeiten am Freiburger Münster sind seit 1964 zehn Millionen Mark ausgegeben worden. Oder wenden wir es kunsthistorisch: *Der schönste Turm der Christenheit* wurde in den vergangenen achtzig Jahren zu sechzig Prozent vom Gift in der Luft zerfressen. Er wird zu seiner eigenen Kopie.

Zwischen Mühlsteine geraten

Händeringend dringend weisen Baufachleute und Denkmalpfleger schon seit geraumer Zeit darauf hin, daß in unseren Kunst- und Kulturdenkmälern aus Naturstein eine Zeitbombe tickt. Siegbert Lukkat stellt in einem Aufsatz von 1973 fest: *Die Wirkung von Luftverunreinigungen auf Materialien unterscheidet sich nun grundsätzlich von der auf Lebewesen: Das letztere kann der Einwirkung eines Schadstoffes durchaus widerstehen, solange nicht ein gewisser, für das betreffende Lebewesen spezifischer Grenzwert der Schadstoffkonzentration überschritten wird. Beim Material – der toten Materie – ist das anders: Hier muß man von der Tatsache ausgehen, daß, wenn überhaupt die Möglichkeit einer chemischen Reaktion zwischen der betreffenden Luftverunreinigung und dem betreffenden Material gegeben ist, in jedem Fall eine Wirkung zu erwarten ist, wenn die Konzentration dieses Schadstoffes größer ist als Null. Das bedeutet, daß ein Material den Schadstoff – wenn auch meist in Form eines Reaktionsproduktes – integriert, bis der im Falle des Natursteins zunächst latente Schaden dann plötzlich sichtbar wird. Zur Veranschaulichung dieses Vorgangs sei dabei an die schöne Fabel von dem Kamel erinnert, das solange mit immer weiteren Lasten belastet werden konnte, bis schließlich das Gewicht einer noch hinzugefügten einzigen Flaumfeder es zum Zusammenbrechen brachte.*

Daß das Kamel demnächst zusammenbrechen wird, dafür gibt es äußere Anzeichen genug. Die alarmierenden Meldungen über schwere Steinschäden an Gebäuden und Skulpturen häufen sich von Tag zu Tag. Als Beispiele listete das Landesdenkmalamt Baden-Württemberg unlängst in einer Dokumentation nur Großprojekte auf, weil eine Erfassung sämtlicher Patienten überhaupt nicht möglich ist. Es sind dies außer den Münstern in Freiburg und Ulm: das Heiligkreuzmünster in Schwäbisch Gmünd, die Stiftskirche St. Peter und Paul in Bad Wimpfen, die ehemalige Klosterkirche in Salem, die Friedenskirche in Ludwigsburg, die Christuskirche in Mannheim. Die Liste läßt sich beliebig verlängern.

Offensichtlich stießen aber alle Warnungen der Fachleute auf taube Ohren. Andernfalls müßte es längst wie im benachbarten Ausland bei allen Landesdenkmalämtern Labors geben, in denen die Möglichkeiten der Steinkonservierung erprobt und erforscht werden. Es müßte in der Bundesrepublik längst ein zentrales Institut vorhanden sein, in dem Forschungsergebnisse zusammengefaßt werden



Figur des Propheten Maleachi vom Weltgerichtsportal auf der Südseite der Esslinger Frauenkirche. Die Aufnahme ist um 1900 gemacht und zeigt den Propheten am Originalstandort. Bis auf kleine Beschädigungen an den Gewandfalten und an der Spitze des rechten Fußes ist die Plastik noch vollständig erhalten. Der Text des Schriftbandes ist noch gut lesbar: *ecce dies veniet succen . . .* (Maleachi 3.19: *Ecce enim dies veniet succensa quasi caminus – Denn siehe es kommt der Tag, der brennen soll wie in Ofen*).

und Forschungsaufträge vergeben werden. Andernfalls wäre vielleicht auch schon viel früher und intensiver über die Luftreinhaltung diskutiert worden. Aber erst seit der vielbesungene deutsche Wald dem Exitus entgegengeht, nimmt die Öffentlichkeit auch andere Umweltschäden zur Kenntnis.

Einen Stein auf dem Herzen haben

Es muß für die Menschheit furchtbar sein, wenn sie einst aus ihrem Schlaferwacht . . . Viele Jahrhunderte wird die einstige Menschheit am Werk sein müssen, um all die Zeugen unserer Unkultur wieder beiseite zu räumen. So



Die Aufnahme des Propheten Maleachi, die 1984 gemacht worden ist, zeigt wie gut der saure Regen sein Werk vollendet hat. Aus dem gotischen Kunstwerk ist ein dürftiges Fragment geworden. 1969/70 wurde diese Plastik am alten Standort durch eine Kopie ersetzt, das Original, oder besser, das, was davon übrig ist, ist heute im Turmmuseum der Esslinger Frauenkirche aufgestellt.

schrieb der erste Vorsitzende des Bundes Heimatschutz, Paul Schultze-Naumburg, 1905 in einer Flugschrift.

Es ist tatsächlich alles andere als eine Erkenntnis unserer Generation, daß Natursteinmaterial, vor allem Kalk- und Sandstein, mit dem Beginn der Industrialisierung wesentlich schneller zu verwittern begannen als in den Jahrhunderten zuvor. Das englische Parlamentsgebäude, das 1840 gebaut wurde, zeigte schon zwanzig Jahre später so schwere Schäden, daß sich beide Häuser damit beschäftigten. Gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts diskutierte man in ganz Deutschland, ob der Rauch der Eisen-

bahn an der wachsenden Zerstörung des Kölner Domes beteiligt sei. Die Schäden durch schweflige Säure schienen der Generation unserer Väter und Großväter so bedrohlich, daß der Tag für Denkmalpflege und Heimatschutz 1922 folgenden Aufruf verabschiedete: *Der in Stuttgart versammelte Tag für Denkmalpflege und Heimatschutz lenkt die Aufmerksamkeit der Regierungen und Volksvertretungen im Reich und in den Ländern auf die stetig zunehmende Gefahr hin, der eine Anzahl unserer bedeutendsten großen kirchlichen Baudenkmäler in ihrem baulichen Bestande und ihrer künstlerischen Erscheinung ausgesetzt sind. Die Eigentümer der Bauten sind zurzeit meistens nicht mehr imstande, die Kosten für deren Erhaltung aufzubringen. . . . Der Tag für Denkmalpflege und Heimatschutz richtet daher an die Regierungen und Volksvertretungen im Reich und in den Ländern die dringende Bitte, mit tunlichster Beschleunigung zureichende Mittel für die Erhaltung dieser unserer Nationaldenkmäler bereitzustellen.* Oberbaurat Wachter aus Ulm führte damals aus: *Waren es früher nur die allgemeinen Witterungseinflüsse, welche dem Bauwerk schadeten, so hat sich in neuerer Zeit ein weiterer, viel gefährlicherer Feind hinzugesellt. Es ist dies die schweflige Säure, mit der heute die Atmosphäre durch den Steinkohlenrauch durchsetzt ist. Deren Wirkung erkennt man deutlich, wenn man z. B. die am Ulmer Münster in den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts verwendeten Keupersandsteine aus dem württembergischen Neckartal mit den gleichen zur selben Zeit am bayrischen Königsschloß Neu-Schwanstein verwendeten Steine vergleicht. In Ulm, über dem eine mit Kohlenrauch versetzte Atmosphäre lagert, sind diese Steine in erschreckender Weise angefressen. Dagegen am Schloß Neu-Schwanstein, das zwar stärksten Einwirkungen von Wind und Wetter ausgesetzt ist, aber in rauchfreier Luft sich be-*

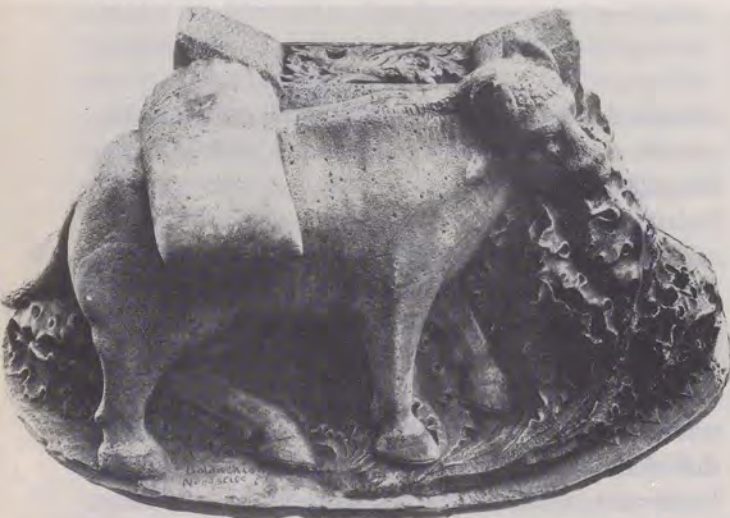
findet, sind keinerlei Verwitterungen wahrzunehmen, wie ich mich selbst in allerletzter Zeit persönlich überzeugt habe.

Freilich gab es für die Denkmalpfleger und Kunsthistoriker in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts keinen Zweifel daran, daß man mit den Schadstoffen leben müsse. Sicher auch deshalb, weil sich wohl keiner, auch nicht in seinen kühnsten Phantasien, vorstellen konnte, welche Emissionsmengen die Menschen und ihre Umwelt würden verkräften müssen.

Man könnte ebensogut Steinen predigen

Den weitsichtigen Baufachleuten und Restauratoren war aber dennoch damals schon klar, daß die Zeitbombe zu ticken begonnen hatte. Weil die Ausbesserungsarbeiten mit dem Fortgang der Verwitterung nicht Schritt halten konnten, hielten z. B. die Münsterbauhütten von Ulm und Freiburg einen beträchtlichen Teil der Zierarchitektur und Bauplastik in Gipsabdrücken fest. Sie dienen neben alten Zeichnungen und Fotos noch heute den Steinmetzen als Vorlagen für Kopien der bis zur Unkenntlichkeit zerstörten Originale, und sie liefern auch den Beweis, daß Wind und Wetter in 600 Jahren weniger Schaden angerichtet haben als die verschmutzte Luft in einigen Jahrzehnten. Zum Jahresende 1983 verschickte die Freiburger Münsterbauhütte einen Neujahrsgruß, der eine deutliche Sprache spricht. Zwei Abbildungen sind auf dieser «Glückwunschkarte» gegeneinander gestellt. Sie zeigen einmal den Gipsabguß einer Konsole, der um 1900 gemacht worden ist. Ein Esel, der einen Sack auf dem Rücken trägt, ist in jedem Detail

Freiburger Münster. Links der Gipsabguß von 1900 der Konsole von 1250, rechts der Zustand der Konsole am 1. Februar 1982.



genau zu erkennen. Die zweite Abbildung zeigt –, ja was zeigt sie denn? Ein kopf- und schwanzloses Monstrum mit drei Beinen; aber ist es nun eine Katze, ein Hund oder gar ein Elefant? Es ist das Original der Figur von 1250, das 1982 vom Bau abgenommen worden ist.

Man wundert sich, daß es bei so augenfälligen Beispielen immer noch Beschwichtiger gibt, die selbst der exakten naturwissenschaftlichen Analyse des Steinzerfalls keinen rechten Glauben schenken wollen. Ihre Sprache entlarvt sie. Es sind dieselben, die nicht vom Waldsterben, sondern von neuartigen Waldschäden sprechen.

Es wird kein Stein auf dem anderen bleiben

Natürlich hat es zu allen Zeiten Verwitterungserscheinungen an Steinbauten und Steinplastiken gegeben. Es ist immer wieder schlechtes Material verwendet oder das Material ist schlecht verarbeitet worden. Sonne, Wind, Regen, Schnee und Frost haben die Steine geschwächt. Moose, Algen und Mikroorganismen haben das Steingefüge zerstört. Diese Beschwichtigungen können aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß sich der natürliche Verwitterungsprozeß in den letzten Jahrzehnten mit der wachsenden Umweltbelastung rasend beschleunigt hat.

In den verschiedensten wissenschaftlichen Untersuchungsreihen ist nachgewiesen worden, daß der rapide Zerfall in erster Linie durch Schwefeldioxid ausgelöst wird. Schwefeldioxid, das am Stein abgelagert wird, verbindet sich mit Wasser, also mit Regen, Nebel und Tau, und wird zu Schwefelsäure. Die Schwefelsäure dringt in die Poren des Steines ein und reagiert mit seinen Kalkbestandteilen. Es entstehen dabei leichtlösliche Sulfate. Diese Schwefelsalze wiederum werden an die Oberfläche geschwemmt, dem Stein wird Bindemittel entzogen, das Steingefüge wird gelockert. Zu diesem chemischen Zerstörungseffekt kommt noch ein physikalischer hinzu. Die Sulfate, die im Stein verbleiben, quellen bei Verdunstung des Wassers zu Gipskristallen auf. Durch die Vergrößerung des Volumens tritt im Stein eine Sprengwirkung ein. Der Stein sandet oder plattet ab. Nun haben, wenn der Stein erst einmal angegriffen ist, auch die natürlichen Verwitterungskräfte ein sehr viel leichteres Spiel.

Aus Steinen Brot machen wollen

Es tritt also eine Kettenreaktion ein. Aber wir lebten ja nicht im Zeitalter des Fortschritts, hätte nicht die Industrie Heilmittel gegen den Schaden anzubieten,



Esslinger Frauenkirche, Prophet Maleachi.
Detailaufnahme der Figur auf Seite 125.

den sie selbst mitverursacht hat. Die verschiedensten Firmen haben Präparate entwickelt, die den umweltgeschädigten Stein härten, gegen Feuchtigkeit schützen oder fehlendes Bindemittel ersetzen sollen. Kieselsäureester hat sich als geeignetes Festigungsmittel erwiesen, Silikone und Silane können das Eindringen von Wasser in den Stein verhindern. Die Volltränkung mit Acrylharz macht Steindenkmale gegen Witterungseinflüsse völlig unempfindlich.

Aber, und dieses Aber kann man nicht groß genug schreiben, mit all diesen Mitteln ist noch lange kein Allheilmittel gefunden. Schon die Vorstellung, daß ganze Heerscharen von Restauratoren auf riesigen Gerüsten herumturnen, um vom Kölner Dom bis zum Ulmer Münster alle Kathedralen mit Konservierungsmitteln anzupinseln, ist ziemlich aberwitzig. Allein die Masse der geschädigten Denkmale aus allen Epochen schließt diese Methode aus, zumal z. B. Silikone wiederum selbst verwittern. Der wesentlichste Punkt aber ist, daß fast jeder Schadensfall ein Einzelfall ist, daß nicht jedes Mittel



Rottenburger Marktbrunnen

Oben links: Kopie von 1911 nach der Restaurierung von 1983.

Unten links: Kopie von 1911 im Zustand von 1977.

Oben rechts: Das Original – seit 1911 abgenommen und unter Dach, heute in der St.-Moritz-Kirche aufgestellt – ist deutlich weniger verwittert als die Kopie im Jahre 1977. Man vergleiche z. B. die Kniekachel der Rüstung.

Rechte Seite: Original am alten Standort. Aufnahme etwa 1900.



für jeden Stein das Richtige ist. Im Gegenteil, die Konservierung mit dem falschen Mittel kann zu weiterem Substanzverlust führen. Die Tatsache, daß jedes Objekt der speziellen Untersuchung und Behandlung bedarf, und daß lange Testreihen vonnöten sind, macht die Arbeit der Denkmalpfleger so schwierig.

Den Stein des Sisyphus wälzen

Nach Lage der Dinge bleibt also den Konservatoren auch in nächster Zukunft weitgehend nur die Möglichkeit, krankes Steinmaterial durch gesundes zu ersetzen. Was uns aber bleibt, ist eine traurige Ansammlung von Kopien, trotz der Handwerkskunst von Steinmetzen und Bildhauern. Wir müssen zusehen, wie lebendige Zeugen der Geschichte durch Schattenwesen ersetzt werden; zur Diskussion darüber, ob oder ob nicht, ist schon lange keine Zeit mehr.

Auf diesem Hintergrund mutet es einem seltsam an, wenn man in der ersten Nummer der *Mitteilungen des Württembergischen Bundes für Heimatschutz* von 1909 liest: *Daraus ergibt sich für uns Menschen der Gegenwart als unverbrüchliches Gesetz diesen alten Monumenten gegenüber: Möglichst wenig verändern, möglichst wenig erneuern, auf keinen Fall aber unnötig abreißen und durch Kopien ersetzen! Kein Mensch, der etwas von der Sache versteht, interessiert sich für die moderne Kopie eines mittelalterlichen Brunnens. Kein Kunstfreund wird eine Stadt besuchen, um an einer Kopie des Marktbrunnens aus dem Jahre 1909 zu sehen, wie sich ein Bildhauer der Gegenwart die spätgotischen Formen des 15. Jahrhunderts gedacht hat, und spätere Generationen werden über die Irreführung, die darin liegt, nicht besonders erbaut sein.*

Professor Lange aus Tübingen ist es, der sich hier in der Frage engagiert, ob der Marktbrunnen von Rotenburg am Neckar wegen seines schadhaften Zustandes durch eine Kopie ersetzt werden soll. Die Kopie wurde 1911 aufgestellt, das Original der Brunnensäule hat heute seinen Platz in der St.-Moritz-Kirche gefunden. Wenn man allerdings den Zustand des Originals mit dem der Kopie vergleicht, wird man wohl zugeben müssen, daß es ein Glück ist, daß sich Professor Lange damals nicht durchsetzen konnte. Die Kopie, die nun seit gut siebzig Jah-

ren auf dem Rottenburger Marktplatz steht, mußte nämlich im Herbst des vergangenen Jahres schon wieder restauriert werden. Die Gegenüberstellung des alten und des neuen Brunnens führen ebenfalls zu dem Befund: der sprichwörtliche Zahn der Zeit scheint sich in den letzten Jahrzehnten zu einem Vampirzahn gewandelt zu haben.

Der Stein kommt ins Rollen

1,5 Milliarden Mark, das ist die Gesamtsumme für Umweltschäden an Gebäuden in der Bundesrepublik. Diese Bilanz hat den Bundesbauminister zu der Aussage veranlaßt, daß ihnen dieselbe Aufmerksamkeit geschenkt werden muß wie dem Waldsterben. Wie diese Aufmerksamkeit konkret aussehen wird, darauf darf man gespannt sein. Ende Februar hat der baden-württembergische Innenminister Dr. Heinz Eyrich angekündigt, das Land werde in den länderübergreifenden Gremien darauf hinwirken, daß die vorliegenden Forschungsergebnisse zur Steinkonservierung in einer Dokumentation zusammengefaßt würden und daß eine Koordinierungsstelle geschaffen werden solle. Als Soforthilfe hat der Minister ein Sonderprogramm für das Land ins Auge gefaßt. Zwei Millionen Mark pro Jahr sollen für Konservierungsmaßnahmen an besonders gefährdeten Skulpturen eingesetzt werden. Außerdem soll beim Landesdenkmalamt eine Planstelle für einen Steinrestaurator geschaffen werden. Er soll wie seine Kollegen in anderen Bundesländern naturwissenschaftliche Theorie und denkmalpflegerische Praxis unter einen Hut bringen.

Zwei Millionen pro Jahr sind sicher nur ein kleiner Tropfen auf den «weichen» Stein, aber man hat nun wenigstens doch im baden-württembergischen Innenministerium den Anfang gemacht, um dem Übel beizukommen. Das Übel an der Wurzel packen kann man freilich nur mit einer einzigen Methode: Die Schadstoffbelastung der Luft muß drastisch vermindert werden. Hier ist man in Baden-Württemberg auf gutem Weg, aber der Weg wurde viel zu spät beschritten. Die Zeitbombe tickt weiter, und künftige Generationen werden unsere Generation daran messen, ob wir die Explosion verhindert haben oder nicht. Der Stein wird uns noch lange auf dem Herzen liegen.

Ein 300jähriges Fachwerkhaus in Obersulm-Sülzbach

Gerhard Wieland-Klug

Zu den drei prächtigen, vermutlich vom Kloster Schöntal errichteten Fachwerkhäusern in Sülzbach gehört auch das Gebäude Eberstädter Straße 11, das einen riesigen gewölbten Weinkeller aufweist. Erbaut wurde es im Jahr 1684. Das frühe 18. Jahrhundert fügte das «Türmle», einen durch seine vier geschnitzten Eckbalken ausgezeichneten Anbau, hinzu. Schon vor Jahrzehnten war eine Instandsetzung des Gebäudes dringlich geworden. Unsachgemäße Eingriffe – wie die Entfernung von Fachwerkteilen im Erdgeschoß und im Südgiebel in den 60er Jahren – drohten weitere Verluste der Denkmalqualität nach sich zu ziehen. Der Erwerb durch den jetzigen Besitzer brachte 1979 die Wende. Zug um Zug konnte das Haus außen und auch mit wesentlichen Teilen des Innern instand gesetzt werden und seine einstige Schönheit wiedergewinnen. Mit diesem Beispiel ist ein Signal für weitere denkmalpflegerische Maßnahmen in der Umgebung und im Ort gesetzt worden.

Reich verzierter Eckbalken; man vergleiche auch das Titelbild, das den Erker, das «Türmle», mit den auffallenden Eckbalken deutlich zeigt.



Mit dieser Begründung hat der Vorsitzende des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES, Professor Willi K. Birn, Gerhard Wieland-Klug und die Restauratoren Heidelinde und Norbert Malek mit dem Peter Haag-Preis 1983 ausgezeichnet, mit dem beispielhaftes denkmalpflegerisches Engagement von Privatleuten und ihren Mitarbeitern herausgehoben werden soll. Doch nun hat der Eigentümer selbst Gelegenheit, dieses Haus vorzustellen, seine Wiederherstellung und seine Baugeschichte.

Liebe auch nach dem ersten Blick

Es war im April 1978, als Freunde anriefen und mir mitteilten, in der Zeitung sei ein Bericht über ein altes Fachwerkhaus abgedruckt. Dieses Haus stehe seit Jahren leer, sei denkmalgeschützt und sei – was ja auch nicht ganz unwichtig wäre – verkäuflich. Kurz entschlossen wurde mit den Freunden zusammen das Haus besichtigt. Beeindruckend die herrlich ge- und beschnitzten Balken des Giebels und des Erkers. Doch die Lage, der Zustand und die Größe ließen gewisse Zweifel aufkommen. Beim Herumgehen um dieses Objekt fand ich an der alten Kelter, die direkt nebenan steht, einen kleinen Durchlaß, der auf ein anderes altes Haus zuführt. Ich ging durch diesen kleinen Durchlaß und stand vor einem alten Fachwerkhaus mit Türmchen, Erker und schiefhängendem Fachwerkanbau. Das Mauerwerk des Hauses war herrlich blau-lila angestrichen. Seit Jahren oder Jahrzehnten hatte dieses Haus keinen Handwerker mehr gesehen. Seit diesem Augenblick war klar: wenn überhaupt ein altes Haus, dann nur dieses oder keines. Es war Liebe auf den ersten Blick. Das Problem war nur, daß es eigentlich nicht verkäuflich war. Die Lösung dieses Problems beanspruchte beinahe eineinhalb Jahre. Stockwerk um Stockwerk, Gartenanteil um Gartenanteil mußte in mühsamen Gesprächen erworben werden. Im Sommer 1979 war es dann endlich soweit, die Kaufverträge konnten unterschrieben werden.

Jetzt war ich also Besitzer eines denkmalgeschützten Fachwerkhauses. Von nun an ging's – hoffentlich – bergauf. Im Frühjahr 1980 begann nach Auszug aller Mieter dann die Renovierung. Mit viel Eigenleistung, mit guten und selbst auch begeisterten Handwerkern wurde geklopft, geschippt, gemauert. Ca. 30 Container Dreck und Schutt wurden abgefahren. Es wurde überlegt, wie man Histori-



Blick in den Treppengiebel des Hauses nach der Restaurierung.

ches mit Neuem am besten verbindet, wie man den Komfort des 20. Jahrhunderts in ein Haus aus dem Jahre 1684 möglichst unauffällig und dezent einbaut.

Die Freude am Baufortschritt überwog den unausbleiblichen Ärger, verdrängte unliebsame Überraschungen. Idealismus und eine durch nichts zu erschütternde Begeisterung sind wohl die Grundbedingungen, die vorhanden sein müssen, um die Wiederbelebung einer alten Bausubstanz einigermaßen gut zu überstehen. Die Verpflichtung des Bewahrens und Erhaltens, die man sich mit solch einem Objekt einhandelt, ist mit allen positiven und negativen Seiten lebenslänglich.

«ANNO DOMINI 1684 J.A.R.» – diese Inschrift steht über der Eingangstüre auf einem geschnitzten Balken. Zu dem Zeitpunkt ist wohl der rechteckige Grundbau als eichenes Ständerfachwerk errichtet worden. Als einziger Teil dieser Bauphase ist der Giebelerker über der Türe mit Zierfachwerk gebaut worden. Ansonsten wurden nur die Knaggen des Südgiebels mit Rosetten beschnitzt.

Das *Türmle* mit den vier Eckfiguren ist mit Sicherheit erst einige Zeit später angebaut worden. Der gesamte Eindruck weist schon stark barocke Züge auf. Leider können die Buchstaben und Zahlen in den Wappenschildern der unteren Eckfiguren nicht mehr entziffert werden, so daß eine exakte Datierung unmöglich erscheint. Vielleicht kann das Jahr 1714, das in einem Schlußstein im Gewölbekeller eingemeißelt ist, als An- oder Umbaujahr angesehen werden. In dieser Zeit ist wohl auch die barocke Stuckdecke im großen Zimmer des ersten Stockes entstanden, die unter sehr großem Aufwand erhalten worden ist.

Als letzter Erweiterungsbau ist um 1800 der westliche Anbau ausgeführt worden. Danach wurden keine Anbauten bzw. große Änderungen mehr vorgenommen. Lediglich um 1960 wurde im Erdgeschoß das Fachwerk zur Straßenseite hin und an Teilen des Südgiebels herausgenommen, angeblich wegen Einsturzgefahr eines gebogenen Tragbalkens am Eingang, und durch eine Backsteinwand ersetzt. Dieser Stilbruch ist bei den Instandsetzungsarbeiten 1980 wieder entfernt worden.

Bei den Renovierungsarbeiten ist sehr großer Wert auf die Erhaltung der historischen Bausubstanz gelegt worden. So wurden zwei alte Haustüren aus dem 18. Jahrhundert aufgetrieben, instand gesetzt und eingebaut. Bei der Innenraumgestaltung wurde zum größten Teil die alte Raumaufteilung belassen, originale Barocktüren eingebaut, Balkendecken freigelegt, die erwähnte Stuckdecke gerettet und ein Geländer aus dem 18. Jahrhundert eingefügt. Im Flur und in einem weiteren Raum sind die alten gebrannten Tonplatten – wohl auch 18. Jahrhundert –, die im Getreideboden des zweiten Obergeschosses vorhanden gewesen sind, wieder verwendet worden.

In der Oberamtsbeschreibung Weinsberg wird 1861 das Haus wie folgt erwähnt: *An der Nordseite des Dorfes zeichnet sich ein von einem ehemaligen Kaufmann im städtischen Stil gebautes Haus mit einem Garten aus, in welchem eine Hopfenanlage war. Jetzt ist das Haus an einen Bauern verkauft seit 1848.* im Heimatbuch Weinsberger Tal wird das Haus wie folgt erwähnt: *Im Dorf sind schöne Häuser mit Holzfachwerk, darunter sind viele Eckbalken mit prächtiger Schnitzarbeit vorhanden.* (Der unter dem östlichen Eckständer ist abgebildet.)

Weitere Nachforschungen über die Baugeschichte, Vorbesitzer etc. haben noch zu keinem Erfolg geführt. Es kann sich nicht um einen «einfachen Bauern» gehandelt haben, der nur wenige Jahrzehnte nach dem 30jährigen Krieg ein für damalige Zeiten großes und aufwendiges Haus in Sülzbach erbaut hat.

Ein Haus mit Zukunft – Das Talhaus in Horb

Schon im späten 15. Jahrhundert wird das «Talhaus» in Horb erwähnt, doch dürfte das Gebäude in seiner heutigen Form aus dem 16. Jahrhundert stammen. Von seiner Funktion als Scheuer zeugen die mächtigen hölzernen Stützen im Innern, welche die Lasten in den einzelnen Stockwerken zu tragen hatten. In den 70er Jahren war das Haus dem Zusammenfallen nahe, doch gelang es dem von Horber Bürgern getragenen «Talhaus-Förderverein», das Interesse der Öffentlichkeit für die Erhaltung des Gebäudes zu wecken. 1979 erwarben es die jetzigen Besitzer und sanierten es von Grund auf. Dabei gelang es ihnen, trotz des schlechten Bauzustandes die alte Bausubstanz im wesentlichen zu erhalten. Das Talhaus wurde nicht nur bewohnbar gemacht, sondern dient gelegentlich im Erdgeschoß auch als Treffpunkt bei kulturellen Veranstaltungen.

Eine Urkunde mit diesem Text hat der Vorsitzende des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES, Professor Willi K. Birn, am 16. Oktober 1983 an Nina und Guido Michielin sowie an den Architekten Albrecht Laubis übergeben und sie damit mit dem Peter Haag-Preis 1983 ausgezeichnet. Dies geschah im Rahmen einer Veranstaltung, die im Erdgeschoß des Horber Talhauses stattgefunden hat. Die Eigentümer schildern im folgenden Artikel die Vergangenheit dieses eindrucksvollen Baus, seine Wiederherstellung und die Umnutzung zu Wohnzwecken.

Wer gut aufgehoben am obersten Giebelfenster des Talhauses sitzt, achtzehn Meter über dem Verkehr der häßlichen Altheimer Straße, mit Blick auf Dächer, Giebel und Türme der sehenswerten Horber Stadtkulisse, dem fällt es schwer, nur sachlich über dieses Haus zu schreiben. Als unsere Familienabordnung 1979 zum ersten Mal vor der alten Fachwerkscheuer stand, da war es so etwas wie Liebe auf den ersten Blick.

Ende des 16. Jahrhunderts gebaut?

Über die Entstehungszeit des Talhauses läßt sich mit Sicherheit sagen, daß sie vor der Grundbucheintragung von 1819 liegt – der ältesten Erwähnung des Gebäudes – und, aufgrund der Bausubstanz, auch vor dem Stadtbrand von 1725, der einen Großteil von Horb in Asche legte. Was sonst darüber geredet und vermutet wurde, auch von Fachleuten, blieb unverbindlich. Wahrscheinlich hat an der Stelle, die heute die Nr. 52 in der Altheimer Straße einnimmt, schon seit der Besiedelung des Tals ein Haus bzw.

Guido und Nina Michielin

ein Speicher gestanden. Es muß nicht das jetzt in stand gesetzte Talhaus sein. Das heute sichtbare Fachwerk gleicht datierbaren Formen vom Ende des 16. Jahrhunderts. Das Alter des Holzes ließe sich durch ein dendrochronologisches Gutachten bestimmen, das aber aus Kostengründen noch aussteht.

Die jetzigen Bewohner pflegen die Beziehung zur Geschichtlichkeit ihres Domizils vielleicht am ausgeprägtesten angesichts der erhabenen geschnitzten Zeichen auf einer Stützsäule des dritten Obergeschosses: ein von Buchstabenanordnungen – T, L, J ? – gekröntes Wappen über einem verschlungenen Rautengebilde und auf der gegenüberliegenden Seite ein Kreuz nehmen etwa die halbe Höhe der über zwei Meter hohen Säule ein. Welcher Bauherr, Baumeister, Handwerksmeister mag so von sich Kunde gegeben haben? Stolz und Gestaltungswillen, aber auch die Bindung an den christlichen Gott drücken sich da aus. Und so ist neben der Spreu und dem Staub der Jahre, die noch heute aus dem Gebälk rieseln, wenn die Lastwagen durch die Altheimer Straße dröhnen, auch etwas Menschliches auf uns gekommen, was jeden anrührt, der diesen Zeichen gegenübersteht.

Eine der Stützen im dritten Obergeschoß mit dem Zeichen des Bauherren oder des Baumeisters?



Die alte Scheuer, sechs Stockwerke hoch

Der Name *Talhaus* ist eine neue Wortschöpfung und vom urkundlich belegten *Heuhaus im Thal* abgeleitet. Das Tal ist ein derzeit etwas verwahrloster und dem Verkehr von und nach Freudenstadt ausgelieferter Teil der Horber Altstadt. Das Haus selber war zu unterschiedlichen Zeiten auch als *Fruchtkasten*, als *Hugenottenscheuer* und als *Zeughaus* bekannt. Wo schriftliche Dokumente fehlen, geben diese Namen doch ein paar Andeutungen über seine Geschichte. Das alte Heuhaus im Tal war eine über mächtigem Steinsockel errichtete sechsstöckige herrschaftliche Scheuer mit einem fast 19 Meter hohen und 12 Meter breiten Schaugiebel in alemannisch-fränkischer Fachwerkbauweise. Sie hat eine Tiefe von 16 Meter und ist an ihrer Rückseite über drei Geschosse in den Hang verankert. Ihre ungewöhnliche Konstruktion weckt immer wieder das Interesse von Fachleuten und Liebhabern alter Architektur.

Gewaltige achteckige Holzsäulen aus Schwarzwaldfichte, mit 50 cm Durchmesser stark dimensioniert, von Sockeln und Kapitellen abgeschlossen, tragen die einzelnen Geschosse bis ins Dach hinauf. Die Unterzüge sind als Doppelpfetten ausgeführt, auf denen die Deckenbalken und eine kräftige Dielendecke aufliegen. Typisches Merkmal der alemannischen Fachwerkbauweise ist das unmittelbare Aufsitzen der tragenden Stützen auf den Fußbodendielen. Eine Eigenart des Talhauses ist, daß diese Stützen nicht von Geschoß zu Geschoß übereinander stehen, sondern alle gegeneinander versetzt sind: jedes Stockwerk hat seine eigene Statik. Bei den Holzsäulen soll es sich um Flößerstämme aus dem Neckar handeln. Das lange Lagern im Wasser hat ihnen ihre Unverwüstlichkeit und eine fast samtene, glatte Haut verliehen. Das über die drei Dachgeschosse durchgehende reine Sparrendach gibt den Druck über die Dachkante auf die Außenwände ab, während eine getrennte Konstruktion die Decken des vierten und fünften Obergeschosses trägt.

Eindrucksvolle Schauseite

Die Fassade ist sowohl vom alemannischen als auch vom fränkischen Fachwerkstil bestimmt. Alemannische Elemente sind die die Waagerechte betonenden durchgehenden Sturz- und Brustriegel und die unter der Dachtraufe zu sehende Verbindung derselben mit verblatteten Stielen, fränkische Elemente die von der Fußbodenschwelle bis zur Deckenschwelle durchgehenden Stiele mit relativ engem Abstand sowie die in den unteren Stockwerken angewandten Verzapfungen.

Das Haus hat schon in der Vergangenheit einige erkennbare wesentliche Veränderungen erfahren. So ersetzte man das wohl durch Wettereinwirkung zerfallene Fachwerk auf der Westseite durch eine Mauer, die beim Beginn der Renovierungsarbeiten indessen auch schon wieder ausgeflickt und stark beschädigt war. Im Jahr 1913 mußte das ursprünglich runde Rotsandsteintor einem großen hölzernen Scheunentor weichen, und im Inneren durchschnitt ein Heuaufzug die Stockwerke bis unters Dach hinauf. Diese gewalttätige Maßnahme erlaubte zwar das bequeme Einfahren beladener Heuwagen, zerstörte aber nicht nur die ästhetische Ausgewogenheit der Fassade, sondern auch eine ganze Reihe von Stütz- und Deckenbalken: mehrere sind vertikal oder horizontal durchsägt, andere nach Bedarf aus Verblattungen und Verzapfungen gelöst und versetzt worden. Seither weisen die tragenden Holzteile an vielen Stellen Verletzungen auf.

Der Talhausverein wehrt sich gegen den Abbruch

In den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg war der ehemalige Korn- und Heuspeicher nach und nach verfallen. Neben Beschädigungen am vielfach geflickten Dach, am gesamten Mauerwerk und insbesondere auf der Wetterseite waren es vor allem Anobien und Schimmel, welche die Baufälligkeit beschleunigten. Fußböden und Balkenköpfe waren verfault, die ganze Konstruktion neigte sich nach Westen, der Giebel, bedingt durch den Hangdruck, zur Straße.

Als schließlich der damalige Besitzer das *alte G'lomp* abreißen und durch ein modernes Gebäude ersetzen wollte, rührte sich Widerstand unter den Bürgern der Stadt, denen schon zu viel alte Bausubstanz zugunsten ausdrucksloser Container-Architektur verschwunden war. Im März 1977 haben 40 Horber mit der Gründung des *Fördervereins Talhaus Horb e. V.* den ersten Schritt zur Sicherung und Sanierung des Gebäudes getan. In Zusammenarbeit mit dem Landesdenkmalamt, Außenstelle Karlsruhe, und dem Bürgermeisteramt Horb erstellten Fachleute eine ausführliche Bestandsaufnahme und Nutzungskonzeption in Text und Zeichnung, die eine gemeinnützige Verwendung vorsah. Zur Diskussion standen z. B. eine Begegnungsstätte im Erdgeschoß, Unterbringung der Stadtbücherei, ein großer Versammlungsraum für die Volkshochschule oder für Sitzungen des Gemeinderats, der Parteien und der Horber Vereine, dazu Sitzungs- und Lehrzimmer sowie eine Hausmeisterwohnung unterm Dach. Da der Talhausverein als gemeinnütziger Verein nicht selbst Träger des Objekts sein konnte,



hätte die Stadt Horb das Gebäude erwerben und als Sanierungsträger auftreten müssen. Finanzierungsprobleme und ein zu spät gestellter Antrag auf Zuschuß beim Denkmalamt brachten die Talhaus-Retter auf einen Tiefpunkt der Resignation, den die lokale Presse am 13. 12. 1978 so kommentierte: *Auch der Idealismus kann müde werden*. Das Verdienst des Vereins bleibt es, die Öffentlichkeit und die Denkmalschutzbehörde alarmiert und den Abbruch verhindert zu haben. Daß das Talhaus im Frühjahr 1979 in private Hand gegangen ist, mag bei vielen Vereinsmitgliedern Enttäuschung hervorgerufen haben; sie konnten indessen durch die gelungene Renovierung versöhnt werden.

Gebäudesicherung:

1500 m³ Erdreich rutschen ins Hausinnere

Nach gründlicher Planung, die das Einvernehmen mit dem Denkmalamt und einen Antrag auf Zuschuß einschlossen, konnte die Instandsetzung im Januar 1980 beginnen. Die ehemalige Scheuer sollte zu einem Wohnhaus mit Einliegerwohnung, ausgebautem Dachgeschoß und flexiblem Allzweckraum im Parterre umgebaut werden.

Die ersten Arbeiten galten der Gebäudesicherung. Die im Hang liegende, bis zu 2,30 Meter starke Bruchsteinwand, die dem Hangdruck nachgegeben hatte, wurde abgetragen. Dabei rutschten trotz Absicherung des Hanges ca. 1500 Kubikmeter Erdreich ins Hausinnere, die abzutransportieren waren. Statt den entstandenen Freiraum mit Tausenden Tonnen Kies zuzuschütten, änderte man den Bauplan: der Stahlbetonkern im Hang, der dem Haus über die gesamte Breite den notwendigen Halt zu geben hatte, wurde zu Kellerräumen erweitert. So war es nicht mehr notwendig, von den großzügigen saalartigen Räumen des Altbaus etwas abzutrennen.

Zur neuen Verankerung des Hauses im Berg kam das ebenfalls in Stahlbeton gefertigte Treppenhaus auf der Ostseite, womit das Haus sowohl gegen Zug als auch gegen Druck gesichert ist. Stabilisierend wirkte sich zudem die völlige Erneuerung der Westwand aus, deren vorderer Teil das mit Sicherheit zu vermutende ehemalige Fachwerk in Anlehnung an die Formen des Giebels rekonstruiert. Eine weitere Abweichung vom Vorgefundenen ergab sich, als der hintere Giebel einstürzte und das Denkmalamt eine völlig neue Konstruktion aus Holz und Glas erlaubte. Dort ist heute die helle Gartenseite des Hauses mit Blick auf die Stadtmauer, einen der mittelalterlichen Wehrtürme, eine uralte Linde und neu geschichtete Trockenmauern, die rasch von der Vegetation des Südhanges überwuchert werden.

Austauschen der zerstörten Holzteile

Beim konsequenten Ausbeinen des alten Bauwerks waren nur der steinerne Sockel des Erdgeschosses, die tragende Holzkonstruktion und die noch brauchbaren Teile des Sparrendaches stehen geblieben. Die Gefache bekamen eine Füllung aus Gasbetonblöcken, das Dach eine provisorische Abdeckung aus starker Plastikfolie, unter der die Zimmerleute für mehrere Monate arbeiten konnten. Ihre wesentliche Aufgabe bestand im Austauschen von zerstörten Teilen: Balkenköpfen, Deckenbalken, Bodendielen, Teilen des Fachwerks und des Daches.

Leider war kein altes Holz aufzutreiben, so daß heute die neuen gesägten Balken aus allzu frischem Holz mit ihren Rissen und mit der rauhen Oberfläche deutlich von dem alten Holz abstechen, das mit der Axt geglättet wurde. Ehrfürchtige Bewunderung erntete eines Tages der Älteste aus dem Zimmermannsteam, als er akkurat vorführte, wie ein Balken mit der Axt millimetergenau zu behauen ist: eine heute leider viel zu kostspielige Methode.

Bewußt ist auf eine Ausrichtung der nach vorne und links geneigten Konstruktion in die Horizontale verzichtet worden. Das war sparsamer und hielt die alten Holzverbindungen in Takt. Die Fußböden freilich haben von hinten nach vorne ein Gefälle von über 30 cm, das heißt, die Suppe steht schräg im Teller und Spielzeugautos rollen von selber davon.

Nach der giftigen Vernichtung der Holzschädlinge durch eine Spezialfirma war dann der Zeitpunkt gekommen, daß sich die zukünftigen Hausbewohner regelmäßig unter die Handwerker mischten. Mit Fleiß und Begeisterung begann die Inbesitznahme des Hauses. Während der Dachstuhl ausgebessert, Gaupen eingebaut, aufgesattelt und schließlich mit Biberschwänzen gedeckt und innen mit Holz verschalt wurde, übernahm die insgesamt zehnköpfige Familie Michielin außer Aufräumarbeiten den gesamten Innenanstrich und, unter Anleitung eines geschickten italienischen Freundes, die Verlegung der 30 × 30 cm messenden roten Bodenplatten auf rund 600 m² des Hauses. Glaser und Schreiner hatten es schwer: 64 Fenster mit Sprossen, 25 Türen und kein rechter Winkel, nichts im Wasser im ganzen Haus!

Im September 1980 setzte dann auch der Steinmetz eine Nachbildung des ehemaligen Sandsteintores in die Frontseite des Hauses. Das 1913 ausgebaute Original steht – dank des Horber Altertumsvereins –, wenn auch etwas beziehungslos, als sogenanntes *Schüttetörle* unterhalb der Hohenberggrüne.





Blick ins zweite Obergeschoß während des Umbaus des Horber Talhauses.

Nach elf Monaten Bauzeit bezogen

Am 25. November 1980 konnte das umgebaute Talhaus nach nur knapp elf Monaten Bauzeit bezogen werden. Doch damit waren die Arbeiten keineswegs abgeschlossen. Die Handwerker gingen noch lange im Haus ein und aus. Das Familienhobby blieb bis zum Sommer 1983 die permanente Hausrenovierung. Zuerst wurde die ungepflegte steile Obstbaumwiese hinter dem Haus in einen terrassierten Garten mit Treppen und Trockenmauern verwandelt. 1982 reichten die Sommerferien gerade aus, um den Außenanstrich mit fünf Arbeitsgängen zu bewältigen. Auf dem Gerüst lernte man mit Pinsel und Farbe bis zur 19 Meter hohen Giebelspitze jeden Quadratzentimeter des Hauses kennen. Danach war der Saal im Erdgeschoß dran: Anstreichen, Platten verlegen, Hochmauern von Natursteinverkleidungen um Installationsrohre. Zu Weihnachten war alles fertig. 1983 war die Außentreppe mit Granitplatten zu belegen, waren die Außenmauern mit Steinen der umliegenden Steinbrüche auszubessern. Inzwischen weiß jeder in der Familie, wie man

Steine zuschlägt, Speis macht und wie man verfugt. Und es ist klar: Beim nächsten fälligen Anstrich wird man sich wieder das peinlich genaue Ausmalen der Gefache einander streitig machen.

Gutes Zusammenspiel der Beteiligten, Schwierigkeiten mit den Bauvorschriften

Abenteuerlich war die Zeit der Instandsetzung. Immer wieder gab es nicht vorhersehbare Zwischenfälle, die unkonventionelle Reaktionen nötig machten: Als die Nachbarn ihre Zustimmung zum Umbau versagen wollten, als die örtliche Baubehörde Glasbausteine statt Fenster vorschrieb, als der Berg ins Haus drückte, als der hintere Giebel einstürzte, als beim Bau der Kläranlage die Ostseite sich zu senken begann, als der Bau zum ersten, zum zweiten und zum dritten Mal wegen Einsturzgefahr eingestellt werden sollte. Bei der Bewältigung derartiger Situationen bewährte sich das ausgezeichnete Zusammenspiel und gute Einvernehmen zwischen Bauleitung, Baubehörde, Denkmalamt, zwischen Handwerkern und Bauherren.



Wie hier im zweiten Obergeschoß konnten in drei Ebenen des Talhauses die saalartigen Räume erhalten werden.

Als glückliche Konstellation erwies sich, daß die Vertreter des Denkmalamtes vom Historischen, die Besitzer vom Idealen, der Architekt vom Machbaren fasziniert blieben: So kam man allemal zu ausgewogenen Lösungen. Vor allem die vielen, durch das gemeinsame Anliegen mehr und mehr freundschaftlich geratenden Gespräche zwischen Bauherrn und Architekt waren geradezu ein Kreativitätstraining zum Thema Talhaus, bei dem unter hundert Ideen irgendwann die beste überzeugte. Weniger abenteuerlich als vielmehr lästig sind bis zum heutigen Tag die Schwierigkeiten mit den Bauvorschriften. Das historische Haus, das ja so weit wie möglich erhalten bleiben sollte, kann sich nicht modernen Maßstäben fügen. Erst kürzlich ging wieder eine Sondergenehmigung des Horber Stadtbauamtes ein. Aber den letzten Segen der prüfenden Instanzen hat das Talhaus immer noch nicht.

Das Dach: jetzt ein Schiff mit geöffneten Luken

Durch die Instandsetzung hat sich das Haus stark verändert: Das *Heuhaus im Thal* gibt es nicht mehr,

und man mag das bedauern. Aber wer hätte es sich leisten können, eine unbenützbare Scheuer zu renovieren und mit Leiterwagen und alten landwirtschaftlichen Geräten zum Museum herzurichten? Die historische Fassade ist bis auf die eingesetzten Fenster gleich geblieben. Und die sind nur da, wo zuvor Luken waren. Deren originale Klappläden sind während der Bauzeit leider alle gestohlen worden. Wer das Haus von früher kennt, der mag sich fragen, warum es zwar sehr der alten Scheuer gleicht, aber doch so wirkt, als sei es schon immer ein stattliches Wohnhaus gewesen. Liegt es an den Fensterscheiben? Am wiederhergestellten Torbogen? Vielleicht am Dach? Das ehemals in ununterbrochenen Flächen steil abfallende mächtige Dach hat tatsächlich durch den Einbau von Gaupen auf beiden Schrägen einen ganz anderen Charakter angenommen: Es hat – im Gegensatz zur strengen Form des alten Daches, die dem übersichtlich klaren Fachwerk gut entsprach – heute, auch von innen, etwas von einem Schiff mit geöffneten Luken und gibt damit dem ganzen Gebäude ein lockeres und bewegtes Bild.

Im Innern: wenige, einfache, natürliche Werkstoffe

Die größte Veränderung freilich hat das Haus in seinem Inneren erfahren. Aus Speicherräumen sind Wohnräume geworden, Wohnräume besonderer Art, in denen Bewohner und Besucher nicht anders können, als die Gegenwart der wie archaische Gestalten im Raum stehenden stattlichen Säulen zu spüren. Mit ihrer ausdrucksvollen Maserung erzählen sie von den gewaltigen Bäumen, die sie einmal gewesen sein müssen. In ihrer ästhetisch und handwerklich vollendeten Form erinnern sie an die Menschen, die sie so geplant, zugehauen und aufgestellt haben, und lassen staunen über die Wertschätzung, die einer mit solchen Säulen ausgestatteten Scheune zugekommen sein mag. Man begreift, daß ein wohlgefülltes Kornhaus ein Zeichen von Reichtum und Macht gewesen ist.

Glücklicherweise konnten in den drei unteren Geschossen die 120–180 m² messenden saalartigen Räume mit den freistehenden Säulenreihen im wesentlichen erhalten werden. Eine Verbindung von Stockwerk zu Stockwerk stellen, auch über die Treppen, die im ganzen Haus verlegten unglasierten, tonroten italienischen Cotta-Fliesen her. Bei der Innenausstattung war angesichts der großzügigen Räume, der Fachwerkwände, der Balkendecke und der Zäsuren setzenden Säulen mit Behutsamkeit vorzugehen. Es war weniger wichtig, Antikes aufzutreiben – bei einer Gesamtfläche von über 600 m² sowieso unerschwinglich –, als vielmehr Materialien zu finden, die die Raumwirkung und die Farben des dunklen Holzes, der roten Böden und der hell gehaltenen verputzten Gefache respektieren. Der Leitgedanke *wenig/einfach/natürliche Werkstoffe* hat sich bewährt. Nicht ganz leicht war es, die Fachwerkwände so weit wie möglich von Heizkörpern (Fußbodenheizung) und Möbeln freizuhalten, um ihre Struktur sichtbar zu lassen. Und einiger Phantasie bedurfte es, um die wegen der schlechten Lichtverhältnisse notwendigen über 80 Lampen des Hauses ihrem Platz gemäß funktionell und ästhetisch passend auszusuchen.

Im Erdgeschoß kulturelle Veranstaltungen

Seit drei Jahren ist das Talhaus voller Leben. Freunde gehen ein und aus, es wird diskutiert, gut gegessen und getrunken, gearbeitet, gelernt, geträumt, gefeiert, Briefe gehen in die Welt hinaus. Den derzeitigen Talhausbewohnern war es von Anfang an bewußt, daß sie dieses wunderbare alte Haus nicht für sich allein beanspruchen konnten: Es ist ein Stück der alten Stadt Horb, nicht nur als

Schaufassade, sondern als lebendig bewahrtes Erbe ihrer Geschichte. Deshalb steht der Saal im Erdgeschoß für kulturelle Veranstaltungen zur Verfügung. Ob es Ausstellung, Dichterlesung, Puppenspiel, Konzert oder Vortrag war, in der intimen Atmosphäre dieser alten Mauern ist bisher alles gut gelungen. Dabei steht das Haus im verächtlichsten Viertel von Horb. In der Altheimer Straße wohnt man nicht. Da wohnen nur Alte, Arme, Spinner und Ausländer.

Der Instandsetzung folgt die Inwertsetzung

Die ursprüngliche Ablehnung der Anwohner gegen Renovierung und Umbau hat einer distanzierten Anteilnahme Platz gemacht. Manche haben ein neues Verhältnis zu ihrem Eigentum gewonnen, überlegen, was unter dem bröckelnden Putz ihrer Häuser, unter den Blech- und Eternitverkleidungen steckt. Vereinzelt kaufen sogar junge Leute ein altes Haus im Tal. Die Nachbarn in Nr. 54, auch eine kinderreiche Familie, haben im letzten Jahr den Putz abgeklopft und ein dekoratives Fachwerk mit der Markierung 1729 wieder ans Licht gebracht.

Nach drei Jahren im ehemaligen *Heuhaus im Thal* fängt man an, in einer Lebensgemeinschaft mit Vergangenheit zu leben. Dazu gehört auch die Geschichte, welche die ältesten unter den Nachbarn erzählen: Im Ersten Weltkrieg waren im Talhaus Kavalleriepferde eingestellt, für die sie als Buben im Wald Laubstreu sammeln mußten. Und eines Morgens seien denen die Mähnen und die Schwänze rückwärts geflochten gewesen, wie sie mit eigenen Augen gesehen haben!

Nicht nur diese Geschichte, sondern auch die Tatsache, daß sie den «Reing'schmeckte» erzählt wird, ist erwähnenswert. Sie ist ein Zeichen dafür, daß zur Instandsetzung längst auch die «Inwertsetzung» getreten ist. Sie mag dafür sorgen, daß sich, wenn die jetzigen Bewohner zu alt geworden oder aus beruflichen Gründen verzogen sind, wieder jemand finden wird, der sich des *alten G'lomps* annehmen mag.

Gartenseite des Horber Talhauses nach der Instandsetzung. Dieser Teil ist nach dem Einsturz der alten Mauer mit modernen Baumaterialien aufgeführt worden.

Auf der Seite 137 ist die der Straße zugewandte Schauseite zu sehen, so wie sie sich heute dem Betrachter darbietet.

Auf der Seite 135 ist nach einer alten Fotografie das «Heuhaus im Thal» abgebildet. Sie muß vor dem Jahr 1913 entstanden sein, denn damals ist das Rundtor aus Sandstein herausgebrochen und ein weites Scheunentor eingesetzt worden, das das Einfahren mit beladenen Heuwagen erlaubt hat.



450 Jahre Reformation im Herzogtum Württemberg

Hermann Ehmer

Die Reformation des Herzogtums Württemberg im Jahre 1534 war das Ergebnis eines Zusammenwirkens politischer und religiöser Kräfte, da die kirchlichen Veränderungen auf der Grundlage eines politischen Umschwungs stattfanden. 1519 hatte der damals 32jährige Herzog Ulrich außer Landes gehen müssen, da der Schwäbische Bund ein Heer gegen ihn aufgeboten hatte, dem Ulrichs Kräfte unterlegen waren. Dazu war es nicht unversehens gekommen, vielmehr war die Vertreibung die Strafe dafür, daß Ulrich im Januar mit wenig stichhaltigen Gründen die Reichsstadt Reutlingen eingenommen und zur württembergischen Landstadt gemacht hatte. Der Überfall auf Reutlingen war aber nur das letzte in einer Reihe spektakulärer Ereignisse gewesen, die den Herzog in der öffentlichen Meinung zum Bösewicht stempelten.

Ulrich, mit sechzehn Jahren Herzog

Als 16jähriger war Ulrich 1503 in die Regierung getreten. Die Teilnahme am Landshuter Erbfolgekrieg im folgenden Jahr bescherte ihm kriegerische Erfolge und dem Herzogtum einen beträchtlichen Zuwachs an Land und Leuten. Gekrönt wurde seine Laufbahn 1511 durch die Heirat mit Herzogin Sabina aus dem Hause der bayerischen Wittelsbacher. Das Bild, das Ulrichs glanzvolle und kostspielige Hofhaltung abgab, begann sich jedoch alsbald zu verdüstern. Der Versuch, durch Erhöhung der Steuern die entstandenen Finanzlücken zu schließen, erweckte 1514 den Aufstand des Armen Konrad im Remstal. Dieser konnte zwar rasch unterdrückt werden, doch mußte Ulrich mit der Landschaft, den Vertretern der Städte des Landes, den sogenannten Tübinger Vertrag eingehen. Durch diesen wurden die Schulden des Herzogs von der Landschaft übernommen, doch mußte er dagegen wichtige Herrschaftsrechte wie die Entscheidung über die Führung von Kriegen und die Festsetzung von Steuern abtreten und den Untertanen Freizügigkeit gewähren.

Württemberg, Brückenpfeiler der Habsburger

Mit Ulrichs Ehe war es – wie bei anderen fürstlichen Ehen auch – schlecht bestellt. Er selbst hatte eine Leidenschaft für die Frau seines Stallmeisters Hans von Hutten. Wegen dieser Beziehung kam es schließlich zum Mord an Hutten, den Ulrich am

8. Mai 1515 im Schönbuch verübte. Wenige Tage später, am 12. Mai, gebar Herzogin Sabina in Urach ihren einzigen Sohn Christoph. Sie fühlte sich bald auch selber von Ulrich bedroht, so daß sie nach wenigen Monaten unter Hinterlassung ihrer beiden Kinder zu ihrer Familie nach Bayern floh. Neben der weitverzweigten Sippe des Ermordeten, zu deren Sprecher sich der Humanist Ulrich von Hutten machte, hatte der Herzog nunmehr auch die bayerischen Verwandten zu seinen Feinden. Ein unter dem Einfluß des Kaisers zustande gekommener Vertrag bestimmte, daß Ulrich die Regierung an die Landschaft übertragen sollte. Er trat aber nicht zurück, sondern ließ drei der namhaftesten Vertreter der Landschaft foltern und hinrichten. Nach dem Überfall auf Reutlingen kam es schließlich zur Katastrophe, und Ulrich mußte ins burgundische Mompelgard, nach Montbéliard, das ihm noch verblieben war, fliehen. Der Schwäbische Bund übergab 1520 das Herzogtum gegen Ersatz der Kriegskosten dem Kaiser, der es seinem Bruder Ferdinand abtrat. Das Haus Habsburg war damit in den Besitz des Territoriums gekommen, das nun gewissermaßen das Bindeglied zwischen seinen oberschwäbischen und oberrheinischen Besitzungen bildete.

Es versteht sich, daß das Wormser Edikt, das Verbot der Lehre Luthers, in dem nun österreichischen Württemberg streng durchgeführt wurde. 1522 wurde Erhard Schnepf aus Weinsberg und Johann Geiling von Ilsfeld, der in Löwenstein evangelisch predigte, vertrieben. Der Augustiner Johann Mantel, der Prediger an der Stuttgarter Leonhardskirche war, wurde 1523 auf Hohennagold eingekerkert. Konrad Sam, Prediger in Brackenheim, mußte von dort weichen und fand eine Anstellung in Ulm. Gerade in den Reichsstädten hatte die evangelische Bewegung schon früh Platz gegriffen. In Ulm, Reutlingen, Esslingen, Heilbronn und Schwäbisch Hall duldeten oder förderten die Magistrate die evangelische Predigt, die auch im benachbarten Herzogtum nicht ohne Resonanz blieb.

Bauern verstehen sich
als «Landschaft Württembergs»

Die evangelische Bewegung hatte also erst an wenigen Punkten richtig Fuß gefaßt, als im Frühjahr 1525 die Bauernerhebung begann. Angefangen hatte sie schon im Vorjahr, in Stühlingen, Waldshut, im Hegau und um Villingen. Dies alles war nichts Neues,



Herzog Ulrich von Württemberg, geboren 1487,
Regent 1503 – 1550.

wie der Arme Konrad und die Bundschuh-Verschwörungen am Oberrhein in den Jahren zuvor gezeigt hatten. Neben den sozialen Protest gegen Bedrückung und Steigerung der Abgaben trat aber 1524/25 ein neues Moment. Wie die in Oberschwaben entstandenen und von allen südwestdeutschen Bauernhaufen als Programm angenommenen Zwölf Artikel belegen, hatten Gedanken und Schlagworte der evangelischen Bewegung auf breiteste Kreise Einfluß gewonnen. So wird in den *Zwölf Artikeln* an erster Stelle die freie Pfarrerwahl gefordert, um die Predigt des Evangeliums sicherzustellen. Daneben stehen die naturrechtlich argumentierenden Artikel über die Jagd-, Fisch- und Holzrechte. Von der evangelischen Predigt angeregt, genauer genommen vom Schlagwort von der Freiheit eines Christenmenschen, sind die Artikel, die sich gegen die Leibeigenschaft und die damit verbundenen Abgaben richten. Damit wurde die Bauernbewegung von 1524/25 zu einer politischen Emanzipationsbewegung.

Das Signal zur Bildung des württembergischen Haufens war die Einnahme von Weinsberg durch den Haufen der Neckartäler und Odenwälder an Ostern, am 16. April 1525. Nach der Eroberung wurden die Verteidiger von Weinsberg, ein Graf von Helfenstein und dreizehn weitere Adlige, durch die Spieße gejagt. Die Weinsberger Bluttat hat damals

die Reaktion gestärkt und in der Folgezeit das Urteil über die Bauernbewegung negativ beeinflusst, obwohl sie nicht typisch und im Grunde das Werk weniger Radikaler war. Auf die Nachricht von der Einnahme Weinsbergs begann sich am Abend des Osterfestes auf dem Wunnenstein bei Großbottwar ein Haufen von Bauern zu sammeln, der die Ortschaften der Umgebung zum Zuzug aufrief. Zum Führer wurde der Großbottwarer Wirt Matern Feuerbacher gewählt. In den folgenden Tagen zog der Haufen über Lauffen und Bietigheim nach Stuttgart. Er nannte sich nunmehr *Landschaft Württemberg*, sah sich also als die legitime Vertretung der Bevölkerung des Herzogtums. Bei seinem weiteren Vorgehen nach Süden traf der württembergische Bauernhaufen am 12. Mai bei Böblingen mit dem Heer des Schwäbischen Bunds unter Führung des Truchsessens von Waldburg zusammen und wurde vernichtend geschlagen.

In Mömpelgard wird Ulrich evangelisch

Herzog Ulrich hatte, da er gewisse Sympathien beim gemeinen Volk besaß, die Bauernbewegung dazu benutzen wollen, sein Land wieder zu erobern. Dies mißlang, deshalb ging er um die Jahreswende 1526/27 nach Hessen, zu seinem Verwandten, dem Landgrafen Philipp. Während seines Exils in Mömpelgard hatte sich Ulrich der Reformation zugewandt, allerdings der Reformation zwinglischer Richtung, die von der lutherischen durch ein anderes Verständnis des Abendmahls getrennt war. Während Zwingli das Abendmahl symbolisch, als Gedächtnis des Todes Christi verstanden wissen wollte, stand für Luther die leibliche Gegenwart Christi im Abendmahl im Mittelpunkt. Für den politisch denkenden Landgrafen Philipp, der sich schon früh der Reformation zugewandt hatte, war dieser Unterschied ein lästiges Hindernis, das er durch einen Theologenkonvent auf höchster Ebene zu beseitigen suchte. Dieser Konvent fand im Oktober 1529 auf dem Marburger Schloß statt, wobei auf der einen Seite Luther, Melanchthon und Brenz, auf der anderen Zwingli, Oekolampad und Bucer standen. In allen Fragen konnte man sich einigen, nur nicht in der Abendmahlslehre. Während die Versammlung im Grunde ergebnislos auseinanderging, konnte Herzog Ulrich, der den Verhandlungen aufmerksam beigewohnt hatte, immerhin einen persönlichen Erfolg verbuchen. Die Theologen, denen der Herzog von Ulrich von Hutten als Bestie in Menschengestalt vorgestellt worden war, erlebten ihn als einen Menschen, der an den theologischen Problemen durchaus interessiert war.



Landgraf Philipp von Hessen, geboren 1504, gestorben 1567; Holzschnitt von Brosamer.

Rückkehr Ulrichs mit hessischer Hilfe und französischem Geld

Nach dem Scheitern des Marburger Gesprächs machte es sich Landgraf Philipp zur Aufgabe, Ulrich wieder in sein Land zurückzuführen. Der sächsische Kurfürst und die Wittenberger Reformatoren, denen er 1533 anvertraute, daß er nach gehöriger diplomatischer Vorbereitung zum Losschlagen bereit sei, rieten ihm davon ab. Philipp sah sein Engagement allerdings nicht als Religionskrieg an, vielmehr ging es ihm um die Wahrung der fürstlichen *Libertät*, die dadurch verletzt wurde, daß der Kaiser und sein Bruder Ferdinand dem württembergischen Herzog so lange sein Land vorenthielten.

Der entscheidende politische Schachzug war ein Bündnis Philipps mit dem französischen König, das im Januar 1534 in Bar le Duc abgeschlossen wurde und die Finanzierung der Rückeroberung Württembergs sicherte. Der Landgraf machte sich dabei geschickt den Gegensatz zwischen den Habsburgern und dem französischen Königtum zunutze. Auch im Reich war allmählich ein Stimmungsumschwung zugunsten des vertriebenen Herzogs eingetreten. Selbst in Bayern empfand man nun das Übergewicht, das die Habsburger durch den Erwerb Württembergs in Südwestdeutschland gewonnen hat-

ten, als störend. Allerdings waren die bayerischen Herzöge gesonnen, nicht Ulrich, sondern seinen Sohn Christoph zu unterstützen, der sich nach einem Aufenthalt am kaiserlichen Hof zu seinen bayerischen Verwandten begeben hatte.

Landgraf Philipp begann im Frühjahr 1534 unter einem Vorwand, bei Kassel und auf Straßburger Territorium Truppen zu sammeln, die sich am 2. Mai bei Pfungstadt vereinigten. Auf dem Weg nach Württemberg kam es am 12. Mai bei Nordheim, südlich von Heilbronn, erstmals zu einer Berührung zwischen den beiden Heeren. Am folgenden Tag, dem 13. Mai, erfolgte bei Lauffen, links des Neckars, das entscheidende Gefecht, durch das das Heer des Statthalters in Württemberg in die Flucht geschlagen wurde. Den Truppen Philipps und Ulrichs stand nun das Land offen, die Städte huldigten dem Herzog; lediglich die Festungen Urach, Asperg und Neuffen hielten sich noch einige Wochen, um sich dann zu ergeben.

Schwierige Verhandlungen mit dem Kaiser: Württemberg habsburgisches Afterlehen

Der rasche Erfolg dieses Unternehmens war darauf zurückzuführen, daß der Kaiser in Spanien weilte und König Ferdinand in Ungarn zu tun hatte, so daß sie den Rüstungen des Landgrafen, die ihnen nicht verborgen blieben, nichts entgegenzusetzen hatten. Bedeutend schwieriger als der Feldzug war es jedoch, dessen Ergebnisse in dauerhafte vertragliche Formen zu fassen. Um König Ferdinand zum Einlenken geneigter zu machen, nahm das Heer des Landgrafen ein Lager in Daugendorf an der Donau ein, von wo es die österreichischen Erblande bedrohte. Die diplomatischen Verhandlungen fanden jedoch fern vom eigentlichen Kriegsschauplatz statt.

Allgemein drängte man im Reich auf eine Lösung der württembergischen Frage, da andere Probleme, wie der Täuferaufbruch in Münster, eine Lösung forderten. Verhandelt wurde zunächst in Annaberg in Sachsen, dann im böhmischen Kaaden an der Eger, wobei der sächsische Kurfürst die Seite des Landgrafen und Herzog Ulrichs vertrat. Bedenklich war dabei, daß der Kurfürst kein besonders überzeugter Vertreter der württembergischen Sache war. Er hatte ja dem Landgrafen von der württembergischen Unternehmung abgeraten, damit die Evangelischen nicht in Verdacht kämen, die Reformation mit Gewalt ausbreiten zu wollen. Überdies teilte Kurfürst Johann Friedrich die Befürchtungen seiner Theologen, daß die Reformation in Württemberg nach Schweizer Muster durchgeführt werden würde.

Die württembergische Frage war bei den Kaadener Verhandlungen nur ein Tagesordnungspunkt unter anderen. Wichtige Probleme waren die Verlängerung des Nürnberger Anstands von 1532, eines Waffenstillstands zwischen katholischen und evangelischen Fürsten, und die Anerkennung der Wahl Ferdinands zum König. Das schließlich am 29. Juni 1534 zustande gebrachte Vertragswerk beschied die beiden letzteren Punkte in positivem Sinne. Die Württemberg betreffenden Bestimmungen legten fest, daß das Land hinfort ein Afterlehen des Reichs, d. h. ein Lehen der Erzherzöge von Österreich sei, der Herzog aber dennoch als Reichsfürst gelten sollte. Über die Frage, ob das Land reformiert werden konnte, wurde nichts oder nur Unklares ausgesagt. Es hieß lediglich, daß Sakramentierer, Wiedertäufer und andere Sekten vom Frieden ausgeschlossen seien.

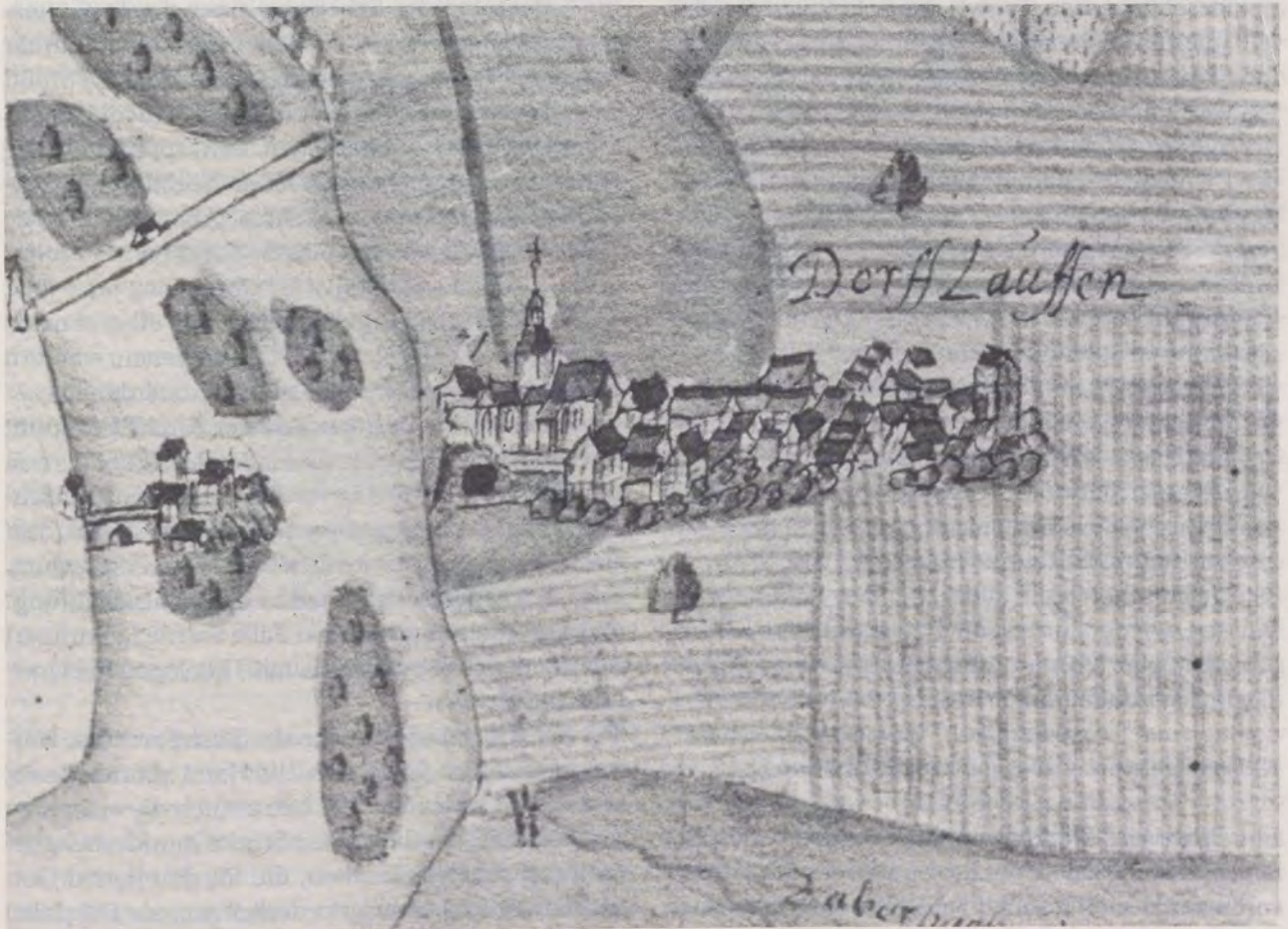
«Stuttgarter Konkordie» –
zwischen Schnepf und Blarer

Herzog Ulrich konnte nur mit Mühe dazu bewogen werden, diesen Vertrag anzunehmen, vor allem die

Afterlehenschaft von Österreich war ihm ein Dorn im Auge. Immerhin war es möglich, die Reformation im Land einzuführen, wenngleich auch der *Sakramentiererartikel* eine eindeutige Richtlinie abgab. Mit dem Wort *Sakramentierer* fühlten sich die Anhänger Zwinglis gemeint, aber auch die oberdeutschen Reichsstädte wie Straßburg, die eine eher vermittelnde Stellung zwischen Wittenberg und Zürich einnahmen. Es war deshalb klar, daß die Reformation in Württemberg nicht in schweizerischem Sinne eingeführt werden konnte, wenn auch der Herzog von dieser Seite sogleich Angebote gemacht bekam. Herzog Ulrich entschied sich in dieser Situation für eine Kompromißlösung, indem er den Lutheraner Erhard Schnepf aus Marburg und den der oberdeutsch-zwinglischen Richtung angehörenden Ambrosius Blarer aus Konstanz als maßgebende Theologen ins Land holte. Es gelang sogar, zwischen den beiden zu vermitteln, so daß sie sich auf eine gemeinsame Abendmahlsformel, die Stuttgarter Konkordie, einigten.

Erhard Schnepf hatte den nördlichen Landesteil «unter der Steig», gemeint ist die Stuttgarter Weinsteige, als Sprengel zugewiesen bekommen, Am-

«Dorff Lauffen» – Ansicht von Lauffen am Neckar auf der Forstkarte Nr. 86 von Andreas Kieser aus dem Jahre 1684. Bei Lauffen hat am 13. Mai 1534 Herzog Ulrich von Württemberg die Rückkehr in sein Land erzwungen.





Ambrosius Blarer (1492 – 1564), reformierte den südlichen Teil des Herzogtums.

brosius Blarer das Land «ob der Steig». Als erste reformatorische Maßnahme mußten die Pfarrstellen neu besetzt werden. In jede Amtsstadt wurden deshalb die Geistlichen der Umgebung vorgeladen und ihnen erklärt, daß der Herzog Gottes Wort aufrichten wolle und von den Geistlichen erwarte, daß sie die Messe und andere Zeremonien unterlassen und das Evangelium predigten. Diejenigen, die sich weigerten, wurden entlassen, wer zustimmte, blieb im Amt. Selbstverständlich zog sich dieser personelle Wechsel über Jahre hinweg. Besondere Schwierigkeiten gab es da, wo auswärtige Herren oder Klöster das Patronat besaßen und keine Veranlassung zu einem Wechsel hatten. In solchen Fällen wurde neben dem altgläubigen Pfarrer ein evangelischer Prediger angestellt. Die Neubesetzung der Pfarrstellen wurde auch dadurch verzögert, daß man vorerst evangelische Geistliche nicht in ausreichender Zahl zur Verfügung hatte. Zwar kehrten viele, die in der österreichischen Zeit außer Landes hatten gehen müssen, wieder zurück, doch reichten diese bei weitem nicht aus. Man war deshalb noch einige Zeit auf Zuzug von außen angewiesen.

Klöster wehren sich gegen die Aufhebung

Ein Drittel des Herzogtums war im Besitz der großen Mannsklöster. Der Herzog belegte diese Prälaten zur Deckung seiner Kriegskosten sogleich mit

einer außerordentlichen Steuer, dann wurde ihr Besitz inventiert und Archive und Wertsachen unter Verschuß genommen, damit nichts entfremdet werden konnte. Den Klöstern wurde verboten, Novizen aufzunehmen. Auch diese Maßnahmen fanden heftige Gegenwehr oder doch hinhaltenden Widerstand. Einige Äbte gingen außer Landes, wie etwa der von Maulbronn, der in den Hof seines Klosters nach Speyer zog. Neben dem Bestreben des Herzogs, den Besitz der Klöster zu beschlagnahmen, findet sich aber auch der Versuch, die Insassen der Klöster für eine evangelische Lebensform zu gewinnen. In die Klöster wurden – zumeist besonders qualifizierte – Prediger gesandt, die auch teilweise Erfolg hatten. Besonders zähen Widerstand leisteten die Frauenklöster, die sich zum Teil noch jahrzehntelang halten konnten.

Predigtgottesdienst und Inventur des Kirchenbesitzes

Nach diesen ersten reformatorischen Maßnahmen konnte daran gegangen werden, den Gottesdienst und die anderen Lebensbereiche, die von der Veränderung betroffen waren, neu zu ordnen. Ein wichtiger Punkt der reformatorischen Kritik an der alten Kirche war die Messe. Die Reformatoren waren jedoch bei der Schaffung einer neuen Gottesdienstform verschiedene Wege gegangen. Luther hatte die Meßliturgie gereinigt, und diesem Vorbild war man anderwärts gefolgt. In der Schweiz und in Oberdeutschland nahm man den spätmittelalterlichen Predigtgottesdienst zum Vorbild und verband ihn mit einer schlichten Abendmahlsfeier. Diese Gottesdienstform, die z. B. schon in Reutlingen eingeführt worden war, übernahm man jetzt auch in Württemberg. Die Feier des Abendmahls sollte aber nicht bei jedem Gottesdienst, sondern lediglich sechsmal im Jahr gehalten werden.

Das Eherecht war seither von der Kirche bestimmt worden, deshalb mußte dieser Bereich ebenfalls neu geregelt werden. Die Eheordnung, die wohl gleichzeitig mit der Gottesdienstordnung erschien, traf Bestimmungen hinsichtlich der Eheversprechen, der Ehen unter Verwandten und der Ehescheidung. Zur Entscheidung streitiger Fälle wurde in Stuttgart ein Ehegericht bestellt, das mit Theologen und Juristen besetzt war.

Bei der Klosterreform war das Bestreben des Herzogs ersichtlich geworden, die Hand auf den Besitz der Kirche zu legen. Dies betraf auch die einzelnen Gemeinden, die diejenigen Stücke der Kirchengestaltung abliefern mußten, die für den neuen Gottesdienst nicht mehr erforderlich waren. Die dabei



Erhard Schnepf (1495 – 1558), reformierte den nördlichen Teil des Herzogtums.

angefertigten Inventare zeigen, daß die meisten Kirchen reichlich mit Meßkelchen, Monstranzen, Meßgewändern und anderem ausgestattet waren. Die Edelmetallgegenstände gingen in die Münze nach Stuttgart, die Gewänder wurden verkauft, gelegentlich auch an Arme verschenkt. Die Summen, die durch die Säkularisation des Kirchenbesitzes zusammenkamen, waren beträchtlich. Immerhin gab es auch im evangelischen Lager Kritik an dem rigorosen Vorgehen des Herzogs, das sich im Grundsatz jedoch nicht von dem der anderen evangelischen Stände unterschied. Allerdings wurden die dabei zusammenkommenden Gelder nicht für die Hofhaltung des Fürsten ausgegeben, die jetzt recht sparsam eingerichtet war, vielmehr dienten sie der Bezahlung der Kriegskosten, der Begleichung alter Schulden, dem Bau von Festungen zur Verteidigung des Landes, später allerdings auch für die an den Kaiser zu zahlenden Kriegsentschädigungen.

Sozialfürsorge als staatliche Aufgabe

Die positive Seite dieser Veränderung war die Kastenordnung, die die Versorgung der Armen auf eine neue Grundlage stellte. Dem in jedem Ort zu errichtenden *Gemeinen Kasten* oder *Armenkasten* wurden die Einkünfte von nicht mehr besetzten Meßfründen und anderen Stiftungen zugewiesen.

Mit den anfallenden Mitteln sollten die Armen unterstützt und die Kranken versorgt werden. Diese Ordnung ging davon aus, daß jeder Ort für seine Bedürftigen sorgte und das Umherziehen der Bettler und sonstigen Landfahrer unterbunden wurde, was freilich nur unvollkommen gelang. Die Bedeutung der Kastenordnung liegt allerdings darin, daß hier erstmals der christliche Staat die Sozialfürsorge als Aufgabe erkannte und zu lösen versuchte.

Auch in Dörfern «deutsche» Schulen

Dem Schul- und Bildungswesen hat die Reformation einen entscheidenden Anstoß vermittelt. Zwar hatte es vor der Reformation schon hier und da in den Städten Schulen gegeben, an denen Stadtschreiber, Geistliche, vereinzelt auch humanistisch gebildete Männer unterrichteten. Dieses Schulwesen geriet durch die Reformation anfänglich in eine Krise, da das Erlernen der lateinischen Sprache den Zugang zu geistlichen Ämtern eröffnete, die jetzt der reformatorischen Kritik ausgesetzt waren. Daher Luthers Appell an die Obrigkeiten, Schulen einzurichten, der auch im evangelischen Württemberg befolgt wurde. Auch in kleinen Städten wurden jetzt Lateinschulen eingerichtet, wo entweder ein eigener Schulmeister oder auch der zweite Geistliche, gelegentlich auch noch der Stadtschreiber, unterrichtete. Selbst Dörfer erhielten jetzt «deutsche» Schulen oder Volksschulen, die zumeist vom Mesner versehen wurden. Besonders nachdrücklich wurden jedoch die Lateinschulen gefördert, weil hier der Nachwuchs für Kirche und Verwaltung herangebildet wurde. Die Personalknappheit der frühen evangelischen Kirche in Württemberg gab 1536 die Veranlassung zur Einrichtung des Tübinger Stifts, einer Stipendiatenanstalt für Theologen, der das leerstehende Augustinerkloster zugewiesen wurde. Die Reformation der Universität bereitete noch allerhand Schwierigkeiten, da es vor allem an geeigneten Professoren für die Theologie fehlte.

Reformatorische Ausstrahlung auf andere Reichsstände

Die Reformation des Herzogtums Württemberg hatte selbstverständlich auch Auswirkungen jenseits der Grenzen des Territoriums. Im württembergischen Feldzug hatte sich fürstliches Selbstbewußtsein gegen den kaiserlichen Machtanspruch durchgesetzt. Dieser Erfolg gab den evangelischen Reichsständen einen ungemeinen Auftrieb. Jetzt hatte sich von Sachsen her über die fränkischen



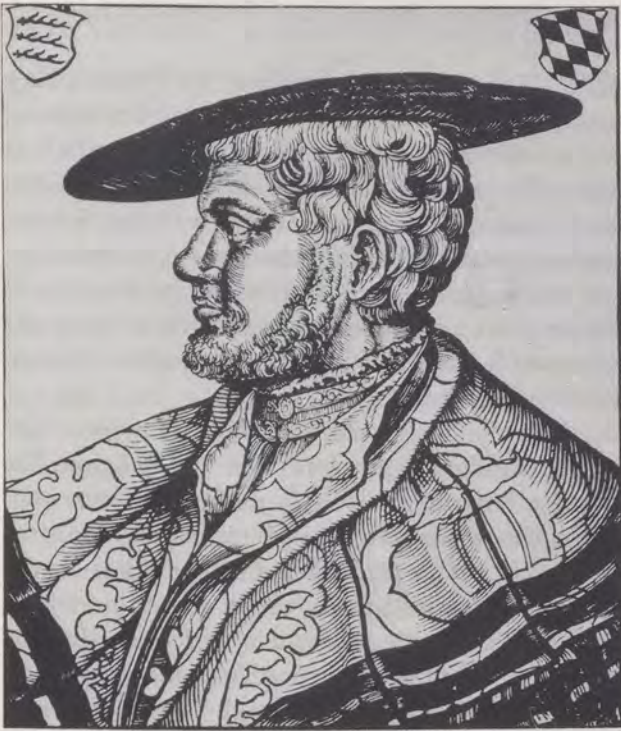
Johannes Brenz (1499–1570), Ratgeber Herzog Christophs. Kupferstich von 1597.

Markgrafschaften und Nürnberg bis Württemberg ein Block evangelischer Reichsstände gebildet, der unmittelbar an die habsburgischen Erblande angrenzte. Die württembergische Reformation gab daher auch der Reformation in den Reichsstädten neuen Auftrieb, nicht nur in Isny, Ulm, Biberach, Esslingen und Giengen, auch in Augsburg und Frankfurt sah man jetzt die Zeit gekommen, eindeutig Stellung zu beziehen. Zuletzt hat die württembergische Reformation auch in die festgefahrene theologische Konfrontation zwischen Wittenberg und Zürich wieder Bewegung gebracht. Die Stuttgarter Konkordie zwischen Schnepf und Blarer war ein Vorspiel auf die Wittenberger Konkordie von 1536, wo sich die oberdeutschen Städte, die seither zu Zwingli tendiert hatten, der lutherischen Reformation anschlossen. Diese eindeutige Orientierung nach Wittenberg mußte in Württemberg auch zu einer Scheidung der Geister führen. Ambrosius Blarer, der zweite Reformator des Herzogtums neben Erhard Schnepf, hatte sich nicht mit der Wittenberger Konkordie einig erklärt. Er war deshalb im Lande untragbar geworden und wurde 1538 unter wenig ehrenvollen Umständen, die dieser Mann nicht verdient hatte, entlassen. Ebenso wie sich die württembergische Reformation auf die Situation des Protestantismus im Reich und

vor allem in der Nachbarschaft auswirkte, mußte schließlich auch die allgemeine Entwicklung auf den Stand der Dinge im Herzogtum zurückwirken. Die aufsteigende Linie, die die evangelische Sache mit dem württembergischen Feldzug des Jahres 1534 beschritten hatte, neigte sich wieder, als Landgraf Philipp 1540 den folgenschweren Fehler beging, eine zweite Ehe neben seiner noch bestehenden einzugehen. Damit hatte einer der wichtigsten Fürsten der evangelischen Seite sich in die Hände des Kaisers begeben, der gesonnen war, mit der Ketzerei aufzuräumen, sobald sich eine günstige Gelegenheit bot.

Gegenstrategie des Kaisers und Interim

Eine theologische Verständigung zwischen den Evangelischen und den Altgläubigen kam nicht mehr zustande; dies zeigen die großen Religionsgespräche seit 1540, die ohne Ergebnis blieben. Auch auf der politischen Seite neigte sich die Waage zugunsten des Kaisers. Die entscheidenden Ereignisse fanden am Niederrhein statt. 1534 siegte Karl V. im Geldrischen Erbfolgestreit über Herzog Wilhelm von Kleve, der der Reformation zugeneigt war. Damit erlangte der Kaiser eine Position, die es ihm schließlich ermöglichte, die Reformationsversuche des Erzbischofs Hermann von Köln lahmzulegen. Auch außenpolitisch konnte sich der Kaiser in jenen Jahren absichern, indem er sich 1544 im Frieden von Crépy mit dem französischen König verständigte. Es war also eine langfristige Strategie, die schließlich zu einer kriegerischen Auseinandersetzung zwischen dem Kaiser und den im Schmalkaldischen Bund zusammengeschlossenen evangelischen Reichsständen führte. Die durch das zielstrebige Handeln des Kaisers mißtrauisch gewordenen Schmalkaldener begannen im Sommer 1546 zuerst mit den Feindseligkeiten. Monatlang standen sich dann an der Donau die Heere gegenüber, ohne daß es zur Entscheidung kam. Als der Winter einbrach, mußten der sächsische Kurfürst und der Landgraf von Hessen abziehen, weil ihre eigenen Länder bedroht waren. Süddeutschland und insbesondere Württemberg war damit dem Kaiser preisgegeben. Anfang Januar 1547 mußte sich Herzog Ulrich im Heilbronner Vertrag dem Kaiser unterwerfen. Auf die Niederlage im Schmalkaldischen Krieg, die Württemberg eine drückende spanische Besatzung brachte, folgten die religionspolitischen Maßnahmen des Kaisers. Auf dem Augsburger Reichstag hatte er 1548 eine Ordnung erarbeiten lassen, nach der die seither evangelischen Reichsstände ihre Kirchen einrichten mußten. Diese Ordnung brachte



Herzog Christoph von Württemberg, Regent von 1550 bis 1568.

zwar eine Annäherung an den katholischen Gottesdienst, erlaubte aber das Abendmahl in evangelischem Sinne mit Brot und Wein und die Priesterehe. Diese Kirchenordnung, die man Interim nannte, weil sie nur bis zur endgültigen Entscheidung eines Konzils gelten sollte, mußte in dem unter spanischer Besatzung befindlichen Württemberg streng durchgeführt werden. Das Ergebnis war, daß der Herzog im November 1548 fast 400 Pfarrer entlassen mußte, die sich weigerten, das Interim anzunehmen. Dadurch wurde der Dienst der Kirche an ihren Gliedern nahezu unterbunden, da sich nur wenige Geistliche fanden, die bereit waren, auf der Grundlage des Interims zu arbeiten. Angesichts der Übermacht des Kaisers war vorerst nur ein passiver Widerstand möglich, der sich vor allem darin äußerte, daß man die entlassenen Geistlichen wieder als «Katechisten» einstellte, die die Aufgabe hatten, die Jugend zu unterrichten und zu predigen. Daneben konnte zahlreichen vertriebenen reichsstädtischen Theologen wie Brenz aus Hall, Alber aus Reutlingen und Frecht aus Ulm ein Unterkommen und später auch eine Anstellung gewährt werden.

Herzog Ulrichs Tod und Augsburger Religionsfrieden

Mitten in dieser bedrängten Situation starb Herzog Ulrich im November 1550, und sein Sohn Christoph trat die Nachfolge an. Es bestand jetzt begründete

Aussicht auf eine Besserung der Lage, die dadurch noch verschärft worden war, daß König Ferdinand Herzog Ulrich wegen der Teilnahme am Schmalkaldischen Krieg beim Kaiser wegen Bruch des Lehensvertrages verklagt hatte. Christoph hatte sich in dieser Hinsicht nichts zuschulden kommen lassen, überdies ließ er es auch nicht an Ergebenheitsbekundungen gegenüber dem Kaiser fehlen. Wie es dieser gefordert hatte, beschickte er 1551/52 das Konzil in Trient und ließ dort ein eigenes Glaubensbekenntnis vorlegen. Dies konnte allerdings vom Konzil nicht mehr behandelt werden, denn im Frühjahr 1552 bahnten sich in Deutschland bedeutsame Veränderungen an. Kurfürst Moritz von Sachsen, der im Schmalkaldischen Krieg auf der Seite des Kaisers gestanden hatte, erhob sich nun gegen Karl V., um die von ihm unterdrückte fürstliche *Libertät* wiederherzustellen. Der überraschte Kaiser mußte jetzt nachgeben, in einem noch 1552 in Passau geschlossenen Vertrag gestand er den Evangelischen die ungestörte Religionsausübung zu. Bestätigt wurde diese Abmachung durch den Augsburger Religionsfrieden 1555, der damit die Existenz zweier Konfessionen im Reich rechtlich begründete.

Herzog Christoph, der «zweite Reformator»

Herzog Christoph war in der Fürstenerhebung des Moritz von Sachsen neutral geblieben. Dennoch bot auch hier der Passauer Vertrag die Möglichkeit, das Interim wieder abzuschaffen. Jetzt mußte daran gegangen werden, in einer Art zweiter Reformation das Kirchenwesen neu zu ordnen. Wichtigster Berater des Herzogs bei dieser Aufgabe war Johannes Brenz. Zunächst wurde der Kirche des Landes eine neue Organisation gegeben, die in vielem bis heute noch besteht. Den Pfarrern eines oder mehrerer Ämter wurde ein Superintendent vorgesetzt, diesen wiederum waren die Generalsuperintendenten übergeordnet, von denen es vier im Lande gab. Als Instrument der Kirchenleitung wurde die jährlich zweimalige Visitation aller Gemeinden angeordnet. Die organisatorische Spitze der Kirche war der Kirchenrat, der aus Theologen, Juristen und Verwaltungsleuten bestand. Im sogenannten Synodus hatten die Generalsuperintendenten zweimal jährlich die Ergebnisse der Visitationen mit dem Kirchenrat zu besprechen und die notwendigen Beschlüsse zu fassen.

Der Augsburger Religionsfrieden bot auch die Möglichkeit zur endgültigen Reformation der Klöster, die während des Interims wieder den Orden hatten übergeben werden müssen. Jetzt konnte man, zurückgreifend auf ältere Vorschläge von Luther und

Brenz, die dreizehn großen Mannsklöster zu Klosterschulen einrichten, in denen der theologische Nachwuchs auf die Universität vorbereitet wurde. Durch dieses Schulsystem erlebte Württemberg binnen kurzem einen wahren «Bildungsboom», der sich besonders im Anwachsen der Studentenzahlen äußerte. Es war dadurch möglich, auswärtige Kirchen überall im Reich mit Theologen zu versorgen, wodurch Württemberg zu großem Einfluß in der Religionspolitik gelangte.

Anders als zur Zeit Herzog Ulrichs wurde nun das Kirchengut nicht einfach säkularisiert, vielmehr wurde es gesondert verwaltet. Die Klöster mit ihrem Besitz blieben als Verwaltungseinheiten bestehen. Als Zentrale für die Verwaltung des Kirchenguts wurde der *Gemeine Kirchenkasten* eingerichtet. Erst 1806 wurde diese Trennung zwischen kirchlicher und weltlicher Finanzverwaltung aufgehoben und der Kirchenbesitz säkularisiert, wobei sich der Staat zu den bis heute andauernden finanziellen Leistungen verpflichtete. Die neue Ordnung der württembergischen Kirche unter Herzog Christoph fand ihren Abschluß in der *Großen Kirchenordnung* von 1559. In ihr sind neunzehn Ordnungen zusammengefaßt, die verschiedene Lebensbereiche, vor allem Kirche, Schule und das Sozialwesen, regelten.

Baden-Durlach, Kurpfalz und Hohenlohe folgen

Auch die «zweite Reformation» in Württemberg wirkte nach außen. Mit tatkräftiger Unterstützung von Württemberg wurde 1556 in der Markgrafschaft Baden-Durlach, in der Kurpfalz und in der Grafschaft Hohenlohe reformiert. Auch in den Reichsstädten und anderen Herrschaften war in der Folgezeit Rat und Hilfe aus Württemberg bei der Durchführung der Reformation gefragt, wie etwa in der Reichsstadt Hagenau und im Herzogtum Braunschweig-Wolfenbüttel.

Die Reformationsgeschichte zeigt ein merkwürdiges Ineinanderwirken von Politik und Religion. Die aus der Reformation hervorgegangenen evangelischen Kirchen zeigen deshalb ein unverkennbares obrigkeitliches Gepräge. Besonders gilt dies für die württembergische Kirche, die in den von Herzog Christoph geschaffenen Staat integriert wurde. Aus heutiger Sicht mag diese enge Verbindung als Fehlentwicklung zu beurteilen sein, die sicher oft genug eine freiere Entfaltung des kirchlichen Lebens hemmte. Doch ist dies nicht nur ein Problem der Vergangenheit, da sich die Frage des Verhältnisses von Staat und Kirche, von Politik und Glaube immer wieder – auch heute – neu stellt.

Briefwechsel zwischen Landgraf Philipp von Hessen und Erhard Schnepf über dessen Verhältnis zu Ambrosius Blaurer und die Stuttgarter Konkordie. Fundort: Staatsarchiv Marburg, Best. 3, Pak. 3058.

Lieber maister Erhardt. Ich hore, ir wollet den Plarer bei der bekentnus, die Lutter und Philippus [Melanchthon] zufrieden, nit lassen, sonder uf sophistiche wort dringen und haben viel leuthe sorge, das euer bawen mher brechen dan uffbawen mocht, wilchs ich mich doch zu euch nit versich. Solts auch gescheen, wurde es keinem frommen man gefallen. Ist derhalb mein bit, wollet sanfftmutig faren, nit ein wortzancker sein, sonder den glauben, liebe und gute wercke treiben, auch nit ein leffel uffheben und eine schussel zerbrechen, wie das sprichwort laut. Dan ir mocht ein eifer haben, do ir gern ein gewissen verstandt suchen wolt, die andern dahien dringen und doch im hertzen nichts erlangen. Darneben aber, menschlich zu reden, dem Evangelio grossen nachteil schaffen, als nemlich, das viel frommer leuthe daruber in verfolgung und verderben kemen, do doch die sach der rede nit werdt ist. Darumb fardt weißlich, das ir solchs bluts und zurstörung euch nit theilhaftig macht. Man mus nit also in die sach pflumpfen.

(. . .) Erkennt euch selbst und faret nit weither, dan euch got heist. Last den alten Adam nit uber den newen hirschen. Ir habt nit lang gepredigt, es thut not, euch auch zu ermanen. Seit got befolhen. Datum Cassel am 31. Augusti anno 34.

Philips Landgraf zu Hessen

Schnepfs Antwort an den Landgrafen:

Genade und fride von got! Hochgeborner fürst, euer fürstlichen gnaden seyen mein underthenig willig und schuldig dienst alzeit zuvor. Genediger herre, mich hatt in der warheyt nit wenig betrübt, daß ich so gar on grund e.f.g. angetragen bin worden als ein eigensinniger, der auf sophistiche wortlin dring und meynen mitbruder M. Ambrosius Blaurer zur zerruttung fridens und einikeyt nit wolle bey der bekantnus, die er ungedrungen und freywillig von sich gegeben hat, lassen pleyben. Dann mir an solcher bekantnus wol benuget, will auch gern ynen und ein ietlichen dorbey lassen, das man bekenne (wie e.f.g. on zweyfel Heintzs von Luther ferner angezeigt hat, wie es zwischen uns beiden gehandelt sey worden), daß auß craft disser wort, daß ist mein leyb, diß ist mein blut, der leyb und daß blut Christi warhaftiglich, substanzlich und wesentlich im nachtmal gegenwertig seye und gereicht werde. Wan ich die warheit solt schreiben, hett ich mich mer zu beclagen, dann vielleicht andere, die mir daß spil zugericht haben. Aber ich bevilchs gott. Es geet mir wie dem, der die unverdienten schlappen heim muß tragen und noch darzu die frevel und busse bezahlen, wie ich e.f.g. grundtlich kunt anzeigen, wans von noten were. Aber ich leide und will leyden umb gemeines fridens willen, alles daß ich ymmer mer mit gutem gewissen erdulden und ertragen moge. Bitte derhalb, e.f.g. wollen solchem erdichten bezige keinen glauben geben. (. . .)

E.f.g. undertheniger Erhart Schnepf

Alexander von Württemberg

Der dichtende Graf und seine Freunde

Bernhard Zeller

Der Alexander ist ein prächtiger Kerl, wild und mutig, ritterlich und herzlich. Ich habe auf seinem Landgute einen frohen Abend verlebt. Wieder eine Bruderschaft. Mit diesen Worten berichtet Nikolaus Lenau, der österreichisch-ungarische Dichter, der im Sommer 1831 erstmals nach Württemberg gekommen war, hier zahlreiche Freunde und in Cotta einen Verleger gefunden hatte, seinem Schwager Anton Schurz von der ersten Begegnung mit Alexander Graf von Württemberg. *Grüßen Sie mir meinen wilden Alexander*, heißt es in einem anderen, etwas späteren Brief Lenaus, geschrieben, bevor er zur großen Reise über den Atlantik aufbrach. *Er soll sich nur parat halten, wir wollen in Amerika zusammen rauchen, schießen, in den Urwäldern die Affen ausspotten.*

Der württembergische Graf, von dem Lenau in so übermütigem, ja burschikosem Ton berichtet, war eine ungewöhnliche Erscheinung, eine Figur, die auffiel und nicht ohne weiteres in das Gefüge des württembergischen Herrschergeschlechtes zu passen scheint. Dieser Graf Christian Friedrich Alexander, ein Neffe des ersten württembergischen Königs Friedrich I., wurde am 5. November 1801 in Kopenhagen geboren. Sein Vater, Herzog Wilhelm Philipp von Württemberg, amtierte dort als Gouverneur, kehrte jedoch bald nach der Geburt des Sohnes nach Württemberg zurück. Alexander, der Älteste von sechs Geschwistern, wurde etwa im Alter von acht Jahren nach Hofwyl bei Bern in eine von Philipp Emanuel Fellenberg im Geiste Pestalozzis geleitete Erziehungsanstalt gebracht, schlug aber dann wie sein Vater die Offizierslaufbahn ein und wurde mit Begeisterung Soldat. Im dritten württembergischen Reiterregiment, das in Esslingen stationiert war, stieg er rasch bis zum Oberstleutnant auf. Unbefriedigt jedoch von der Eintönigkeit militärischen Dienstes in Friedenszeiten, nahm er bereits 1832 seinen Abschied und führte von nun an ein unstetes, ruheloses, vergeblich nach kühnen Taten dürstendes Leben. Er unternahm weite Reisen, wilde Ritte und verwegene Bergtouren gleichsam als Ersatz für Aufgaben, die ihm ein Leben im Frieden nicht stellte.

erworben und dann ausgebaut hatte. Er bewirtschaftete Garten und Ländereien, doch seine besondere Leidenschaft galt der Jagd. 1832 verheiratete er sich mit Helene von Festetics-Tolna, einer ungarischen Gräfin. Die glücklich begonnene Ehe, aus der vier Kinder hervorgingen, führte im Laufe der Jahre in Zerwürfnis und Unglück und verdüsterte das Leben des Grafen.

In Stuttgart hatte Graf Alexander Gustav Schwab und über ihn Justinus Kerner, Ludwig Uhland, Karl Mayer und Hermann Kurz kennengelernt und zu Freunden gewonnen. Ohne Rücksicht auf Standesunterschiede lud er die neuen Freunde zu sich nach Serach ein. Herzlich ungezwungene Geselligkeit und einfache Gastlichkeit bestimmten das Zusammensein. Man unternahm Bootsfahrten und Gartenfeste, las sich gegenseitig Gedichte vor, und im Kreise dieser dichtenden Freunde, zu denen im Laufe der Jahre auch Hackländer, dann Arthur Schott und die junge Marie von Brunnow, die spätere Frau von Hermann Kurz, traten, begann auch Graf Alexander Verse zu schreiben, die dann mit entsprechender Hilfestellung den Weg ins *Morgenblatt* fanden, ja sogar im *Deutschen Musenalmanach* aufgenommen wurden. Die Gedichte, mit dem Namen Sandor, der ungarischen Form von Alexander, gezeichnet, verraten eine gewisse ursprüngliche Begabung und formales Talent, erreichen jedoch selten einen eigenen, selbständigen Ton. Die starke Anziehungskraft Alexanders beruhte daher auch nicht auf diesen Poesien, sondern ging von seiner menschlichen Erscheinung aus, von seiner herzlichen Ritterlichkeit, seiner aufrechten, redlichen, manchmal auch etwas polternden Haltung, seinem lebendigen, ja leidenschaftlichen Temperament. Man nannte ihn den wilden, den tollen Grafen, und die stürmischen Jagden, die nächtlichen Wagenfahrten und die weiten Ritte – etwa nach Weinsberg und zurück innerhalb von 24 Stunden – gaben dieser Vorstellung recht. Zugleich aber war er, wie Kerner einmal schrieb, *ein liebender Mensch, an dem jede Muskel ein Herz ist.*

Ungezwungene Geselligkeit in Serach

Graf Alexander bewohnte in Esslingen den sogenannten Oberen Palm'schen Bau am Marktplatz, hatte aber daneben seinen Wohnsitz in dem auf halber Höhe an den Hängen zum Schurwald nahe der Stadt gelegenen Landgut Serach, das er schon 1828

Lenau und Graf Alexander

Mit dem Gedicht *An meinen lieben Nikolaus Lenau* begrüßte Alexander den reichlich enttäuscht und ernüchtert aus Amerika zurückkehrenden Freund. Die Verse, im *Morgenblatt* am 22. Oktober 1833 publiziert, wurden später in einen Gedichtband des



Alexander Graf von Württemberg.

Ölgemälde, Kopie von 1903 nach einem Bild von Franz Seraph Stirnbrand aus dem Jahre 1828.

Grafen übernommen, allerdings nicht ohne vor der Veröffentlichung dem Freunde zur verbessernden Begutachtung vorgelegen zu haben. Nicht nur hier, auch bei vielen anderen Gedichten hat der poetisch erfahrenere Freund mit Rat und Tat Hilfe geleistet. Lenau bezeichnete Alexander als *einen von den liebenswürdigen Menschen, für welche das Wort Herzensgüte wie erfunden zu sein scheint*. Aber auch Lenau übte eine Faszination aus, die ihn Verehrer und Freunde, vor allem die Herzen der Frauen gewinnen ließ; er war *ein Zauberer, welcher uns Alle in seinen magischen Kreis gezogen*, berichtet Marie von Hünersdorff, die Begleiterin von Alexanders Schwester, Gräfin Marie, die ebenso wie die Gräfin Helene Lenau in schwärmender Verehrung zugetan war.

In den folgenden Jahren ist Lenau häufig zu Gast bei Alexander. *Mein Leben in Esslingen ist sehr angenehm*, schreibt er Emilie Reinbeck, der mütterlichen Freundin in Stuttgart. Gemeinsam jagen die Freunde auf schnellen ungarischen Pferden durch Berg und Tal, kutschieren hinüber nach Waiblingen zu Karl Mayer oder zu Kerner nach Weinsberg. Lenau wird Zeuge der Ehekrise des Grafen und tritt als Sekundant an, als dieser mit dem Liebhaber seiner Frau die Klingen kreuzt, und er nimmt Anteil an den qualvollen Behandlungen einer nicht rechtzeitig erkannten venerischen Krankheit, durch die der stolze und lebensfrohe Mann niedergezwungen wird. Unbewußt war beiden, daß sie dieselben Krankheitskeime in sich trugen.

Zu den Seracher Gästen zählte auch der Schriftsteller Theodor Hackländer. Er erzählt in seiner Autobiographie: *In Serach war es außerordentlich gemüthlich, Wirth und Wirthin von einer wohlthuenden, ungewungenen Freundlichkeit. Die nicht zu großen traulichen Zimmer, Waffen und Jagdgeräthschaften an den Wänden und in schmucklosen Rahmen die bekannten Kupferstiche Riedingers, hohe und niedere Jagd betreffend; draußen lagen die mächtigen Hunde des Grafen, oder begleiteten sie ihn in wilden Sprüngen, wenn er uns in Joppe und Jägerhut mit Gernsbart und Spielhahnfeder gegen Eßlingen entgegengeritten kam, dann zeigte er uns sein kleines Anwesen, die Verbesserungen, die er angebracht, neue Pflanzungen, und mit großem Stolze einen Felsblock, den er, mit sammt den Alpenrosen, die auf ihm wuchsen, hatte kommen lassen; beim Mittagessen aber bereitete er einen vortrefflichen Salat, den er aus zwölf bis sechzehn Kräutern und Stauden selbst zusammen gesucht hatte.*

Alexander wollte nicht *nur*, sondern *auch* Dichter sein. Sein Dichten blieb im Grunde gute, formgewandte Gelegenheitspoesie, mögen ihm auch einige Gedichte gelungen sein, die durchaus den Vergleich mit Versen berühmter Zeitgenossen aushalten.

Aber schon den Freunden galt der Mensch mehr als der Dichter. Sein einfaches, ungezwungenes, oft übermütig sprudelndes, treuherziges Wesen verlieh ihm einen persönlichen Zauber, der auf seine Umgebung ausstrahlte und ihm rasch Freunde gewann. In schwärmerischer Verehrung war ihm die junge, kaum dem Mädchenalter entwachsene Marie v. Brunnow ergeben. Noch Jahre nach Alexanders Tod hat sie ihm eines ihrer kühnen Revolutionsgedichte gewidmet.

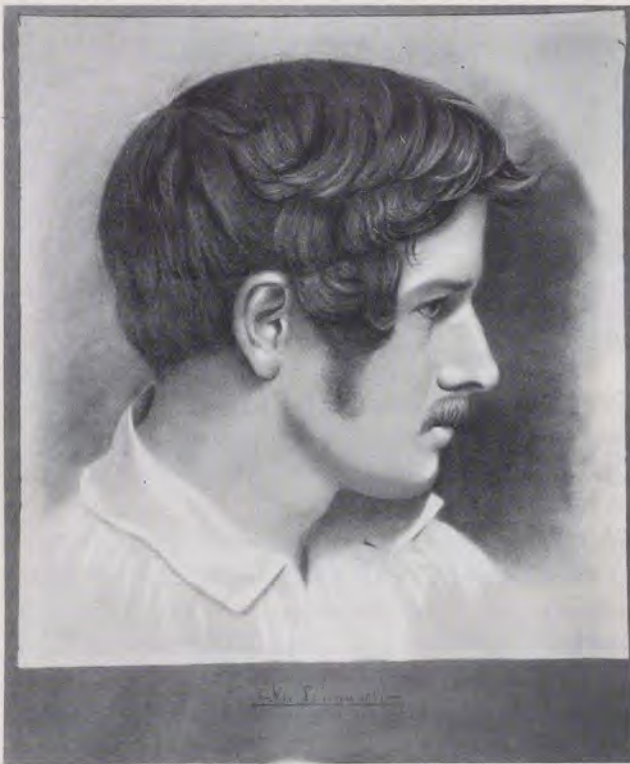
Zwischen Serach und Weinsberg

Die Namen Nikolaus Lenau und Alexander von Serach stehen auf der Burg zu Weinsberg auf einem Stein nebeneinander geschrieben. Weinsberg war gleichsam der andere Pol zu Serach, Justinus Kerner neben Lenau der andere Freund, der Alexander am nächsten stand. Der ungarische Dichter, der württembergische Graf und der um rund anderthalb Jahrzehnte ältere Justinus Kerner – welches ein seltsam gegensätzliches Trio, verbunden durch eine fast überschwengliche Freundschaft.

Bald nach dem Tod der Seherin von Prevorst im Jahre 1829 war Alexander zum erstenmal zu dem berühmten Dichter und Arzt nach Weinsberg gekommen. Wenig später stellte sich auch Lenau ein, um in den folgenden Jahren immer wieder für kürzere oder längere Zeit Gast in jenem Hause zu sein, das Jahrzehnte hindurch auf so viele Menschen, oft der widersprüchlichsten Art, eine fast magische Anziehungskraft ausübte und doch stets einen originellen, schlichten, gemütvollen Charakter wahrte. In leichter Droschke, mit schnellen Pferden und Nero, dem großen Hunde, eilte Alexander, häufig zusammen mit Lenau, von Serach nach Weinsberg, und in dem Arzthause traf man sich mit anderen Dichtern, Freunden und seltsamen Originalen zu einfacher, heiterer, oft auch etwas skurriler Geselligkeit.

Der Angehörige des württembergischen Herrscherhauses trat dem Bürgerlichen, der so viel älter war, gleich einem Sohn liebenswürdig, frei und ungezwungen entgegen. Die zahlreichen Briefe tragen den Stempel ursprünglicher Herzlichkeit. *Mein vielgeliebter Justel* oder *Mein herzlieber Justinus* lauten die Anreden der kurzen, meist rasch hingeworfenen Briefe, die fast immer mit den Worten schließen *Dein ganz getreuester Sohn A.*

Wie sehr Alexander an Kerner hing, beweisen auch seine Bemühungen, sich in der Nähe von Weinsberg anzusiedeln. In zwei undatierten, wohl aus den Jahren 1836 oder 1837 stammenden Briefen bittet er den Freund, entsprechende Erkundigungen einzuzie-



Nikolaus Lenau. Kreidezeichnung von Emil Jacobs, 1841.

hen. *Wir haben eine rechte Sehnsucht nach Dir, Du Herrlicher, Gemütlicher, Verständener! Denke nur, wir wollen uns deshalb in Deiner Nähe ankaufen. Weißt Du nicht ein geniales Gut, nicht unter 500 Morgen gutes Land mit romantischer Lage, das 60 000 fl nicht übersteigen darf?*

Ein Leben ohne innere Befriedigung

Als Reiteroffizier war Graf Alexander eine auffallende, glänzende Erscheinung. Alle Zeitgenossen rühmten die männliche Schönheit seiner hohen, schlanken Gestalt. Er zeichnete sich durch Körperkräfte und Gewandtheit aus und war dank seines offenen, auch den Untergebenen gegenüber leutseligen Wesens innerhalb der Kreise der Gesellschaft ebenso beliebt wie bei seinen Soldaten oder der Esslinger Bevölkerung.

Auch in seinen Briefen an Kerner erscheint Alexander meist als der lebensstüchtigere, als der kraftvolle, ritterliche Freund, dessen der seelisch labilere, oftmals depressive und kränkelnde Kerner in jenen Jahren oft so sehr bedurfte. Aber dieser Schein trägt. Hinter dem burschikosen Übermut und der etwas zu lauten Fröhlichkeit stehen nur mühsam verborgen die schweren Nöte seines persönlichen Lebens. Die weiten Reisen durch die Puſta, Liebesabenteuer, die wilden Ritte nach Frankreich, Italien, Korsika und Ungarn und waghalsige Bergtouren

sind Symptome der Flucht aus seinem Leben, dem die innere Befriedigung fehlte. Der zu spät geborene Bruder jener dichtenden Freiheitskämpfer wie Schenkendorf oder Theodor Körner suchte vergeblich die große Aufgabe. Er fluchte dem Frieden, sehnte sich nach soldatischer Tat und glaubte, daß im Krieg das Heilmittel gegen alle Gebrechen seiner Zeit liege.

*Auf dem Felde der Ehre ein ritterlich Grab,
Ist's immer noch besser, als Frieden.*

So endet das Gedicht *Zapfenstreich*, und an Kerner schreibt er einmal: *O! wäre ich auf einem männlichen Planeten geboren, dann hätte ich nichts mit den Schwätzereien und Niederträchtigkeiten dieser Erde zu schaffen! . . . Der Mars wäre mir am liebsten gewesen.*

Schon am 1. März 1832 teilte er Kerner mit, daß er an Körper und Gemüt krank sei. Diese Krankheit, die wohl ohne Zweifel syphilitischer Art war, verfolgte ihn gleich einem gespenstischen Dämon. Er unternahm eine Kur nach der anderen, die Ärzte wechselten, aber das grauenhafte Kopfweh, das *Wespennest im Kopfe*, blieb, ob er in Stuttgart behandelt wurde, ob er sich in Wien einer großen Quecksilberreinigungskur unterzog oder Bad Leuk besuchte. *Ich war oft der Verzweiflung nahe, wenn ich stundenlang vor Schmerz heulen und toben mußte wie eine Bestie*, schrieb er 1838 an Kerner. Wohl trat, vor allem nach einer ausgiebigen Kaltwasserheilkur in Kennenburg, einer Anstalt, die Kerner, der ihn besuchte, *halb wie ein Zuchthaus, halb wie ein Tollhaus* vorkam, eine gewisse Besserung ein, und Lenau äußerte bereits: *Alexander ist durch eine heroische Wasserkur gründlich hergestellt und wandelt als ein Wunder für alle, die ihn früher kannten, und als ein schreiender Triumph für alle Hydropathen wieder ganz rüstig umher.* Aber ab dem Jahre 1842 war der fortschreitende Verfall nicht mehr aufzuhalten.

Alexander als Dichter

In dem Gedicht *In der Krankheit* gibt Alexander ein ergreifendes Selbstbildnis:

*Mein Leben gleicht dem alten Thurme,
Verwittert blickt er in die Welt,
Trotzt wohl noch manchem harten Sturme,
Bis er in sich zusammenfällt.
Doch sind die Glocken drin zersprungen,
Ein Blitzstrahl brach mir das Gemüth,
Die frohen Lieder sind verklungen,
Nur eine trübe Flamme glüht
Die Phantasie auf dem Altare
Der Dichtkunst noch und wirft das Licht
Auf eine stille Todtenbahre,
Bis daß der Thurm zusammenbricht.*

Das dichterische Werk Alexanders ist wenig umfangreich, aber es bietet doch einen gewissen Spiegel seines Charakters und vermittelt einen Eindruck von seiner Wesensart. Das Dichten war ihm *nie voller Lebensinhalt, sondern nur ein Teil seiner umfangreichen Lebensbetätigung*. . . . *man muß nicht nur dichten, sondern auch trachten*, schreibt er bereits 1831 nach Weinsberg, und zehn Jahre später heißt es ebenfalls in einem Brief an Kerner: *Ich bedaure den, der nichts ist als Dichter, wie unser geliebter Lenau! Du bist Doktor und ich bin Soldat*. Tatkräftiges Handeln steht ihm stets höher als die dichterische Aussage, und daher bedeutet ihm Dichtung in erster Linie Hilfe, Ansporn und Erhebung zu aktivem Leben.

Aus dieser Haltung heraus ist es auch verständlich, daß den Gedichten Alexanders sehr häufig die letzte Ausformung fehlt. Er reimte rasch und ohne viel Mühe, aber die erforderliche Sorgfalt und Geduld zur gütigen Gestaltung brachte er selten auf. In der ersten Sammlung seiner Gedichte finden sich manch glückliche Naturbilder, die in Stoff und Form vielfach von Lenau abhängig sind, aber am gelungensten – weil ihm auch besonders gemäß – sind wohl doch seine *Lieder des Sturms*, die er 1838 bei J. B. Metzler herausgab.

An der Spitze der 1841 bei Cotta veröffentlichten *Gesammelten Gedichte* stehen die *Lieder eines Soldaten im Frieden*. Sie sind literarisch wenig bedeutsam, aber

Das Schloßchen Serach bei Esslingen am Neckar. Ölgemälde von Peter Francis Peters aus dem Jahre 1845. Im Besitz des Geschichts- und Altertumsvereins Esslingen.



Gesammelte Gedichte

von

Alexander Graf von Württemberg.



Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

1841.

Titelblatt der Ausgabe von 1841 mit den «Gesammelten Gedichten» von Alexander Graf von Württemberg.

für Alexanders Lebensauffassung besonders kennzeichnend. Ihnen nahe verwandt sind die 1843 ebenfalls bei Cotta *Zum Besten des Kölner Dombaues* anonym publizierte Sonette *Gegen den Strom*. Diese Zeitgedichte, die Alexander in Florenz im Winter 1842/1843 in einem Zug innerhalb von 20 Tagen niedergeschrieben hat und die ihm, wie er Kerner mitteilt, aus seinem *innigsten Herzen gekommen sind*, bilden sein politisches Glaubensbekenntnis. Als solches, nicht als dichterisches Produkt, sind sie auch heute noch von Interesse.

Lenau hat sie scharf kritisiert, sie als *anmaßend, plump und albern* bezeichnet und in einem Brief geschrieben: *Solange er bei Hirschen und Hunden, bei Pferden und Zigeunern blieb, mochte ihm zuweilen ein leidlich Lied gelingen, nun er sich aber einfallen ließ, auf der Höhe unserer Zeitfragen seinen poetischen Lehrstuhl aufzuschlagen und auf uns herabzupredigen, ist er verloren.*

Tod in Wildbad

1844 weilt Alexander zum letzten Male in Italien. Der Versuch, in Livorno doch noch Heilung zu finden, scheitert. Schwer krank kehrt er zurück. Die Schwester pflegt ihn in Serach, dann sucht er Wildbad auf, aber dort erliegt der erst 43jährige in der Nacht vom 6. auf den 7. Juli einem Hirnschlag. In der Stiftskirche zu Stuttgart wird er beigesetzt. Kerner, zutiefst erschüttert, schreibt dem Freunde in der *Allgemeinen Zeitung* den Nachruf. Immer wieder bricht in seinen späteren Briefen der Schmerz um Alexander auf. *Von den Freunden, die ich erst im Mannesalter fand, war er mir der wärmste, treueste.* Als lebendig gewordenes Bild eines ritterlichen Sängers aus der Hohenstaufenzeit steht er in seinem Gedächtnis.

Knapp ein Vierteljahr später wird Lenau geisteskrank nach Winnenthal gebracht. In seiner Zelle bedeckt ihn der Mantel seines Freundes; als *eine Decke voll Liebe, die ihm unsäglich wohl tue*, bezeichnet er ihn in einem kurzen lichten Augenblick, da ihn Kerner besucht.

Das Schlößchen Serach wurde drei Jahre später an den Bankier Sigmund Benedict verkauft und wechselte in der Folgezeit mehrfach die Besitzer, zu denen auch einige Zeit lang Karl Freiherr Cotta von Cottendorf gehörte. Dann kam es in den Besitz der Stadt Esslingen, wurde Klinik für Lungen- und Bronchialerkrankungen der Städtischen Krankenanstalten. Vor kurzem allerdings mußte der Betrieb eingestellt werden, und noch ist das künftige Schicksal des Anwesens ungewiß. Doch der Name des Grafen Alexander, der diesem Landsitz für wenige Jahre Glanz und Bedeutung verliehen hat, ist bis heute mit dieser Stätte verbunden geblieben.

*Es kennen die Geister nicht den Raum,
Und kennen nicht die Zeit,
Denn Zeit und Raum sind leerer Schaum
Im Meer der Ewigkeit.*

*Drum hoff' ich, wenn wir Geister sind,
Kein Raum das Herz mehr trennt,
Von dem, was er als Angebind
Von Gott, sein eigen nennt. –*

Seerach d. 6^{ten} Juny 1842
Alexander Gf. v. Württemberg

Seit einigen Jahren bringen die Medien in regelmäßigem Abstand Meldungen über den neuesten Stand der Besiedlung in der Bundesrepublik Deutschland, in den Bundesländern oder in irgendwelchen Landesteilen. Da ist die Rede von *Zersiedlung* und *Siedlungsbrei*, vom *Ausverkauf der Landschaft* und vom *Ausbluten der Landwirtschaft*. Schreckensgemälde einer zubetonierten Zukunftslandschaft werden entworfen, in der sich kein Platz für naturbelassene Freiräume und Erholungsgebiete mehr findet.

Statistisch gesehen erbrachte der wachsende Wohlstand in der Bundesrepublik Deutschland eine Zunahme der durchschnittlichen Pro-Kopf-Wohnfläche von 15 qm im Jahre 1950 auf mehr als das Doppelte zu Anfang der 80er Jahre. Noch expansiver verhielten sich Industrie und Gewerbe; man denke nur an die moderne Hallenbauweise, Voraussetzung für rationelle Produktions- und Vertriebsabläufe. Einher ging die räumliche Entflechtung von Wohn- und Arbeitsstätten. Das «Pendeln» zwischen Wohn- und Arbeitsort entwickelte sich besonders um die großen Wirtschaftszentren zur Massenerscheinung, die nur durch Flächenopfer zu bewältigen ist, sei es für den Neubau von Umgehungsstraßen, sei es für den Ausbau bestehender Straßenverbindungen und Autobahnabschnitte.

Spitzenreiter: Baden-Württemberg

Während des letzten Jahrzehnts setzte sich Baden-Württemberg an die Spitze der Statistik über den Landverbrauch. Betrachtet man den Zeitraum 1960–1981, so liegt das Bundesland mit einem Siedlungsflächenzuwachs von 58% weit über dem Bundesdurchschnitt von 36%.

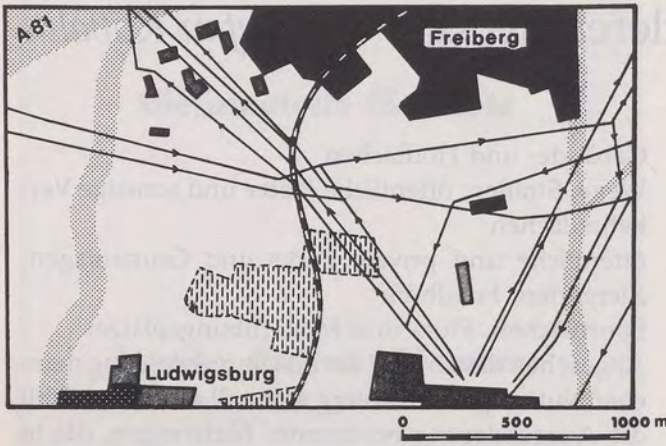
Wer sich näher mit dem Landverbrauch befaßt, der stößt bald auf ein Hindernis: den Mangel an hinlänglich differenziertem und zuverlässigem Datenmaterial. Einzig die in unregelmäßigen Abständen durchgeführten Bodennutzungserhebungen liefern Daten zur Flächenverwendung, die zwar einen Vergleich mit früheren Entwicklungsstadien gestatten, aber weitgehend auf mehr oder minder zuverlässigen Schätzungen beruhen. Ihre hauptsächliche Aufgabe ist es, über die Arten der landwirtschaftlichen Bodennutzung zu informieren, während die besiedelten Flächen als Restgröße entsprechend pauschal behandelt werden. Unterschieden werden lediglich vier Nutzungskategorien:

Gebäude- und Hofflächen
 Wege, Straßen, öffentliche Plätze und sonstige Verkehrsflächen
 öffentliche und private Parks und Grünanlagen, Ziergärten, Friedhöfe
 Sportflächen, Flug- und Militärübungsplätze.
 Abgesehen davon, daß die Zusammenfassung mancher Nutzungsarten wenig sinnvoll erscheint, fehlt die Ausgliederung bestimmter Nutzungen, die in jüngster Zeit beträchtliche Flächenumwidmungen erforderten. Wohnflächen und Industriegebiete werden zu einer einzigen Kategorie zusammengefaßt, obwohl sich doch von Ort zu Ort völlig unterschiedliche Relationen im räumlichen Nutzungsgefüge ergeben können. Verwehrt bleibt auch der Blick auf den Flächenbedarf verschiedener Infrastruktureinrichtungen wie etwa die neuen Bildungszentren, Sport- und Freizeitzentren oder auch neuartige Standorttypen im Versorgungswesen, zum Beispiel Verbrauchermärkte.






Zweifel am Zahlenspiel

In diesem Lichte besehen erwecken gerade die Berechnungen über die täglich, monatlich und jährlich landesweit geopfertem Freiflächen berechnete Zweifel. Wie wenig statistische Bilanzierungen von besiedelten Flächen einerseits und un bebauten Flächen andererseits etwas über den Grad der Entwertung eines Freiraums auszusagen vermögen, sei an einem Beispiel erläutert. Es handelt sich hierbei um einen Ausschnitt aus der Flur zwischen den Ortslagen von Ludwigsburg und Freiberg/Neckar, der in einer Kartenskizze dargestellt ist. Für die Erörterung dieses Problems hätten sich selbstverständlich auch zahllose andere Standorte in unserer stark beanspruchten Kulturlandschaft geeignet.

Gemäß der Systematik der Bodennutzungserhebung würde sich ein Besiedlungsgrad von nur 20% ergeben. Die tatsächliche Durchdringung mit bestimmten Nutzungen und Folgebelastungen setzt den Erholungswert dieser Landschaft aber weit stärker herab, als es der geringe Besiedlungsgrad vorspiegelt. Kaum zu übersehen sind insbesondere die gebündelten Hochspannungsleitungen, die den Ort von dem benachbarten Umspannwerk Ludwigsburg-Hoheneck aus einschnüren. Außerhalb der Siedlung kann sich der erholungsuchende Spaziergänger angesichts des engen Geflechts aus Freileitungen und Masten des Eindrucks einer *verdrahteten*



"Freiraum" zwischen Freiberg und Ludwigsburg

-  Siedlungsfläche
-  Geschoßbauten mit "Fernwirkung"
-  Gartenhausgebiet
-  Hochspannungsleitung
-  Lärmzone

Neue Trasse der B 27 zwischen Ludwigsburg und Bietigheim-Bissingen. Belastung der Landschaft durch Verkehrsbauten und durch die «Verdrahtung».

Landschaft kaum erwehren. Daneben bewirken Autobahn, Straßen- und Bahntrassen, aber auch eingezäunte Gartenhausparzellen sowie Anhäufungen von Aussiedlerhöfen und Gärtnereien Zerschneidungs- und Zersiedlungseffekte. Zur Verlärmung und damit zur Entwertung des Erholungsgeländes tragen zudem die teilweise stark befahrenen Straßen bei.

Antriebskräfte des Landverbrauchs

In einem sind sich die politischen Instanzen aller Ebenen einig: dem ungezügelten Landverbrauch mit seinen kaum mehr korrigierbaren Auswüchsen muß Einhalt geboten werden. Die Absichtsbekundungen bleiben jedoch solange ohne Konsequenzen, als die Initiatoren, die Träger und Triebfedern der Wachstums- und Wandlungsprozesse unbenannt bleiben. Eine Gegensteuerung kann nur dann erfolgreich sein, wenn sie an den steuernden Kräften des Landverbrauchs ansetzt, diese zu beeinflussen sucht.

Die eigentlichen Brennpunkte des Landverbrauchs sind die Verdichtungsräume und ihre Randzonen. Die beigefügte Aufstellung belegt diesen Sachverhalt, indem die Ergebnisse der Bodennutzungserhebungen von 1965 und 1978 für die vier Raumkategorien des Landesentwicklungsplans gegenüberge-



stellt werden. Hinsichtlich seiner Entwicklung der Siedlungsfläche liegt der Mittlere Neckarraum innerhalb Baden-Württembergs an der Spitze. In diesem Verdichtungsraum einschließlich seiner Randzone belief sich der Siedlungsflächenzuwachs zwischen 1965 und 1978 auf 245,7 qkm oder 45%. Die Wohnbevölkerung vermehrte sich im gleichen Zeitraum um 10% auf über 2,9 Mio.

Die Entwicklung der Siedlungsflächen in Baden-Württemberg

Raumkategorien des Landesentwicklungsplans	Siedlungsfläche in qkm		Zunahme 1965 bis 1978	Anteil der Siedlungsfläche an der Gesamtfläche 1978
	1965	1978		
Verdichtungs-räume	606	841	38,8%	25,1%
Randzonen um die Verdichtungs-räume	535	760	42,1%	12,3%
Verdichtungs-bereiche	362	487	34,5%	13,5%
Ländlicher Raum	1274	1688	32,5%	7,5%
Baden-Württemberg	2777	3776	36,0%	10,6%

Quelle: Baden-Württemberg in Wort und Zahl Jg. 28, H. 11, 1980, S. 408

konnten die Firmen nicht losgelöst von gewachsenen Bindungen vornehmen. Der Kontakt zum breitgefächerten Arbeitskräfteangebot der Großstadt, aber auch die Verbindungen mit anderen Firmen, Verbänden, Banken, Versicherungen usw. in den Wirtschaftszentren mußten gewahrt bleiben. So erklärt sich, daß der Großteil der Betriebsverlagerungen aus Stuttgart innerhalb eines Umkreises von 20 bis 30 Kilometern bewerkstelligt wurde.¹

Ein ähnliches Verhalten kennzeichnet auch die Umzügler auf dem Wohnsektor. Zunehmend unwirtliche Lebensbedingungen am alten Wohnort in der Stadt, die hohen städtischen Baulandpreise und eine Reihe weiterer Minuspunkte legten es nahe, die angestrebte Eigentumsbildung außerhalb *im Grünen* zu verwirklichen. Zwei Vorzüge wollte man nach Möglichkeit vereinen: den hohen Wohnwert einer ländlich angehauchten, naturnahen Landschaft, zugleich den unkomplizierten Zugang zum Arbeitsplatz im städtischen Zentrum – soweit die Arbeitsstätte nicht schon Vorreiter des Auszugs ins Umland war – und zu den vielfältigen Versorgungs- und Unterhaltungsmöglichkeiten, die zum städtischen Leben gehören.

Regulativ Baulandpreise

Die Auffüllung des Stadt-Umlands geht mit einem Verdrängungsprozeß einher, dessen Regulativ die Baulandpreise bilden. Die Kartenskizzen illustrieren diese Entwicklung am Beispiel des Stuttgarter Raumes durch Darstellung der absoluten Einwohnersalden für die drei vorangehenden Jahrzehnte. Die erste Zuwanderungswelle griff in der zweiten Hälfte der 50er Jahre und in den 60er Jahren auf die Nachbargemeinden der städtischen Zentren über. Weiter nach außen wagte man sich entlang von Bahnlinien oder Autobahnen vor. Schon bald überholte die Baulandnachfrage das Grundstücksangebot. Die Flächen wurden knapp und zunehmend teurer. Von jeher ortsansässige Bauinteressenten kamen in vielen Fällen nicht mehr zum Zug. Beim Ausreizen der Baulandpreise wurden sie von den an ein höheres Preisniveau gewohnten Städtern übertroffen. Sie mußten weiter *nach draußen* ausweichen, wo sich ihre Preisvorstellungen noch eher realisieren ließen. Ihnen folgte der anhaltende Strom an Abwanderern aus den Städten, derselbe Verdrängungsprozeß sollte sich wiederholen. Im Mittleren Neckarraum vereinnahmten die Wachstumsvorgänge heute selbst Gemeinden, die nur unter hohem Zeitaufwand von den Industriezentren aus zu erreichen sind. Für die Fahrt zur Arbeitsstätte oder für die Tätigkeit bestimmter Besorgungen ist man

Kontrast Stadt – ländliches Umland verwischt

Charakteristisch für die Verdichtungsräume ist die Herausbildung eines kleingekammerten Mosaiks aus Siedlungszellen verschiedenster Gestalt, Nutzung und unterschiedlichsten Alters. Einst geschlossene Ortschaften beginnen zu zerfließen, das ehemals klar gegliederte Siedlungsmuster löst sich auf. Der Eindruck einer *zersiedelten* Landschaft drängt sich nicht selten unweigerlich auf. In der Tat verwischte sich der krasse Kontrast zwischen Großstadt und ländlichem Umland während der letzten Jahrzehnte weitgehend. Um die städtischen Zentren bildeten sich dynamische Auffüllungszonen. Zugleich übten die Verdichtungsräume auf Grund ihres attraktiven Arbeitsplatzangebots eine Sogwirkung auf die Bewohner ländlicher Regionen aus. Für Industrie und Gewerbe gaben meist die beengten räumlichen Verhältnisse an den städtischen Standorten den Ausschlag zur Teil- oder gar Vollverlagerung von Produktionsstätten. Erforderliche Erweiterungen konnten nicht vorgenommen werden, weil das Gelände fehlte oder inzwischen viel zu teuer war, verschärfte Umweltschutzaufgaben gellten sich als Triebfeder zur Standortaufgabe oftmals zu den verschlechterten Standortbedingungen hinzu. Doch auch die Wahl des neuen Standorts

meist vom Pkw abhängig; bis zu drei Stunden am Tag werden für die Überbrückung der Wegstrecken geopfert. Zusätzliche Impulse ergeben sich neuerdings durch moderne öffentliche Nahverkehrsmittel wie die S-Bahn. Peripher gelegene Orte werden ebenfalls attraktiver, weil sich die S-Bahn-Haltepunkte mit dem Pkw anfahren lassen.

Wachstumsbereitschaft der Umlandgemeinden

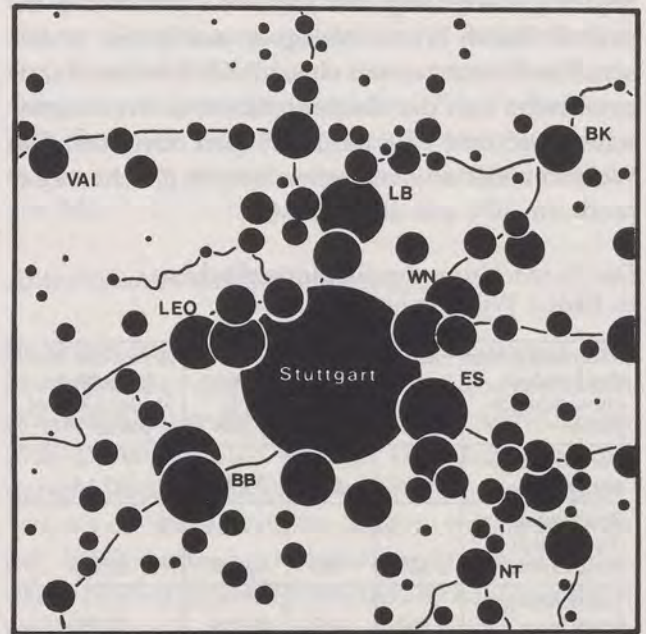
An den beschriebenen Wachstumsvorgängen ist aber noch eine weitere Komponente beteiligt, die bisher noch unberücksichtigt blieb. Ohne die Wachstumsbereitschaft auf seiten der Gemeindeverwaltungen wäre die Expansion der Siedlungen im Stadt-Umland sicher in vielen Fällen nicht so eindrucksvoll ausgefallen, wie es tatsächlich der Fall war und ist. Dies erklärt auch die rasante Aufwärtsentwicklung, die so manche Gemeinde in offensichtlicher Lagegunst, fern von öffentlichen Verkehrslinien und städtischen Zentren, schon frühzeitig nehmen konnte.

In zahlreichen Fällen reduziert sich das Wachstumsmotiv letztlich auf bloßes Prestigedenken. Doch Wachstum erfordert auch Vorleistungen in Form von Erschließungsmaßnahmen, die finanziert sein wollen. Vor dem Erlaß des Gemeindefinanzreformgesetzes im Jahre 1969 rangelte man nicht umsonst vorzugsweise um die Ansiedlung von Industriefirmen. In vielen Gemeindehaushalten bildete die Gewerbesteuer eine Haupteinnahmequelle.

Ende der 60er Jahre sahen sich in Baden-Württemberg zahlreiche Gemeinden im Zusammenhang mit der bevorstehenden Verwaltungsreform durch den Verlust ihrer Selbständigkeit bedroht. Um der Eingemeindung zu entgehen, löste man insbesondere in Gemeinden mit weniger als 4000 Einwohnern eine geradezu hektische Siedlungsaktivität aus. Dahinter stand die Absicht, den Anspruch auf Selbständigkeit durch das Vorzeigen bestechender Wachstumsraten zu unterstreichen. Wo man den Kraftakt nicht in eigener Regie bewältigen konnte, spannte man leistungsfähige Bauträgersellschaften ein. Häufig geht eine aus heutiger Sicht für unpassend befundene Hochhausbebauung auf die damaligen Bestrebungen zurück.

Auch die 1969 vollzogene Neuordnung der Gemeindefinanzen gab der wachstumsorientierten Kommunalpolitik neuen Auftrieb. Von nun an waren die Gemeinden unmittelbar am Einkommensteueraufkommen ihrer Einwohnerschaft beteiligt. Bevölkerungszuwächse schlugen sich positiv im Gemeindehaushalt nieder. Nicht immer geht diese Formel auf, denn mehr Einwohner erfordern auch zusätzliche

Bevölkerungsveränderung 1950 – 1961



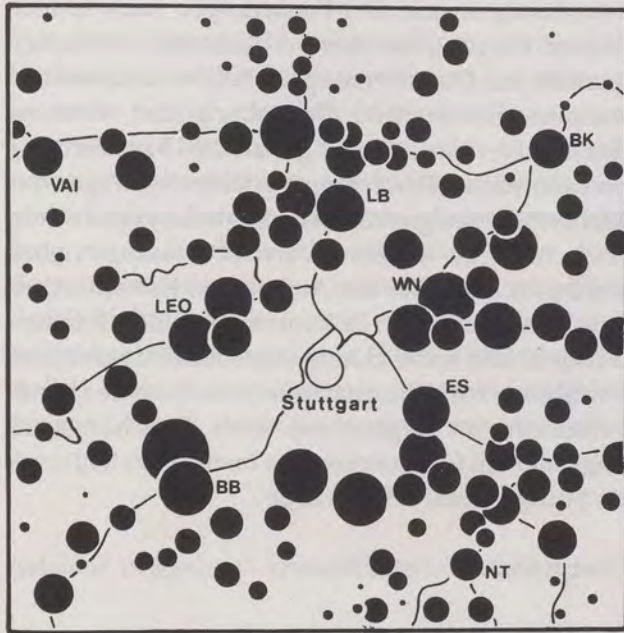
öffentliche Versorgungsleistungen wie Kindergärten, Schulen oder Kläranlagen.

Flächenfressende Gewerbegebiete

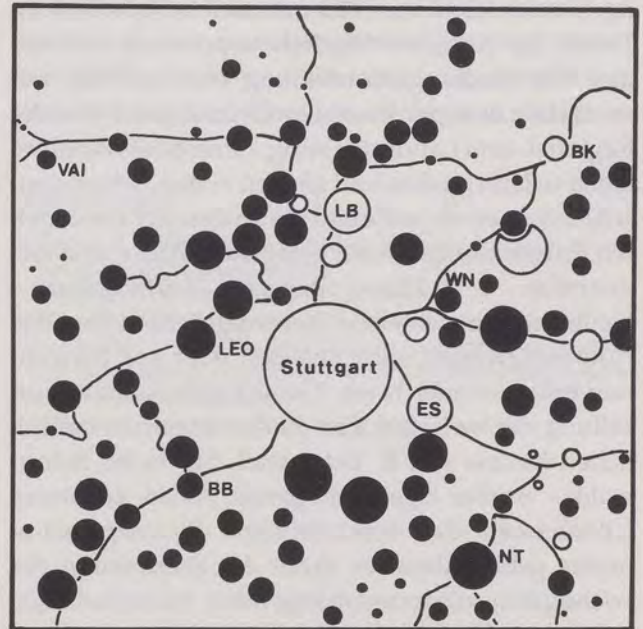
Die wachstumsabhängigen Flächenumwidmungen werden von einer Nutzungsextensivierung überlagert, die sich seit Ende der 50er Jahre im Wohn- wie im Gewerbesektor vollzieht. Ins Gewicht fällt neben der steigenden Wohnflächennachfrage besonders die Verlagerung von Gewerbebetrieben aus beengten Ortslagen in neue Gewerbegebiete an den Ortsrändern, wo den betreffenden Firmen in der Regel großzügig bemessene Grundstücke zur Verfügung gestellt werden. Nicht immer wird das aufgegebenes Gebäude etwa im Zuge von Sanierungsmaßnahmen einer neuen Nutzung zugeführt. Zudem muß die Neuerstellung von Betriebsbauten keineswegs eine Aufstockung des Personalbestandes zur Folge haben. Beispielsuntersuchungen im Norden des Stuttgarter Verdichtungsraums brachten besonders in neueren Gewerbegebieten eine äußerst extensive Nutzung zum Vorschein. Bei der Mehrzahl der nach 1970 aufgesiedelten Gewerbeflächen lagen die Dichtewerte bei weniger als 40 Arbeitsplätzen pro Hektar Bruttobaufläche. Die reservierten Erweiterungsflächen machten nicht selten mehr als 50% der belegten Areale aus.

In zunehmendem Maße vernehmen wir heute Klagen der Landwirtschaft über Verluste an wertvollem Ackerland, für die der «Siedlungsdruck» verantwortlich gemacht wird. Diese Mißfallensbekundun-

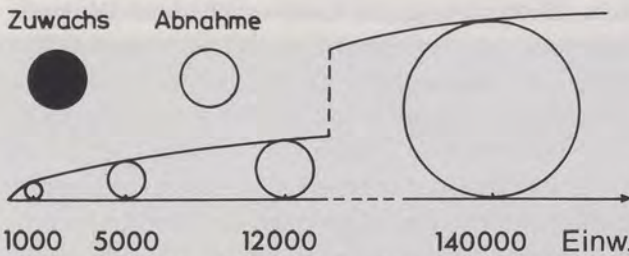
Bevölkerungsveränderung 1961 – 1970



Bevölkerungsveränderung 1970 – 1980



Wachstumsbremse Regionalplanung?



Entnommen: Ch. Borchardt: Landschaftsverbrauch.
In: Der Bürger im Staat, 1982, S. 129 – 136.

gen dürfen nicht darüber hinwegtäuschen, daß gerade in den württembergischen Realteilungsgebieten die Grundstückseigentümer selbst häufig entscheidenden Anteil an der Entstehung neuer Baugebiete gehabt haben. Wessen Grundstück als Bauland ausgewiesen wurde, durfte sich glücklich schätzen, wurde der Verlust doch zumeist einträglich entgolten. Daneben versetzte der Erlös aus dem Verkauf ortsnaher Grundstücke so manchen Vollerwerbslandwirt in die Lage, seinen Betrieb zu modernisieren, womöglich eine Hofumsiedlung im Rahmen eines Flurbereinigerungsverfahrens vorzunehmen. Daß die Qualität der Böden kaum Berücksichtigung fand, wenn Entscheidungen über Lage und Ausdehnung neuer Baugebiete getroffen wurden, läßt sich anhand alter Katasterkarten der Reichsbodenschätzung belegen. Ausschlaggebend für die Standortwahl waren in den meisten Fällen die Besitzverhältnisse, so daß nicht selten die hochwertigsten Böden anstelle geringwertiger Ackerflächen der Bebauung weichen mußten.

Unkontrolliert fortschreitender Landverbrauch birgt die Gefahr einer Überbeanspruchung der Landschaft mit all den nachteiligen Konsequenzen für Bewohner und Natur in den betroffenen Gebieten. Diesem bedrohlichen Zustand, wo nötig, entgegenzuwirken, ist eine der Hauptaufgaben der Raumordnung. Die im Landesentwicklungsplan von 1971 niedergelegten Entwicklungsziele wurden inzwischen von den Regionalverbänden in detaillierten Planwerken räumlich ausgeformt und festgeschrieben. Ein zentrales Instrument zur Durchsetzung der Entwicklungsziele bilden die Bevölkerungs- und Wohnflächenrichtwerte, welche die bis 1990 zugestandenem Zuwächse unter den Gemeinden und Gemeindeverwaltungsverbänden koordinieren sollen. Die Wirkung der Richtwerte hat sich inzwischen als unbefriedigend erwiesen, weil sich letztlich kaum eine Gemeinde, an die von außen Nachfrage nach Wohnbauland herangetragen wird, die Chance auf Vergrößerung ihrer Einwohnerzahl und damit ihres Steueraufkommens entgehen läßt. Man entzieht sich dem Zugriff der Richtwerte meist durch Berufung auf eine verstärkte Eigenentwicklung, um daraus einen entsprechend höheren «inneren Bedarf» an Bauflächen abzuleiten. Daß die ausgewiesenen Wohnflächen dann überwiegend von Neuzuzüglern belegt werden, beweisen die auffallend hohen Zuwachsraten zahlreicher Gemeinden in jüngster Vergangenheit. Gerade im Mittleren Neckarraum werden die zugestandenem Bevölkerungsrichtwerte vielfach schon heute um

ein Mehrfaches überschritten. Die Situation mutet noch bedenklicher an, hält man sich den räumlichen Trend der jüngsten Wachstumsprozesse vor Augen. Die Siedlungsentwicklung widerläuft im wesentlichen dem punkt-axialen Ordnungsschema der Regional- und Landesplanung, denn das Wachstum spielt sich im großen und ganzen in den Achsenzwischenräumen ab, während die an den dichtbesiedelten Entwicklungsachsen gelegenen Städte und Gemeinden – z. B. Filstal; Stuttgart – Ludwigsburg – Heilbronn – meist hinter den erwünschten Bevölkerungsrichtwerten zurückbleiben oder gar Einwohnerverluste verzeichnen. Die sich anbahnende Auffüllung der zwischen den Siedlungsachsen befindlichen Räume – z. B. Bottwartal, Strohgäu, Schurwald – müßte eigentlich genug Anlaß zu einem Überdenken des beschriebenen Planungsinstrumentes geben, denn es droht die Zersiedlung der wichtigsten zusammenhängenden Naherholungsgebiete im Umfeld des dicht besiedelten mittleren Neckarbeckens.

Auf einen Nenner gebracht wäre es illusorisch, sich von den Instanzen der räumlichen Planung spürbare Brems- oder zumindest Steuerungseffekte für den Landverbrauch zu versprechen. Ein ausreichend detailliertes, vor allem bindendes Instrumentarium fehlt der Regionalplanung. Um der Regionalplanung zur Durchsetzbarkeit ihrer Ordnungsvorstellungen zu verhelfen, müßten ihr letztlich Fachplanungskompetenzen übertragen werden. Dies erscheint unter der gegenwärtigen «Stimmungslage» gegenüber planenden Instanzen unrealistisch.

Einzelmaßnahmen harmlos,
die Summe problematisch

Noch mehr als bisher sollte aber ins Bewußtsein der Öffentlichkeit rücken, daß jede für sich noch so harmlos anmutende Einzelmaßnahme in der Summe den Problemkomplex ausmacht, den wir Landverbrauch nennen und der in eben dieser Gesamtwirkung unwiderrufliche Folgen heraufbeschwört. Erreichen die vielfältigen Eingriffe in das vernetzte System Landschaft aber eines Tages ein kaum mehr revidierbares, uns alle schädigendes Ausmaß, dann darf die Verantwortung hierfür unter keinen Umständen auf die Raumplanung abgewälzt werden. Wie die Erfahrung zeigt, ist man gerade auf kommunalpolitischer Ebene allzu leicht bereit, alles Positive einer Persönlichkeit, bevorzugt dem Bürgermeister, zuzuschreiben, die nicht inkalkulierten Konsequenzen bestimmter Entscheidungen einer höheren und anonymen Instanz anzulasten. Mehr Einsicht in Zusammenhänge und

mehr Verantwortlichkeit sind indes die Grundvoraussetzungen, um den Forderungen nach sparsamerem Umgang mit den verbliebenen Freiflächen letztlich zur Durchsetzung verhelfen zu können.

An eine differenzierte Darstellung und Messung des Landverbrauchs oder gar an die Durchführung von komplexen Bewertungsverfahren ist wegen des Mangels an geeignetem Datenmaterial gegenwärtig noch nicht zu denken. Verstärkt vorangetrieben werden sollte daher der Aufbau von Kartenwerken bzw. Katastern zur Dokumentation des Flächenwandels. Die Entwicklung eines luftbildgestützten Verfahrens zur differenzierten Erfassung des Landverbrauchs ist Gegenstand eines Forschungsauftrags, der am Geographischen Institut der Universität Stuttgart bearbeitet wurde².

Überprüfen: höchster Nutzen – geringster Schaden

Eher als Fernziel müßte unter den gegebenen Voraussetzungen die Wunschvorstellung stehen, daß jeder flächenaufwendigen Maßnahme eine gründliche Überprüfung auf Kosten-(Schadens-)Nutzen-Relationen im weitesten Sinn hin vorausgeht. Mit Hilfe von nutzwertanalytischen Verfahren könnte nicht nur die Standortfindung bei sämtlichen Siedlungsmaßnahmen – etwa die Ausweisung neuer Wohngebiete – optimiert werden, sondern es müßte gleichermaßen die Frage nach der Ausgestaltung der Neubaugebiete in angemessener Gewichtung in die Nutzenabwägung eingehen. Dies hieße aber auch, von einer rein ökologisch orientierten, lediglich auf Konservierung des Freiflächenbestandes bedachten Sichtweise abzurücken. Zum intakten Lebensraum gehört gleichermaßen die Behausung und ihr von Siedlungselementen bestimmtes Umfeld. Es waren und sind nicht zuletzt städtebauliche Fehlleistungen und Unterlassungssünden, die die Bewohner zum Verlassen bestimmter Viertel bewegen und dadurch den Drang zum flächenverzehrenden Neubau verstärken.

Geradezu zwingend erscheint in diesem Zusammenhang die Bewertung eines weiteren Aspekts, inwiefern nämlich dem Prinzip des sparsamen Umgangs mit dem knappen Gut Freifläche Genüge geleistet wird. Der Auslastungsgrad von Wohn- und Gewerbeflächen läßt sich mittels Dichtewerten erfassen, wobei bestimmte Mindestdichten nicht unterschritten werden dürften. Desgleichen müßte bei flächenbeanspruchenden Infrastruktureinrichtungen wie Verkehrsanlagen oder Sport- und Freizeitzentren dem Prinzip der Flächenhaushaltung Vorrang gegenüber dem Wunsch nach möglichst «großzügigen» Lösungen eingeräumt werden.

Interdisziplinäre Zusammenarbeit nötig

Vor dem Hintergrund aufeinander zuwachsender Siedlungen und zerfließender Siedlungsstrukturen in einem Gebiet wie dem Mittleren Neckarraum kann es nicht überraschen, wenn jede – für sich genommen – unscheinbare Flächenumwandlung wie etwa die Erweiterung eines Steinbruchs, die Erstellung einer Lagerhalle oder die Anlage eines Wanderparkplatzes heute auf kritische oder gar ablehnende Haltung stößt. Für die planenden Instanzen sollte dieser Tatbestand eine Herausforderung darstellen – eine Herausforderung zur Suche nach derjenigen Lösung, die im Gesamtzusammenhang des

Systems Lebensraum jeweils den höchsten Nutzen und geringsten Schaden erbringt. Mehr denn je gefordert ist eine interdisziplinäre Zusammenarbeit von Detail-, Fach- und Raumplanung unter Beteiligung von Trägern öffentlicher Belange und Gebietskörperschaften.

Anmerkungen

- 1 GROTZ, R. (1976): Die Wirtschaft im Mittleren Neckarraum und ihre Entwicklungstendenzen. *Geographische Rundschau* 28 (1): 14–26.
- 2 Über die Ziele des Vorhabens berichtet BORCHERDT, CH. (1980): Zum Problem «Landverbrauch» in Baden-Württemberg. Möglichkeiten der Ermittlung differenzierter Flächennutzungsdaten. Materialien des Geogr. Instituts d. Univ. Stuttgart.

Blick auf die evangelische Kirche des Strohgäudorfes Hemmingen, dahinter der Wohnpark Schloß Hemmingen. (Freigegeben vom Reg.-Präs. Stuttgart Nr. 2/39718)



Waldverluste und Waldschäden – Dargestellt am Beispiel der Markung Stuttgart

Fritz Oechßler

Das Waldsterben hat einen Großteil unserer Bürger aufgerüttelt, und die Grenzen der Belastbarkeit unserer Umwelt aufgezeigt. Die Medien haben das Thema aufgegriffen. Politiker haben begriffen, daß die Zeiten einer Wegwerf-Gesellschaft zu Ende sind, zieren sich aber noch, die entsprechenden Konsequenzen zu ziehen.

Gelegentlich werden die Schäden überhaupt in Frage gestellt: «Was wollen Sie eigentlich, der Wald ist doch grün, und es wird auf Witterungseinflüsse, Insektenschäden oder auf Fehler forstlicher Bewirtschaftung verwiesen. Andere warnen aus wirtschaftlichen Gründen davor, überhaupt etwas gegen Umweltschäden zu tun, so lange nicht bis ins letzte die Ursachen und Schadensabläufe erkannt sind.

Waldverlust nach 1945: 273 Hektar

Waldschäden und Waldverluste sind im Stuttgarter Wald nicht neu, auch solche nicht, die durch die Tätigkeit der Menschen entstehen. Ohne seinen Einfluß wäre unser Land ganz bewaldet. Aber seit der Mensch bei uns sesshaft geworden ist, also seit der Jungsteinzeit, wird der Wald auf den guten landwirtschaftlichen Böden zum größten Teil gerodet. Ein gewisser Abschluß dieser Rodungszeit war im 15. Jahrhundert erreicht. Der Stuttgarter Wald war auf ein Drittel seiner ursprünglichen Fläche zurückgedrängt. Eine weitere Rodungszeit begann um 1850 und dauert bis heute an. Die Stadt dehnte sich aus. Von 1850 bis 1900 wurden 190 ha, von 1900 bis 1945 262 ha und von 1945 bis 1983 273 ha gerodet. Die Tendenz ist also ansteigend. Inzwischen stehen auf der Markung Stuttgart noch knapp 4800 ha Wald, dies sind 23% der Markungsfläche.

Eine Untersuchung der Universitäten Hohenheim und Freiburg *Freiräume in Stadtlandschaften* weist nach, daß in Verdichtungsräumen mindestens 30% der Fläche bewaldet sein sollte, damit der Wald seine Schutz- und Sozialfunktionen in ausreichendem Maße erfüllen kann. Mit 23% ist in Stuttgart bereits die Mindestfläche beachtlich unterschritten, und es sind in Zukunft noch weitere Waldverluste zu befürchten.

Daneben hatte der verbliebene Wald schon immer die Bedürfnisse der Bevölkerung zu befriedigen. Bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts wurde der Wald durch Waldweide, Streunutzung und überhöhten Holzeinschlag übernutzt. Die Waldbeschreibun-

gen, die wir über den Stuttgarter Wald aus den Jahren 1555, 1683 und aus einigen Forstlagerbüchern des 18. Jahrhunderts haben, klingen nicht sehr gut. Der Wald wird als Buschwald beschrieben. Es wird von verwüsteten, stark vergrasteten Flächen berichtet, auf denen nur noch einige wenige Bäume standen, und aus denen auch noch das letzte Blatt als Streu für das Vieh ausgekehrt wurde.

Wohl wurde versucht, durch den Erlaß von Forstordnungen – die erste stammt aus dem Jahre 1440 –, die Waldpflege zu verbessern. Als dann aber mit zunehmender Industrialisierung Anfang des vorigen Jahrhunderts der Holzbedarf stark anstieg, trat eine ausgesprochene Holznot ein. Es war deshalb eine Pionierleistung der damaligen Gesellschaft, großflächig die heruntergekommenen Waldungen wieder zu bestocken.

Nicht nur der Mensch, auch die Natur hat dem Stuttgarter Wald Wunden geschlagen. Wir kennen Schneebruchschäden, Sturmschäden, Hagelschäden, Insektenschäden sowie Wild- und Pilzschäden.

Straßenschneise: Verlust mal acht

Die Waldinanspruchnahme der letzten Jahre durch Industrie, Sportflächen, Universität und Straßen brachte nicht nur Waldflächenverluste, sondern an den aufgerissenen Waldrändern und in den benachbarten Wäldern traten beachtliche Randschäden auf. Dies soll an neuen Straßen erläutert werden. Dort müssen in der Regel ca. 50 m breite Schneisen geschlagen werden. Sturm, Sonnenbrand und Windverhagerung und andere Schadensursachen haben aber oft zur Folge, daß benachbarte Wälder ebenfalls in Mitleidenschaft gezogen werden. Wertvolle Biotope werden durch Veränderung des Wasserhaushalts negativ verändert, und durch die Zerschneidung werden die Lebensräume der Tiere beeinträchtigt. Die Lärmeinwirkung und Abgasbelastung, die von den neuen Straßen ausgehen, schränken außerdem die Waldfunktionen ein. Man kann davon ausgehen, daß beidseits von neuen Straßen 150 bis 200 m breite Streifen, also zusätzlich ca. 400 m nur noch bedingt als Erholungswald genutzt werden können. Dies bedeutet das Achtfache gegenüber der ursprünglich in Anspruch genommenen Fläche.

Aber auch die Salzschäden werden häufig übersehen. Im Stuttgarter Rotwildpark sterben noch in



Die Infrarotaufnahme zeigt den nördlichen Teil des Oberen Waldes in Degerloch

- ① Villenwinkel von Degerloch
- ② Sportplätze Waldau, ab 1869 als Exerzierplatz gerodet
- ③ und ④ Während des Krieges durch Bomben zerstörte Waldflächen, seither Kleingartenflächen
- ④ 1963 angelegte Parkplätze am Königsstraße
- ⑤ Universitätssportgelände, 1927 gerodet
- ⑥ Pflanzenschule Degerloch
- ⑦ das 1951 in den Wald hineingebaute Institut für Technische Physik der Fraunhofergesellschaft
- ⑧ 1960 im Wald gebaute Versöhnungskirche
- ⑨ rote = gesunde Buchen, rosa = kränkelnde Buchen, hellrosa = kranke Buchen
- ⑩ dunkelbraun = kränkelnde Fichten
- ⑪ hellbraun = kranke Forchen

(Aufgenommen am 16. und 26. 7. 1983 im Maßstab ca. 1:5000; freigegeben durch die Reg. von Obb. Nr. G 7/89375.)

einer Entfernung von 250 m Bäume infolge Salzeinwirkung ab. Dies konnte durch Nadelanalysen nachgewiesen werden.

Belastungen gehen auch von den Waldbesuchern aus. Schon kurze Zeit, nachdem der Rotwildpark 1919 der Bevölkerung geöffnet worden war, kamen Klagen, daß die seltenen Pflanzen drastisch abnahmen. Dasselbe gilt für Pilze, die ja in der Lebensgemeinschaft Wald eine wichtige Funktion haben, deren Artenspektrum aber in den letzten Jahren erheblich eingeengt worden ist. Auch das Wild wird in seiner Bewegungsfreiheit eingeschränkt. Dies führt zu Störungen des Lebensrhythmus, zu lokalen Konzentrationen und damit zu verstärktem Wildverbiß. Insgesamt haben diese Belastungen eine Artenverarmung, eine Schwächung des Biotops Wald und damit eine erhöhte Anfälligkeit gegenüber anderen schädlichen Einwirkungen zur Folge.

Erste Schäden und Politik der hohen Schornsteine

Schon um die Jahrhundertwende wurden in der Nähe der Zentren der Schwerindustrie wie Ruhrgebiet, Oberschlesien und Sachsen Waldschäden festgestellt, die bis dahin unbekannt waren. Es handelte sich um sogenannte Rauchschiäden. Ursache war die im Rauch enthaltene schwefelige Säure, die beim Verbrennen von schwefelhaltiger Kohle oder beim Rösten schwefelhaltiger Erze entsteht. Durch diese Säure werden die Blätter oder Nadeln verätzt. Besonders gefährdet waren die Nadelhölzer mit ihren mehrjährigen Nadeln, die im Bereich solcher Emittenten absterben. Seit dieser Zeit gibt es im Ruhrgebiet keine Nadelbaumarten mehr. Solche Rauchschiäden sind auch aus Stuttgart bekannt. Als die Maschinenfabrik Eßlingen noch einen Gießereibetrieb hatte, ging ein Fichtenbestand am Neckarhang oberhalb des ehemaligen Gestüts Weil ein. Auch vom Stadtpark Zuffenhausen sind solche Rauchschiäden bei den Weißbuchen bekannt.

Da diese hohen Schwefeldioxyd-Konzentrationen ja nicht nur dem Wald, sondern auch Bauwerken und Menschen schädlich sind, glaubte man, mit hohen Schornsteinen diesem Übel begegnen zu können. Man glaubte, man könne die gasförmigen Abfallprodukte in höhere Schichten der Atmosphäre expedieren, ohne dabei zu beachten, daß sie eventuell an anderen Stellen, wenn auch verdünnt, wieder herunterkommen. Tatsächlich wurde durch diese Politik der hohen Schornsteine erreicht, daß der Himmel über der Ruhr wieder blau wurde.

Vor einigen Jahren wurden wir allerdings von Nachrichten aus Skandinavien aufgeschreckt. Die dortigen Seen waren bis dahin ein Eldorado für mitteleu-

ropäische Fischer. Eine zunehmende Versauerung ließ jedes organische Leben in diesen Seen absterben. Heute sind diese Seen glasklar, aber ohne organisches Leben. Die Meteorologen stellten fest, daß über eine Ferntrift die Abgase aus England und dem Ruhrgebiet, die dort über die hohen Schornsteine in die höheren Luftschichten abgegeben wurden, bis nach Schweden getragen werden. Da die Böden in Schweden sehr kalkarm und daher wenig gepuffert sind, konnte die zugeführte Säure voll wirken.

Trockenjahr 1976:

gutes Weinjahr, schlechtes Waldjahr

1976 erkrankten Tannen im Schwarzwald und im Schwäbischen Wald. Sie bekamen schütterere Kronen und starben teilweise sogar ab. Nun war diese Erscheinung nicht neu. Nach trockenen Jahren reagieren die Tannen und anderen Nadelbaumarten wie Fichte und Kiefer durch eine Reduktion der Nadelmasse. Aber in feuchten Jahren erholen sich die Bäume in der Regel wieder.

Das Jahr 1976 war ein ausgesprochenes Trockenjahr und daher ein gutes Weinjahr. Gute Weinjahre sind jedoch meist schlechte Waldjahre. Die Forstleute reagierten zunächst gelassen. Erst als trotz der günstigen Niederschlagsverhältnisse in den folgenden Jahren die Tannen sich nicht erholten und die Krankheitssymptome an immer neuen Tannen auftraten, erkannte man, daß es sich hier um eine neue Waldkrankheit handeln mußte.

Die schwedischen Erkenntnisse, aber auch die Tatsache, daß bei Niederschlagsmessungen auf dem Schauinsland die pH-Spitzenwerte in der Zeit von 1965 bis 1978 von 5,2 auf 3,9 abgesunken, die Niederschläge also mehr als zehnmals saurer geworden waren, sprachen dafür, daß der saure Regen die Krankheitsursache ist. Dies wurde unterstrichen durch die Tatsache, daß die Krankheitserscheinung zunächst vorwiegend auf den von Haus aus kalkarmen, wenig gepufferten und daher sauren Standorten auftrat. Es ist aber bekannt, daß bei zunehmender Versauerung Aluminium-Ionen frei werden, die für die Wurzeln giftig sind und diese schädigen.

Niederschlag saurer als Essig

Auch im Stuttgarter Wald stellten wir seit etwa 1976 bei den Forchen fest, daß die Kronen zunehmend schütterter wurden. Niederschlagsmessungen unserer forstlichen Versuchsanstalt in Weilimdorf ergaben während der Inversionswetterlage von 1982 unter Fichtenträufen pH-Werte von 2,8, was saurer als Essig ist.

1982 wurde die Situation dramatisch, da nun großflächig auch die Fichte Schäden aufwies. Diese Schäden waren aber nicht nur auf die armen Standorte beschränkt, sondern traten auf allen Standorten auf. Allerdings ergaben Untersuchungen im Schwarzwald, daß vorwiegend die Prallhänge in der Hauptwindrichtung, also die Südwest-, West- und Nordwesthänge, und die Hochlagen besonders betroffen waren. Im Stuttgarter Wald zeigten besonders die Waldränder und die exponiert stehenden Bäume, besonders die Solitäre, die freistehenden Bäume, Schäden. Dies gilt auch für Esche, Weißbuche, Buche und Eiche, die seit dem Frühjahr 1983 stellenweise drastische Blattverluste und Verlichtung im peripheren Bereich zeigen.

Nadelanalysen von besonders geschädigten Bäumen im Stuttgarter Wald ergaben im Frühjahr 1983 sehr hohe Schwefelwerte. Bei einem kritischen Wert von etwa 1,0 bis 1,5 mg Schwefel pro Gramm Trockenmasse wurden bei Douglasien Werte von 3,71 mg, bei Forche 2,2 mg und bei Laubbaumarten Werte zwischen 2,4 und 3,0 mg, also weit überhöhte Werte festgestellt.

Inzwischen wurde im Rahmen einer bundesweiten Schadensschätzung im Herbst 1983 auch eine quantitative Schätzung für den Stuttgarter Wald vorgenommen. Dabei zeigte sich, daß der Schädigungsgrad der über 60 Jahre alten Bäume deutlich höher war als der der jüngeren Bestände. Von den älteren Nadelbäumen sind nur noch 10% gesund, 55% kränkelnd, 32% krank und 2% absterbend. Von den jüngeren Nadelbäumen waren 54% gesund, 35% kränkelnd und 11% krank. Die Laubbäume zeigten etwas günstigere Ergebnisse. Auffällig ist allerdings auch bei ihnen der hohe Anteil kranker Bäume bei den freistehenden Altbuchen und Alteichen.

Rote Farbe signalisiert Gesundheit

Diese Schätzungen, die stichprobenartig im Gelände erfolgten, werden unterstrichen durch Infrarot-Bilder, die die Stadt Stuttgart aus der Luft aufnehmen ließ. Da das Palisaden-Parenchym in gesunden und in kranken Blättern das Licht verschieden reflektiert, werden diese Zustände in verschiedenen Farben festgehalten. Die leuchtend roten Farben signalisieren Gesundheit, rosa-grüne und braun-grüne Töne Kranksein.

Es ist besonders aufschlußreich, daß exponierte oder freistehende Bäume und die Waldränder, die ständig vom Luftstrom umspült sind, stärker geschädigt sind. Dasselbe gilt für locker stehende Bestände mit rauher Oberfläche. Gerade diese sind aber unsere optimalen Frischluftwaldungen. Dort

wird die zirkulierende Luft zerwirbelt. Sie kann in die stufig aufgebauten Bestände eindringen und wird dort von festen, flüssigen und gasförmigen Schadstoffen gereinigt. Geschlossene Bestände mit glatter Kronenoberfläche tun dies nicht in derselben Weise. Diese wichtige Klimafunktion, die für die Menschen in der Großstadt sicherlich von vitaler Bedeutung ist, scheint nun für den Wald eine große Bedrohung zu sein.

Saurer Regen, nur ein Faktor für Waldschäden

Etwa bis 1982 galt der saure Regen als fast alleiniger Verursacher des Waldsterbens. Da dieser Begriff so populär geworden ist, ist er in der Öffentlichkeit der Inbegriff für alle immissionsbedingten Schäden geworden. Inzwischen ist allerdings als Ursache der Waldschäden eine Vielzahl von Fakten bekannt geworden.

Vereinfacht dargestellt ergibt sich folgendes Bild: Typisch ist bei den Nadelbaumarten die frühzeitige Vergilbung und ein vorzeitiges Absterben der Nadeln. Durch Nadelanalysen konnte nachgewiesen werden, daß zwischen dem Vergilbungsgrad der Nadeln und dem Mangel an Nährstoffen wie Magnesium, Kalium, Kalzium und Zink ein direkter Zusammenhang besteht.

Wie experimentell nachgewiesen wurde, sind ozongeschädigte Nadeln gegenüber Auswaschungsverlusten dieser Nährstoffe besonders empfindlich. Vermutlich wird die Cuticula, die äußerste Schicht der Nadeln, durch Ozoneinflüsse geschädigt und damit in ihrer Schutzfunktion gegenüber Nährstoffverlusten beeinträchtigt.

Ein weiteres gemeinsames Merkmal bei allen Baumarten ist eine stark erhöhte Fotosensibilität. Vermutlich ist dies auf eine durch eine Stoffwechselstörung hervorgerufene Oxydation des Chlorophylls zurückzuführen. Dies äußert sich dadurch, daß licht- und luftexponierte Bäume stärker von den Schäden betroffen sind als Bäume im Bestandesinnern.

Aus diesen Beobachtungen ist zu schließen, daß eine kombinierte Einwirkung von Fotooxydantien mit Ozon als Leitsubstanz und säurehaltigem Regen, Nebel oder Tau eine Schlüsselrolle für die Erklärung der Waldschäden zukommt, wobei die Extremwerte von besonderer Bedeutung sind.

Die beobachtete Schädigung der Feinwurzeln und der Mykorrhiza, also des arttypischen Pilzgewebes, ist durch eine verminderte Energiezufuhr aus den Blättern und Nadeln verursacht. Daneben spielt auch die schon erwähnte Versauerung des Bodens durch den sauren Regen eine Rolle.

Dem Einfluß von Fotooxydantien wird deshalb eine



Die Infrarotaufnahme zeigt den südöstlichen Teil des Naturschutzgebietes Rotwildpark und Pfaffenwald

- ① Magstädter Straße trennt den nördlich liegenden Rotwildpark vom Pfaffenwald
- ② Der Pfaffenensee, der östlichste Parksee, 1566 unter Herzog Christoph angelegt
- ③ Schattenringbrücke, gebaut 1982, mit dem Ende der A 831 (7), gebaut 1965
- ④ S-Bahnbaustelle an der Magstädter Straße
- ⑤ braun = kränkelnde Fichten
- ⑥ hellbraun = kränkelnde Linden
- ⑦ rot = gesunde Buchen, rosa = kränkelnde Buchen, hellrosa = kranke Buchen
- ⑧ ab 1959 wurden 36 ha Wald für den Bau der Universität Stuttgart im Pfaffenwald gerodet

so große Bedeutung zugemessen, da die Immissionsbelastung dieser Komponentengruppe in den letzten zehn bis zwanzig Jahren deutlich zugenommen hat. Dies vor allem deshalb, da die Emission der Stickoxyde von 1966 bis 1978 von zwei auf drei Millionen Tonnen angestiegen ist, wobei die Kraftfahrzeuge mit 45% beteiligt sind.

Nur ein Heilmittel: Verminderung der Schadstoffe

Eine Verminderung der Waldschäden ist nur durch eine drastische Verminderung der Schadstoffemissionen möglich. Die Forstwirtschaft selbst hat nur wenig Möglichkeiten, die Schäden zu vermindern. Es wird versucht, durch intensive Bestandspflege die Vitalität der Bestände zu verbessern. Aber gerade die naturnahen, stufig aufgebauten Fichten-Buchen-Tannenwälder des mittleren Schwarzwaldes weisen besonders große Schäden auf, während auf der anderen Seite wenig gepflegte, geschlossene Waldbestände, in die die Luft weniger eindringen kann, gesünder sind.

Auch die Walddüngung ist kein Allheilmittel. Auf wenigen sehr armen Standorten oder auch solchen, wo durch intensive Streunutzung in früheren Jahrhunderten die Böden verarmt sind, wird schon seit 50 Jahren gedüngt. Der starke Säureeintrag der letzten Jahre hat allerdings nun dazu geführt, daß auf wesentlich größeren Flächen gedüngt werden muß. Dies hat jedoch mit größter Vorsicht zu geschehen, damit nicht durch eine zu rasche Biotopveränderung eine abrupte Schädigung der Bodenflora und Fauna erfolgt. Außerdem werden mit der Düngung nur die Bodenschäden bekämpft. Die Schädigung der Nadeln kann damit nicht unterbunden werden. Düngung ist also nur ein Laborieren an den Schadenssymptomen.

Durch die Walderkrankung erwächst den baden-württembergischen Waldbesitzern ein jährlicher wirtschaftlicher Schaden von etwa ca. 200 Millionen Mark mit steigender Tendenz. Erste Untersuchungsergebnisse lassen befürchten, daß der Holzzuwachs erkrankter Waldbestände auf weniger als die Hälfte des Normalen absinkt. Ein solch drastischer Rückgang der einheimischen Holzproduktion hätte verheerende Folgen für unsere Volkswirtschaft. Schon heute muß die Bundesrepublik rund 50% ihres Holzbedarfs importieren. Die Devisenausgaben für diese Importe stehen an zweiter Stelle nach dem Erdöl. Der Rückgang an Holzzuwachs würde auch nicht ohne Auswirkungen auf die rund 250 000 Beschäftigten bleiben, die in Baden-Württemberg von Wald und Holz leben. Auch der Fremdenverkehr unseres Landes ist in hohem Maße

von der Erhaltung des Waldes abhängig, liegen doch unsere bekanntesten Kur- und Erholungsorte in ausgesprochen walddreichen Gebieten.

Ist der Mensch gegen Schadstoffe immun?

Der Wald hat aber nicht nur ökonomische, sondern auch lebenswichtige, ja unschätzbare ökologische Funktionen zu erfüllen. Er schützt das Grundwasser, speichert den Niederschlag und verringert damit die Gefahr von Hochwasser bzw. Trockenheit, bewahrt die Bodenfruchtbarkeit, vermeidet Erosion, Steinschlag und Lawinen, hält die Luft rein und beeinflusst das Klima. Vielen Tier- und Pflanzenarten ist er Schutz- und Lebensraum. Zudem ist der Wald, z. B. der Stuttgarter Wald, für viele Menschen das ideale Erholungsgebiet. An einem Sonntag werden die Stuttgarter Wälder im Durchschnitt von 50 000 Menschen aufgesucht. Darüber hinaus prägt der Wald in entscheidendem Maße das Bild unserer Landschaft und damit unserer Heimat.

Sterben die Wälder, so gehen diese lebenswichtigen Funktionen verloren. Die dadurch entstehenden ökologischen und ideellen Schäden sind unabsehbar und mit derzeitigen Bewertungsmethoden nicht in Zahlen zu fassen. Sie sind weit schwerwiegender als die wirtschaftlichen Nachteile und Beeinträchtigungen. Waldschäden sind jedoch nur ein Symptom. Diese Schadstoffe verursachen auch riesige Schäden im Tief- und Hochbaubereich. Fachleute signalisieren Zerstörungen an Spannbetonbrücken, Stahlbetonteilen von Gebäuden, an Domen und Kirchen. Man kann sich kaum vorstellen, daß der Mensch immun ist gegen diese Schadstoffe.

Vorbild Japan

Die Verminderung der Emissionen muß daher eine vorrangige Aufgabe unserer Gesellschaft sein. Daß dies möglich ist, zeigen die Erfahrungen in Japan. Dort wurde durch eine strenge Umweltschutzgesetzgebung eine optimale Schadstoffverminderung erreicht. Dies geschieht dort, obwohl sich die Industrie auch der Weltkonkurrenz stellen muß. Es ist sogar zu befürchten, daß Japan uns gegenüber auf dem Gebiet der Umwelttechnik einen technologischen Vorsprung erreicht, der sich für uns als wirtschaftlicher und arbeitsmarktpolitischer Nachteil niederschlagen kann.

Hoffen wir, daß unsere Gesellschaft in der Lage sein wird, diese Probleme zu meistern, damit wir unseren Enkeln so multifunktionale Wälder hinterlassen, wie wir sie von unseren Vätern ererbt haben.

Paläarktisch und äthiopisch: brütet im gemäßigten Eurasien von Spanien bis Kleinasien, vom Iran bis Zentralasien und Japan; wandert im Herbst bis Afrika, Arabien, Indien und NO-Asien; in S-Afrika gibt es eine kleine Brutpopulation. Der Weißstorch geht in Deutschland sehr stark zurück. Ein Grund dafür sind Entwässerungen von Feuchtgebieten. Habitat: offene Grasländereien und Marschen. Brütet hauptsächlich auf Bauernhäusern in Dörfern und Städten, aber auch in feuchten Wäldern. Gefieder: Weiß mit Schwarz an den Flügeln; Beine und Schnabel rot, Augen grau, nackte Gesichtsteile schwarz und rot. Einzeln oder in kleinen Trupps, stehen oft auf einem Bein. Schreitender Gang; im Fluge werden Hals und Beine gestreckt und bilden eine Linie unterhalb des Körpers. Während der Brutzeit mit dem Menschen sehr vertraut, sonst scheuer; bildet auf dem Zug große Schwärme. Stimme: Lautäußerung neben einem Zischen Schnabelklappern, vor allem bei der Balz. Nahrung: Amphibien (Frösche), auch Reptilien, Fische, kleine Säugetiere, Insekten und Wassertiere. Brutperiode in der nördlichen gemäßigten Zone von März oder April an; brütet einzeln oder in kleinen Kolonien auf Schornsteinen, Hausdächern, oft auf künstlichen Nistunterlagen. Nest: aus Zweigen. Gelege: gewöhnlich 3–5 kalkigweiße Eier, werden von ♀ (während der Nacht) und ♂ bebrütet. Brutdauer 29–30 Tage; die Jungen verlassen das Nest nach 8–9 Wochen, werden aber dann noch von den Eltern gefüttert.

Jedes Jahr wählt der Deutsche Bund für Vogelschutz einen Vogel des Jahres. 1984 ist es der Weißstorch. Zum Jahresvogel wird eine Art gewählt, die unter dem Menschen sehr leidet oder zu der wir Menschen eine besondere Beziehung haben. Auf den Weißstorch trifft beides zu. Darüber hinaus ist der Storch unser Nationalvogel. Vor vielen Jahren, als es noch mehr Störche bei uns gab, hat der Internationale Rat für Vogelschutz das so beschlossen. Außerdem ist der Weißstorch Wappenvogel des Deutschen Bundes für Vogelschutz.

Steter Rückgang des Bestands nach 1900

Wer sich die Zahl der brütenden Störche in Baden-Württemberg ansieht, könnte fast glauben, mit unserer Umwelt würde es etwas besser. Zwar nur ein wenig – aber immerhin. Denn 1977 zählten wir 17 Brutpaare des Weißstorches, 1982 immerhin 20 und 1983 sogar 22. Aber der Schein trügt. Schon

1976 stammten von 18 Brutpaaren, also 36 Störchen, 9 Vögel aus Ansiedlungsversuchen in der Schweiz und dem Elsaß. Inzwischen stammt jeder zweite Brutstorch von Zuchten. Das wäre vielleicht nicht einmal so tragisch, ja sogar erfreulich. Nur, die Zuchtstörche verhalten sich nicht wie echte Wildtiere. Sie ziehen im Herbst nicht fort, sondern lassen sich mit Küken, Schlachthausabfällen und Fischen pappeln.

Eigentlich ist es noch gar nicht so lange her, daß die Störche aus unserer Heimat verschwunden sind. Der heutigen Elterngeneration waren Störche während ihrer Kindheit durchaus noch vertraut. Überall in den großen Flußtälern – am Neckar also, in der Donauniederung und im Badischen entlang des Rheines – gab es Störche. Ja sogar in den Nebentälern an der Brenz etwa, im Rems- oder im Jagsttal kamen sie vor. Allein im württembergischen Landesteil sind aus der Literatur rund 300 Orte mit Storchennestern bekannt. Viele alte Brutorte sind vermutlich gar nicht erfaßt. Langsam verringerte sich der Storchbestand doch bereits in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts. Seit den 50er Jahren aber ging es immer schneller. In Württemberg gab es 1926 noch 58 Brutpaare, 1934 waren es 49 und 1944 noch 33. Dann registrierte man sogar einmal einen Aufschwung, 1947 nämlich zählte man 54 Brutpaare. Aber seit 1950 geht es wieder unaufhaltsam zurück: 1952 waren es 30, im Jahr darauf 23, 1967 noch 15, 1974 zehn und 1975 sieben Brutpaare. Die Verbreitung der Restbrutpaare zeigt übrigens, daß sich die Störche immer mehr in die ökologisch günstigsten Gebiete zurückgezogen haben, dahin wo es eben noch Feuchtwiesen gibt. Heute brüten sie nur noch im Bereich der Donau und im Badischen entlang des Rheins. Verhältnismäßig lange haben sich Störche auch im Bereich des mittleren Neckars gehalten. Die Störche in Murr konnten bis 1950 beobachtet werden, die Pleidelsheimer sogar bis 1954. Die Pleidelsheimer Störche sind übrigens im Staatlichen Museum für Naturkunde in Stuttgart als sehr schönes Diorama auch heute noch zu sehen.

Je seltener, um so stärker geschützt

Wie sehr die Bewohner am Schicksal ihrer Störche Anteil nehmen, zeigen Berichte in den verschiede-

Storchennest auf dem Riedlinger Rathausdach, im Hintergrund die St.-Georgs-Kirche. Im Nest die Störchin BB 14982 aus Riegel am Kaiserstuhl mit drei Jungen, gerade vierzehn Tage alt.





Das einstige Brutvorkommen des Weißstorchs in Württemberg

- 1 letzte bekannte Besetzungen vor 1800
- 2 von 1801 bis 1880
- 3 von 1881 bis 1915
- 4 von 1916 bis 1937
- 5 von 1938 bis 1958
- 6 von 1958 bis 1968

Zusammengestellt von R. Ertel, vgl. Literaturangaben.

nen Tageszeitungen und in Heimatblättern. Aus den Storchunterlagen der Vogelschutzwarte geht hervor, daß die Firma Lichdi sogar einen Bau aufschob, um die Storchbruten nicht zu gefährden. In Schwaigern hat man 1950 das alte brüchige Storch-

chennest abgerissen und ein neues gebaut für insgesamt 221,42 DM. Und in den Unterlagen lesen wir auch, daß man damals nicht wußte, wie man diesen Neubau finanzieren sollte, obwohl die Meisterstunde nur mit 2,60 DM und die Lehrlingsstunde etwa mit 80 Pfennig angesetzt war und das Kilo Nägel damals 78 Pfennig kostete.

Aiper, der schwäbische Adebar

Auch manche Namen deuten auf die Verbundenheit der Menschen mit den Störchen hin. So hieß die Kirchheimer Kelter, auf der bis 1952 Störche brüteten, Storchkelter. Und in Oberderdingen am Stromberg nannte man die Familie Stäble, auf deren Hausdach Störche brüteten, einfach Storch-Stäble. Die Stadt Großbottwar führt im Wappen einen Storch. Dieser Storch soll früher ein Schwan gewesen sein, der die Helme der Herren von Lichtenberg zierte. Vermutlich hat die Anwesenheit der Störche dazu beigetragen, daß im Wappen aus dem Schwan ein Storch geworden ist. In der Nähe von Großbottwar im Kreis Ludwigsburg gibt es ein Aipertal. In Besigheim finden wir heute noch eine Aipergasse und einen Aiperturm. Aiper ist aber nichts anderes als die alte schwäbische Bezeichnung für den Storch, vgl. Hermann Fischers *Schwäbisches Wörterbuch*. Aiper soll sich übrigens von der niederdeutschen Bezeichnung Adebar ableiten.

In Martin Crusius *Schwäbischer Chronick, Zweyter Band*, in deutscher Übersetzung 1733 erschienen, heißt es von Beilstein: *Man sagt, daß zwischen dieser Stadt und dem Oberstenfeldischen Kloster in einem Wiesental sich alle Jahre die Störche häufig versammeln, hernach wegfliegen, auf die Schiffe sitzen und also über das Meer fliegen*. Wir sehen also, das Murr- und Bottwartal waren schon seit jeher bevorzugtes Storchengebiet. Aus den letzten Jahren wird berichtet, daß sich dort im Frühjahr gelegentlich auch Störche aufgehalten haben; die Bewohner hatten schon gehofft, sie würden sich dort wieder ansiedeln.

Ein eifriger Storchbeobachter war übrigens auch Eduard Mörike. 1830 schreibt er aus Owen an Luise Rau in einem Brief: *desto lauter klappern die Störche zuweilen vom Kirhdach*. Später, als er eine Zeitlang Pfarrer in Cleversulzbach in der Nähe von Neuenstein am Kocher war, schreibt er wiederum an Luise Rau: *Ich sah den Störchen auf'n Kirhendach zu*. Auch in seinem Gedicht *Der alte Turmhahn*, das er in Cleversulzbach geschrieben hat, verabschiedet sich der alte Turmhahn, als er gegen einen neuen ausgetauscht werden soll:

*Ihr Störche und Schwalben, grobe Spatzen,
euch soll ich nimmer hören schwatzen!*

Storchen - Kalender.

1835. Keiner der Störche in Klein
wichtigbau am 1. April an.

1836. zogen sich nicht am 2. März
und zogen wieder.

am 9. März, Neuseit 2. Uhr kehr
nie Storch (Kesselfindler) anhalten
am 20. März) und flogen sich, folgten
auf's alte Nest auf Schlegel's
Zufahrt.

16. März kehr wie befohlen wird, die Störche
mit der Mutter, weihen können
Zeit keine von beiden zu sehen
größen.

25. März. Nur die 3 Störche, (Mutter
Mutter & Kind) zogen wieder
auf vor dem 25. März. Die
2 übrigen am nächsten Tag.

1837. zogen sich nicht am 7. März. unvollständig

12. März. Flug nicht auf's Nest

13. März. Keiner auf dem Nest.

August. April, die eingekerkerten Störche
zurück in den Käfigen, Störche sind
blieben aber 8. Tage auf, so sie
man schon sehen können, so sie
indem sie gefaltete Leinwand
Sie können auf einigen Nest, das sie
das Nest, das ist ein großer, da man
von Veränderung durch vorzunehmen. fast
auf blieben sie gar auf.

1838.

10. März. auf dem Nest nach 2. Storch, die Quar-
tier einzeln, was auf es wieder
wichtigbau.

Storchen-Kalender von Eduard Mörike mit jährlichen Einträgen.

Obwohl Störche bei uns als Glücksbringer gelten, obwohl es heißt, daß in einem Haus, auf dem Störche brüten, kein Feuer ausbricht, gab es offenbar auch in unserer Gegend immer wieder Storchenfrevler, Leute, die Störche abschossen, oder Buben, die Storcheneier klauten. In Esslingen am Neckar jedenfalls wurde 1539 vom Rat der Stadt ein Verbot erlassen, Störche abzuschießen oder zu beschädigen. Dort soll übrigens auf dem Rathaus bis 1907 mindestens 400 Jahre ein Horst bestanden haben. Der Storchbrunnen in Ohmden unweit von Nürtingen geht auf einen reuigen Storchenfrevler zurück. Dort nämlich hatte 1911 ein junger Bursch einen Storch vom Nest geschossen. Später wanderte er nach Bra-

silien aus. Nach seiner Rückkehr 1957 stiftete er als Wiedergutmachung den Storchbrunnen vor dem Rathaus.

Industriesteppe und Pestizide

Eigentlich ist der Weißstorch Kulturfolger, und der Weißstorch ist es noch mehr als Brachvogel, Rebhuhn, Goldammer, Wachtel und die vielen anderen Bewohner offener Landschaften. Der Mensch war es, der diesen Tieren neue Lebensräume erschlossen hat, indem er den Wald rodete. Die vielgestaltige bäuerliche Landschaft war aber nicht nur ein geeigneter Lebensraum für Tiere, sondern auch ein Lebensraum, der dem Menschen zusagte. Die heutige Industriesteppe schadet Mensch und Tier. Im Gegensatz zu vielen anderen Tieren ging die Kulturfolge des Weißstorches sogar so weit, daß er in den Siedlungen der Menschen nistete, auf ihren Häusern, auf ihren Scheunen, auf ihren Kirchen. Und obwohl die Menschen dem Weißstorch eigentlich nur Gutes wollen, sind sie doch schuld an seinem Rückgang. Denn der Mensch ist es, der den Lebensraum, vor allem den Nahrungsraum der Störche, einengt. Die wichtigsten Nahrungsbereiche der Störche sind bei uns nämlich Zonen wechselfeuchten Grünlands. Das sind die Wiesen, die Bäche und Flüsse säumen. Deshalb leben ja auch unsere letzten Störche entlang der Donau und entlang des Rheins. Besonders für frisch geschlüpfte Störche sind Wiesentiere wichtiges Aufzuchtfutter: Wiesenschneckenlarven, Regenwürmer, Mäuse. Heute sind die naturnahen Bereiche entlang der Flüsse zu schmalen Säumen geworden. Ja oft gehen Straßen und Wohnbauten, Industriebereiche bis unmittelbar ans Ufer oder die Flüsse sind gar zu Betonrinnen oder abgespundeten Kanälen geworden. Feuchtwiesen wurden entwässert oder überflutungssicher gemacht. Der zweite Schritt ist dann die Umstellung von Wiesennutzung auf Maisanbau, so wie wir sie heute dauernd erleben. Das machen dann weder Weißstorch noch Brachvogel, Uferschnepfe oder Kampfläufer mit. Aber nicht nur in Süddeutschland, sogar im storchenreichen Norden werden die Lebensräume des Weißstorches eingeengt. Untersuchungen von Baierlen und Zink, zwei badenwürttembergischen Ornithologen, haben gezeigt, daß der Bruterfolg pro Brutpaar gesunken ist. Ein Grund dürfte sein, daß Störche nicht genügend Nahrung für ihre Jungen finden. Untersuchungen aus Norddeutschland zeigen sehr deutlich, daß in solchen Jahren, in denen es besonders viele Feldmäuse gibt, ein hoher Bruterfolg der Weißstörche nachgewiesen werden konnte. Wahrscheinlich wir-

ken sich aber auch Pestizide aus, also all die vielen Mittel, die wir gegen Insekten und «Unkräuter» spritzen und die dann in die Nahrung der Störche gelangen. Diese Pestizide können zu physiologischen Schädigungen der Altvögel und zu erhöhter Sterblichkeit der Jungen, besonders im ersten Lebensjahr, führen. Der Ornithologe Conrad hat in Storcheneiern ganz erhebliche Pestizidbelastungen feststellen können.

Gefahr durch Überlandleitungen

Für viele Jungstörche sind auch Hochspannungsleitungen todbringend. Die alten Störche haben gelernt, die Hindernisse zu umfliegen. Unfälle kann es auch geben, wenn sich Störche auf Masten ausruhen. Vor allem bei Leitungen, die keine hängenden Isolatoren, sondern Stützerisolatoren haben. Wenn die Vögel Kot wegspritzen, kommt es zu tödlichen Kurzschlüssen. Der Ornithologe und Mediziner D. Haas hat sich besonders mit diesem Problem befaßt, und er hat bei den süddeutschen Stromversorgungsunternehmen durchaus offene Ohren gefunden. Die Naturschützer fordern nämlich, daß die gefährlichen Leitungen umgerüstet und daß in besonders wichtigen Gebieten die Leitungen sogar verkabelt werden.

Gefahren gibt es aber nicht nur bei uns, sondern auch während des Zuges und während des Winteraufenthaltes. Im Winterquartier werden Pestizide oft viel unbedenklicher verwendet als bei uns. In manchen Gebieten werden sogar Störche geschossen; manchmal, um sie zu essen, manchmal einfach nur so aus Spaß. Die modernen Gewehre sind überdies viel zielsicherer als die Speere von einst. Pfeilstörche, Störche also mit einem Pfeil im Leib, die wieder in ihre Brutheimat zu uns gelangten, belegen übrigens, daß auch schon früher Störche im Winterquartier bejagt worden sind.

Ludwigsburger Intermezzo mit Storchi

Dem allgemeinen Rückgang zum Trotz gab es in Ludwigsburg 1981 noch eine Storchenepisode. In der Vogelschutzwarte im Ludwigsburger Favoritenpark lebte nämlich seit 1962 schon, als Dr. Hans Lörl noch der Leiter war, Storchi. Wir alle nahmen an, Storchi wäre ein Männchen. Bis er – nein sie – im Alter von über 20 Jahren das erste Mal ein Ei legte. Storchi ist übrigens der Umzug der Vogelschutzwarte nach Karlsruhe erspart geblieben. 1981 verpaarte sich Storchi mit einem fremden Storchmännchen. Sie bauten in der Nähe der Vogelschutzwarte ein Nest auf einem Umspannungshäuschen.

Der Partner war zwar beringt, nur gelang es uns nicht, die vollständige Ringnummer abzulesen. Leider blieb der Brutversuch ohne Nachwuchserfolg. Seitdem ist das Gebiet Mittlerer Neckar, abgesehen von einigen Durchzügler, storchenerleert.

Aufzucht und «Aussöhnung» in der Schweiz und im Elsaß

Vor 35 Jahren, als der einst bedeutende schweizerische Storchbestand fast vollkommen erloschen war, begann Max Bloesch mit seinen Wiederansiedlungsversuchen in Altreu am Jurafuß unweit von Solothurn. Immerhin konnte er erreichen, daß es heute in der Schweiz wieder rund 50 wildbrütende Storchpaare gibt. Neben einer Mutterstation, in der so viele Störche wie nur möglich herangezogen werden, gibt es eine ganze Reihe Ausgewöhnungsstationen. Max Bloesch hat herausgefunden, daß man mindestens 40 bis 60 Jungstörche in großen Gehegen zusammenbringen muß, damit sich dort Paare zusammenfinden können. Gewöhnlich dauert es vier Jahre, bis die Störche dann brüten. Im Elsaß hat man ein etwas anderes Konzept. Dort werden die Storchversuche von Alfred Schierer betreut. Er hat überall im Elsaß verstreut kleinere Storchengehege, die meistens von Privatleuten betreut werden. Nur einen Nachteil haben alle diese Zuchtstörche: sie ziehen im Herbst nicht fort. Und solche Tiere sind in den Augen der Ornithologen keine echte Wildpopulation. Immerhin gab es inzwischen den einen oder den anderen Storch, der doch wegzog. Aber diese Zuchtstörche sind überdies äußerst vertraut und haben wahrscheinlich noch mehr Einbußen auf dem Zug als die echten Wildstörche. So verdienstvoll all diese Versuche sind, viele Ornithologen stehen solch einer zooartigen Aufzucht doch sehr skeptisch gegenüber. Sie meinen, zu einer wirklichen Wildpopulation gehöre auch das Eingebundensein in den zeitlichen und räumlichen Jahreslauf der Art, wie es Ernst Schüz 1979 formuliert hat, und damit auch die gefahrvolle Wanderung, die bis 10000 km weit sein kann. Sie halten mehr von dem Bergenhüsener Modell. Bergenhüsen ist das storchreichste Dorf in Schleswig-Holstein, und dort will man versuchen, den Bestand der Wildstörche dadurch zu erhalten, daß man Nahrungsräume erschließt, daß man Wiesen und Uferbereiche unter Schutz stellt.

Storchensiedlungen in Südwestdeutschland

Baden-Württemberg hat lange gewartet, ehe es ein Storchensiedlungsprogramm aufgestellt hat. Volkart Öhme



Storchennest in Murr, aufgenommen ca. 1930.

war derjenige, der den eigentlichen Anstoß dazu gab. Zunächst trafen sich einmal die baden-württembergischen Storchenspezialisten und luden die Schweizer und die Elsässer ein. Man einigte sich darauf, nach dem schweizerischen Vorbild zu verfahren, nämlich eine Mutterstation einzurichten und einige Tochterstationen. Die erste Tochterstation wurde auf die Initiative von Bloesch 1979 im badischen Holzen, nicht weit von Basel, eingerichtet. Eine weitere Station sollte in Freiburg und eine dritte in Lahr errichtet werden. Die Mutterstation arbeitet seit etwa einem Jahr. Sie liegt in Schwarzach im Odenwald, unmittelbar oberhalb des Neckars, zwar nicht im allergünstigsten Storchengebiet, aber einige andere Voraussetzungen sind dort gut. Dort gibt es einen Forstamtsleiter, Hans Schneble, der sich schon vorher sehr intensiv mit dem Schutz von Graureihern beschäftigt hat. Die Anbindung an eine staatliche Dienststelle gibt die Gewähr, daß der Versuch auch wirklich langfristig durchgeführt werden kann. Die Schweizer haben uns ja bewiesen, wieviel Geduld beim Storchenschutz aufgebracht werden muß. Die ersten Schwarzacher Störche, 20 an der Zahl, kamen übrigens mit einem illegalen Import

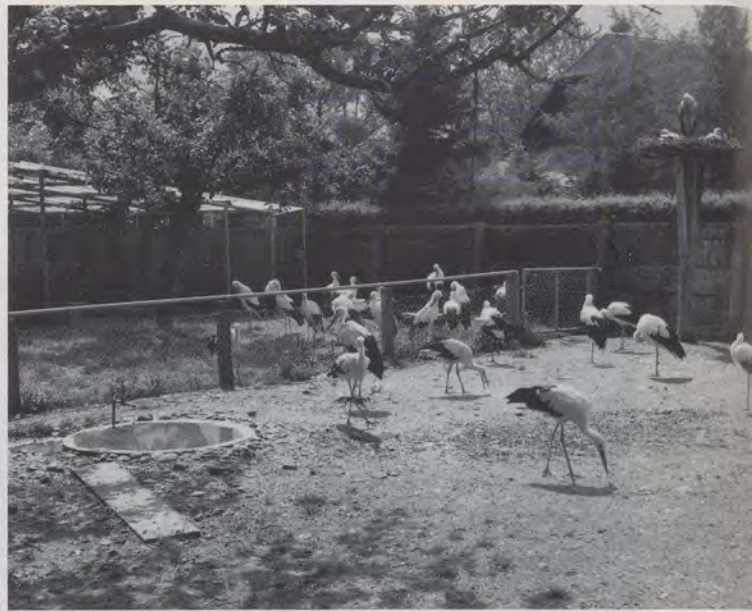
– aus Bulgarien, wie es hieß – nach Baden-Württemberg. Sie wurden beschlagnahmt und in das Storchenschutzprogramm eingegliedert. Max Bloesch hat der neuen Station nicht nur mit Rat, sondern auch mit Störchen geholfen. Heute hat die Schwarzacher Station an die 50 Störche. Aber es wird noch eine Weile gehen, ehe daran gedacht werden kann, weitere Tochterstationen – vor allem im Rheintal und im Donautal – mit brutreifen Störchen zu versorgen. Und man ist sich auch im klaren darüber, daß bei der Weite des Lebensraumes der Störche eine engräumige Ansiedlung wenig sinnvoll ist. Wenn wir an die lange Reise der Störche denken, dann ist der Begriff Heimat für Störche ohnehin sehr weit gefaßt.

Storchfarmen oder Lebensräume für Störche

Wie sieht die Zukunft unserer Störche aus? Der Storchenspezialist Ernst Schüz hat bei all seiner Liebe für die Störche doch sehr vor einem allzu großen Optimismus gewarnt. Gewiß, Störche können so etwas wie eine Symbolfigur sein, und sie eignen sich

auch, um mit ihnen für den Naturschutzgedanken zu werben. Aber die Aussichten, mit Storchfarmen wirkliche Wildpopulationen aufzubauen, sind doch sehr gering. Storchfarmen können überhaupt nur dann ein ernster Beitrag zum Artenschutz sein, wenn gleichzeitig neue Lebensräume für die Störche erschlossen werden. Ja, es wäre geradezu unverantwortlich, Störche freizulassen, ohne ihnen Lebensräume anzubieten. Der Deutsche Bund für Vogelschutz will noch in diesem Jahr in Oberschwaben, nicht weit von Mengen, auf landeseigenen Wiesen geeignete Nahrungsräume schaffen.

Wir müssen uns überlegen, wieviel Feuchtwiesen und wieviel Nahrungsteiche wir brauchen, um einen Storchbestand am Leben halten zu können. Zugegeben, dieses Problem ist noch nirgendwo in Deutschland gelöst. Es gibt ja auch nirgendwo in Deutschland ein wirkliches Naturschutz-Flächenkonzept. Mit Naturschutzgebieten, so wie wir sie bisher ausgewiesen haben, ist dem Weißstorch nicht zu helfen. Weißstörche brauchen bei uns Wiesen und Nahrungsteiche. Und die Naturschützer müssen sich auch darüber im klaren sein, daß wirklicher Lebensraumschutz nur zusammen mit der Landwirtschaft durchgeführt werden kann. Es ist sicher ein gutes Anzeichen, daß immer mehr Landwirte erkennen, daß sie nicht gegen, sondern mit der Natur arbeiten müssen. So gesehen gibt es durchaus hoffnungsvolle Ansätze. Nur, ob sie für unsere Störche nicht doch zu spät sind? Staatlicher und privater Naturschutz werden sich beeilen müssen, ein wirkliches Naturschutz-Flächenkonzept aufzubauen, ein Konzept, das nicht nur Rest- und Abfallflächen umfaßt, sondern von notwendiger Planung ausgeht, so wie im Straßenbau etwa. Und dabei wird es dann beim Lebensraum Wiese zweifellos nicht nur um Störche gehen, sondern genauso um den Wachtelkönig, um Raubwürger, um Wiesenweihen, Fischottern. Und nicht etwa nur um Tiere, sondern um eine lebenswerte Landschaft – auch für den Menschen.



Literaturangaben

- BAIERLEN, F. u. ZINK, W. 1979 *Journal f. Ornith.* 120: 1–11
 ERTEL, R. 1968: Über das einstige Vorkommen d. Weißstorchs in Württemberg. In: *Ver. vaterl. Naturkde. Württemberg* 123: 298–315
 SCHÜZ, E. 1978: Rettet den Weißstorch, *Natur u. Mensch, Schweizerische Blätter für Natur und Heimatschutz* 20: 213–224
 LÖHRL, 1938: Der Storchbestand in Baden-Württemberg in den Jahren 1935, 1936, 1937. *Veröffentl. d. Landesstelle für Naturschutz* 14: 186–191
 Landesanstalt f. Umweltschutz: *Umweltqualitätsbericht Karlsruhe*
 SCHÜZ, E. 1984 *Weißstorch – Vogel des Jahres 1984, DBV – Merkblatt* 83. *Deutscher Bund f. Vogelschutz, Kornwestheim*



Rechts zwei Bilder aus der Storchenzucht- und Ansiedlungsanlage Altreu bei Solothurn. Oben eine Freianlage, unten eine Voliere mit einer «Kinderstube» voller handaufgezogener Jungstörche.

Vor über hundert Jahren: Freie Jagd auf den Weißstorch

Die Situation ist hinreichend bekannt: der Weißstorch, *ciconia alba*, droht in Westeuropa auszusterben. Zählte man 1934 auf dem Gebiet der heutigen Bundesrepublik noch mehr als 4400 Paare, so waren es 1983 nur noch 779 Paare. 22 Paare wurden im Jahr zuvor in Baden-Württemberg gezählt, wovon neun Paare den württembergischen Anteil ausschließlich in Oberschwaben ausmachen. Auf Grund dieser seit Jahren bekannten und alarmierenden Situation hat der Deutsche Bund für Vogelschutz den Weißstorch in diesem Jahre zum «Vogel des Jahres» erklärt. Ihm soll besondere Aufmerksamkeit zuteil werden. Für den Verfasser dieses Aufsatzes ist der Storch jedes Jahr Vogel des Jahres. Er betreut ehrenamtlich für die Vogelwarte Radolfzell seit über zehn Jahren die letzten Weißstörche in Württemberg. Dabei stößt er neben der Arbeit vor Ort auf manches Geschichtliche, das mit diesem Vogel zusammenhängt.

Hermann Georg Knapp, ein studierter Heimatdichter, geboren 1828 in Schwendi bei Laupheim, arbeitete als Redakteur und freier Schriftsteller in Ulm, Biberach und Riedlingen, ehe er 1864 als Privatlehrer nach Stuttgart übersiedelte. Dort starb Knapp 1890 in ziemlich dürftigen Umständen. Seiner Heimat blieb er jedoch stets treu, las wohl auch die Zeitungen aus seinem ehemaligen Redaktionsgebiet und dichtete über dies und jenes. So verfaßte er 1875 ein zehn Strophen umfassendes Mundartgedicht unter dem Titel *Stork, paß auf!* und mit dem Untertitel *Warning, anno 1875*. *Stork* ist die mittelhochdeutsche Form für Storch, die sich in Oberschwaben bis in die Anfänge dieses Jahrhunderts hinein vor allem in der Mundart gehalten hatte.

Stork, paß auf!

O Stork, kommscht du wieder
Ins Schwöbaland rei',
So laß de nu nieder,
Au wo-n-âs mâg sei'.

Doch z Riadlinga, Störkle,
Fluig keackle verbei,
Ma' fieng di ins Werkle,
Drum vorsichtig sei'!

Dia Kugla sind gossa,
Der Hahna scho' gspannt,
Du wurescht verschossa,
Dei' Haus käm in Gant.

Winfried Aßfalg

Aischt huir hant ses gfounda,
Wia gfährle du bischt,
Und hant se verbunda
Mit Schlauheit und Lischt.

Se theant se beschweara
Und saget ganz frei,
Du gangescht it geara
An Ima verbei.

Du thäesch verschlucka,
Des sei gar it fei',
Und thäescht au gucka
Ins Vogelnescht nei'.

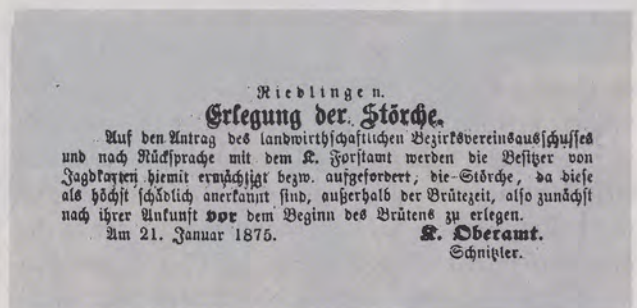
Und saufescht, o Kerle,
Dia Oier äll aus,
Jo, jo, no wärs wärle
Mit dir doch a' Graus!

Doch muaß it so gfährle
Der Schada dô sei',
Von oi'm so a' Pärle,
Und Störkla, so klei'!

Dia ka' ma' verhalta,
Dô hôt âs koi' Not,
Drum lammers beim Alta
An Rottum und Rot.

Brächt aber dia Kinder
Der Stork it ins Haus,
Nô wärs noh viel minder,
Und d Leut gienget aus.

Die Frage stellt sich, warum will ein in Stuttgart lebender oberschwäbischer Dichter in einem seiner Gedichte den Riedlinger Storch warnen? Da mußte ein Vorgang vorhanden sein, der ihn dazu veranlaßt hatte. Das Durchblättern der Zeitungsbände von



1873 bis 1875 im Riedlinger Stadtarchiv gab schließlich die Antwort: Das *Amts- und Intelligenzblatt für den Oberamtsbezirk Riedlingen und dessen Umgebung*, die *Riedlinger Zeitung*, berichtete im 162. Jahrgang am 23. 1. 1875 auf der ersten Seite über die königlich oberamtliche Verfügung:

Erlegung der Störche.

Auf den Antrag des landwirtschaftlichen Bezirksvereinsausschusses und nach Rücksprache mit dem K. Forstamt werden die Besitzer von Jagdkarten hiermit ermächtigt bzw. aufgefordert, die Störche, da diese als höchst schädlich anerkannt sind, außerhalb der Brütezeit, also zunächst nach ihrer Ankunft vor dem Beginn des Brütens zu erlegen.

Am 21. Januar 1875.

K. Oberamt
Schnitzler

Damit war der Sachverhalt klar. Die Jäger waren nicht nur ermächtigt, sondern sogar aufgefordert, Jagd auf Störche zu machen. Zu jener Zeit dürften im Oberamtsbezirk Riedlingen nach einer vom Verfasser durchgeführten Umfrage etwa 25 Storchenpaare gebrütet haben, während es auf gleichem Gebiet 1983 immerhin noch fünf Paare waren: in Riedlingen, Ertingen, Unlingen, Alleshäusern und Ogelsäusern.

Der Storch – Bientötter und gefräßiges Ungeheuer

Was aber hatte den landwirtschaftlichen Bezirksausschuß bewogen, diesen Antrag zu stellen, und mit welch kräftigen Argumenten mußte er gekommen sein, um das königliche Forstamt und das königliche Oberamt zur Freigabe der Storchenjagd zu bringen? Immerhin galt auch in diesem Gebiet der Storch als Glücksbringer und war auf Scheunen und Gehöften, auf Rathäusern und Kirchtürmen ein gern gesehener Gast. Die Rolle als Kinderbringer stand ihm jedoch noch nicht vorrangig zu, denn diese wurden nach dem Volksglauben aus dem Kindlesbrunnen geholt, wie Michel Buck aus Ertingen, der berühmtere Zeitgenosse von Knapp, berichtet.

Die folgende Ausgabe der *Riedlinger Zeitung* klärte in einer Leserschrift, unterzeichnet mit *Ein Mitglied des landw. Vereins*, unter der Überschrift *Naturgeschichte der Störche* alle auf, die bisher anderer Ansicht gewesen sein mochten. In dieser Abhandlung stützte sich der Verfasser auf die Ausführungen eines Rittmeisters a. D. von Schuckmann, der in der *Illustrierten Jagdzeitung* Leipzig, 1874 Nr. 5, eine Abhandlung *Zur Frage über die Nützlichkeit oder Schäd-*

lichkeit des weißen Storches verfaßt hatte. Darin wird ausgeführt, er habe noch in frühester Jugend *diesen mit der Muttermilch eingesogenen Aberglauben* gehegt, der Storch sei ein Glücksbringer und Schutzengel der Kinder. Ein hochachtbarer Forstmann habe ihm die Augen über die wahre Natur dieses Räubers geöffnet. Und der Rittmeister sah sich in guter Gesellschaft, denn damalige Autoritäten aus der Naturwissenschaft wie J. M. Bechstein, A. E. Brehm, Ch. L. Brehm, die Jäger und das Königl. Landes Ökonomie Collegium hatten längst den Stab *über dieses gefräßige Ungeheuer* gebrochen. Demnach ist der Storch nicht nur räuberisch und gefräßig, sondern auch mordsüchtig. Er schadet der Bienenzucht, indem er alle Bienen von den Blüten wegfängt. – Der Dichter: *Du gangescht it geara an Ima vorbei.* – Schließlich fasse ein Storchenmagen gut und gerne einen Viertel Liter Bienen, wird in der *Illustrierten Jagdzeitung* festgestellt. Weiter vernichtet der Storch überwiegend nützliche Insekten. Er frißt weiterhin Grasfrösche, während er Kröten verschmäht, sie jedoch unnach-sichtig tötet und liegenläßt. Blindschleichen und Eidechsen sind ihm eine willkommene Beute. Gegen das Erlegen der gefürchteten Kreuzotter hat man allerdings nichts einzuwenden. Er plündert alle Nester der bodenbrütenden Vögel aus, gleichgültig, ob er Eier oder Jungvögel erwischt. – Der Dichter: *Und saufescht, o Kerle, dia Oier äll aus.* – Die Fischzüchter müssen dem Storch nachstellen, weil er die Frösche frißt, deren Kaulquappen ihre Fische als Nahrung brauchen! Und die Jäger sind auf den Storch böse, weil er die Nester von Wildente und Rebhühnern plündert und sogar vor jungen Hasen nicht zurückschreckt. Anhand eines solchen Strafregisters kommt der Rittmeister in seinem Artikel zur Schlußfolgerung, er stelle den Storch ohne jegliches Bedenken und ohne Gewissensbisse in die Kategorie derjenigen Tiere, *durch deren Tötung man sich um die Land- und Forstkultur ein Verdienst erwirbt!*

Das Riedlinger Oberamt widerruft die Jagderlaubnis

Bereits im März 1874 erscheint im *Wochenblatt für Land- und Forstwirtschaft*, das von der Königl. Württembergischen Zentralstelle für die Landwirtschaft

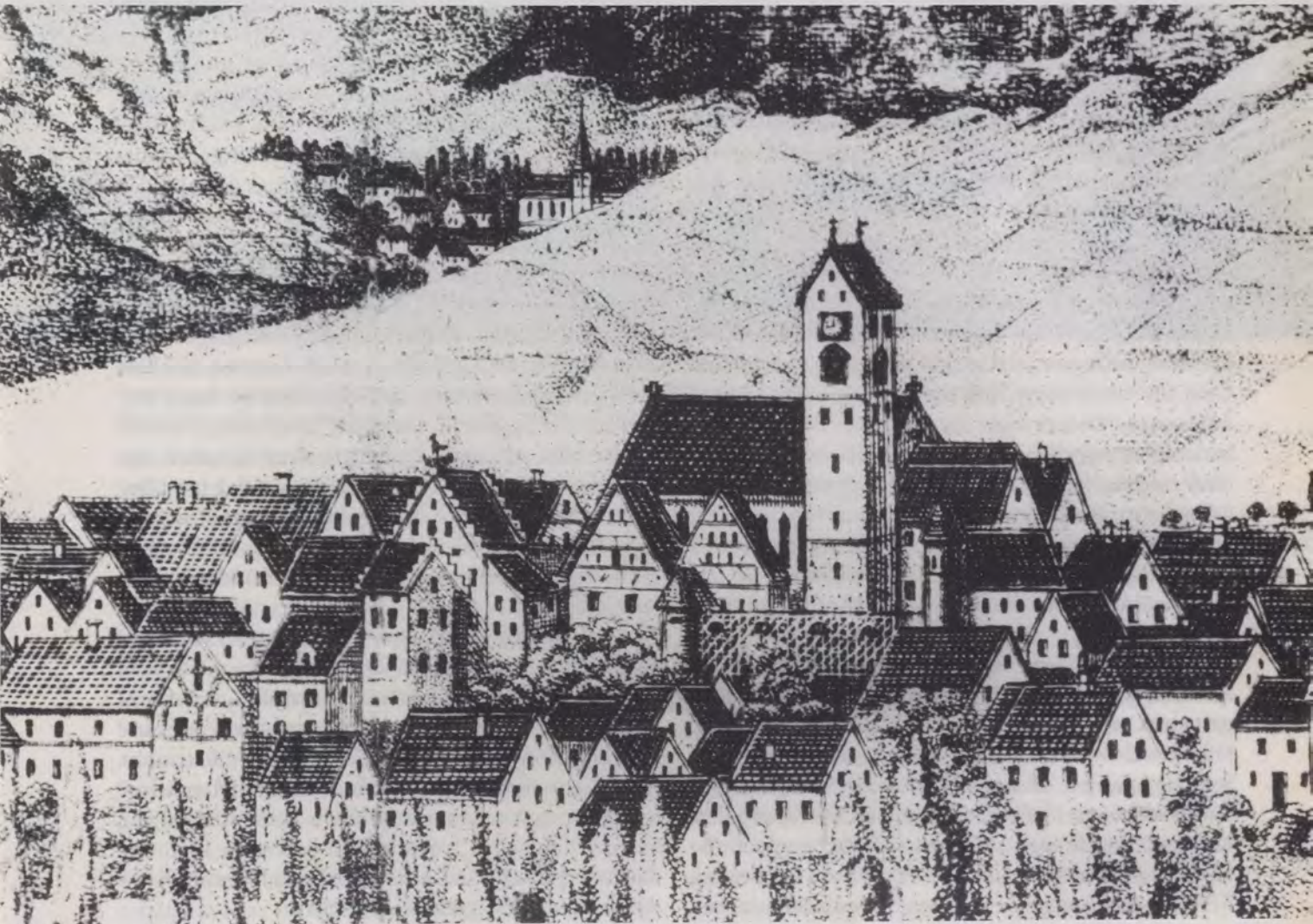
Riedlingen.
Die unterzeichnete Stelle sieht sich veranlaßt, die oberamtliche
Bekanntmachung vom 21. vor. Wts.
Betr. das Erlegen der Störche
(Riedlinger Zeitung Nr. 10) hienit zurückzunehmen.
Den 16. Februar 1875. **K. Oberamt.**
Schnitzler.

herausgegeben wurde, in der Nr. 13 von einem Professor Dr. G. Jäger ein Artikel über die *landwirthschaftliche Bedeutung der Störche* ähnlichen Inhalts. Professor Jäger erscheint zu dem vorhin Genannten sogar noch das Hausgeflügel gefährdet, wenn sich Störche durch Überzahl stark Konkurrenz machen und durch Hegung ihre Scheu verlieren. Dennoch geht dieser Verfasser nicht so weit, daß er den Stab über dem Storch ganz brechen möchte. Er will nur einem Überhandnehmen *hindernd in den Weg treten*, da eine gänzliche Vernichtung *ästhetische und Pietäts-rücksichten entschieden verbieten*. Zur Kontrolle schlug Professor Jäger vor, künftig das Anlegen eines Storchennestes behördlich genehmigen lassen zu müssen, wobei Benachteiligte, also Imker, Jäger, Landwirte, Einspruch erheben können. Storchennester sollten nur auf öffentlichen Gebäuden – Kirchen, Rathäuser – ein Anrecht auf Fortbestand haben; dabei dürften in Dörfern nicht mehr als eines, in

Marktflecken nicht mehr als zwei und in Städten unter 10 000 Einwohnern nicht über vier Nester vorhanden sein. Diese Maßregeln zog der Verfasser damals dem Weg der Selbsthilfe vor, nämlich der behördlich erteilten Erlaubnis zum Abschluß lästig werdender Vögel.

Auch noch 1930 heißt es in einer Zeitungsmeldung über die Ankunft des Storches in einem Dorf bei Riedlingen, dem «Storchenwanger» – ein Hausname, der heute noch gebraucht wird – sei volle Anerkennung auszusprechen, daß er die *Lumpensammler und Froschkuttelnfresser* Jahr für Jahr auf seinem Hausdach dulde, und man müsse mit dem Storch auf gutem Fuße stehen, daß er nicht zu viel Unheil anrichte. Demnach ist die Freude über die Rückkehr des Storches zwar gegeben, aber sein Ansehen bei der Bevölkerung – oder beim damaligen Zeitungsschreiber – scheint nicht allzu groß gewesen zu sein.

Im 19. Jahrhundert vergaßen die Künstler fast nie, auf den Staffelgiebel des Riedlinger Rathauses das Storchennest zu setzen, oft sogar mit einem Vogel darin. Dieser Ausschnitt stammt aus einer Lithographie von J. M. Fränkel, um 1845. Im Hintergrund das Dorf Pflummern, in dem Eduard Mörike als Pfarrverweser amtierte und sein Gedicht schrieb: «Frühling läßt sein blaues Band . . .»



Damit standen die Fronten im Kampf gegen den Storch klar fest: auf der einen Seite die *Schutzprediger des Storches und ihre nicht haltbaren Dogmen* vom harmlosen Glücksbringer des Menschen; daneben das vom *kindischen Aberglauben geprägte Landvolk*, dem der Storch nur auf Grund alteingewurzelter Aberglaubens und unberechtigter Pietät seine Beliebtheit und allgemeine Duldung verdankt. Auf der anderen Seite die Vertreter der Verbände und die Wissenschaft. Dazwischen stand das Königliche Oberamt in Riedlingen, als Schiedsrichter sozusagen. Und es hat Stellung bezogen. In der Nr. 21 der *Riedlinger Zeitung* vom 18. Februar, also noch rechtzeitig vor der Rückkehr der Störche, erschien eine Anzeige folgenden Inhalts:

Die unterzeichnete Stelle sieht sich veranlaßt, die oberamtliche Bekanntmachung vom 21. vor. Mts. betr. das Erlegen der Störche hiemit zurückzunehmen.

16. Februar 1875

K. Oberamt, Schnitzler

Eine totale Kehrtwendung also. Nur drei Wochen nach der Freigabe der Storchenjagd erfolgte der Widerruf.

Weshalb sich das Oberamt veranlaßt sah, die Jagderlaubnis auf Störche zurückzunehmen, ist nicht mehr festzustellen. Auch im Staatsarchiv konnte darüber nichts Einschlägiges gefunden werden. Man darf aber wohl davon ausgehen, daß sich ein Großteil der Bevölkerung gegen diese Anordnung nachhaltig zur Wehr setzte und bei allem Einsehen über mögliche Nachteile hinsichtlich der Nahrungsauswahl der Störche über die Freigabe der Bejagung empört war. Reine Spekulation muß die mögliche Einflußnahme seitens der Ehefrau des Kgl. Oberamtsmannes Schnitzler bleiben. Sie stand dem Krankenpflegeverein vor und sammelte in der Stadt und den umliegenden Gemeinden zur gleichen Zeit Geld für einen Basar, um die Vereinsfinanzen aufzubessern. Damit kam sie mit der Bevölkerung hautnah zusammen und bekam das Urteil der Leute über solch unpopuläre Entscheidungen sicher deutlich zu spüren. Auf derselben Seite, auf der die Zurücknahme der Storchenjagd veröffentlicht wurde, bedankte sich die Frau des Behördenleiters in einem anderen Inserat für die eingegangenen Geldbeträge sehr herzlich!

Möglicherweise hat auch ein Vorfall aus dem benachbarten Oberamt Ehingen etwa zur gleichen Zeit der entscheidenden Behörde zu denken gegeben. Hier beschwerten sich die Bienenzüchter über die Störche aus den bekannten Gründen. Auch sie erwirkten eine amtliche Verfügung zur *Vertilgung* des Bientötters. Ihnen schlossen sich Zeitungsschreiber an, die den Störchen die Schuld am zurückgehenden Lerchengesang gaben, ebenfalls aus be-

kannten Gründen. Damit wollten die Imker jedoch nicht in einen Topf geschmissen werden und gaben ihrerseits die Schuld am nachlassenden Lerchengesang den Bauern, die Jahr für Jahr zur Brutzeit der Lerchen das Wiesenstroh abbrachen und dabei natürlich alle Bodenbruten vernichteten. Sicher ungewollt entlasteten damit die Imker den ungeliebten Storch!

Was frißt der Storch wirklich?

Licht in den dunklen Schlund eines Storches hätten damals schon die handschriftlichen Tagebuchaufzeichnungen des Freiburger Arztes Dr. Alexander Riffel bringen können, der zwischen 1858 und 1873 insgesamt bei 18 Störchen die Schlund-, Magen- und Gewölleinhalte untersuchte. Die Störche stammten aus der Freiburger Gegend und aus Tübingen, wo er studiert hatte und zu jener Zeit nicht weniger als zehn Nester auf den Dächern der Universitätsstadt standen. Dr. Riffel war stets in Begleitung eines storchenfeindlichen Jägers, den er mit seinen Untersuchungsergebnissen zu überzeugen versuchte. Denn schließlich hatte der Jäger einen Storch beim Fressen eines Hasen erlappt. Eben dieser Storch wurde am 18. 4. 1860 erlegt und untersucht. Das Ergebnis überraschte insbesondere den Jäger. Ein Klumpen, so groß wie zwei Männerfäuste, Regenwürmer; viele Käfer, Engerlinge, Maulwurfsgrillen, zwei Eidechsen, ein Stück Schuhleder und ein Stück von einem toten Huhn. Von einem Hasen keine Spur!

Hauptnahrung war und ist für den Storch bis heute der Regenwurm neben Kerbtieren verschiedenster Art. Bienen und Wespen wurden nur in geringer Zahl in Gewöllen gefunden, auch Frösche spielten im Nahrungsbedarf nie die Rolle, die man ihnen immer wieder zuspricht. Dagegen haben schon immer Mäuse aller Art und Maulwürfe einen Großteil des Futterbedarfs abgedeckt. Nur in einem Fall fand Dr. Riffel vier junge Lerchen im Schlund eines Storches, die aber alle schon stark in Verwesung übergegangen waren; demnach wurden sie also nicht lebend aufgenommen.

Auch Professor Dr. Ernst Schüz kam als Leiter der Vogelwarte Rossitten in Ostpreußen bei zahlreichen Untersuchungen dieser Art zu ähnlichen Ergebnissen wie Dr. Riffel fast hundert Jahre zuvor, dessen Tagebuchaufzeichnungen zu diesem Zeitpunkt noch nicht veröffentlicht waren. Damit hatten zwei unabhängig voneinander geführte Untersuchungen in verschiedenen Landschaften beweisen können, daß Störche keinesfalls die gefräßigen Jäger sind, für die sie jahrelang gehalten wurden.



In der Kapelle zum hl. Stefan in Baach bei Zwiefalten findet man den ältesten Hinweis auf die Verbindung von Storch und Riedlingen: Georg Ferdinand Veeser hat um 1680 die Stadt an der Donau gemalt und dabei einen übergroßen Storch auf die Wiese vor der Stadt gestellt.

Heute hat sich der Streit über Nützlichkeit oder Schädlichkeit des Weißstorches erübrigt. Der eingangs erwähnte Rückgang des Storchbestandes läßt befürchten, daß dieser Großvogel eines Tages auf freier Wildbahn aus Westeuropa verschwunden sein dürfte. Die Gründe dafür sind vielschichtig und bekannt. Und die storchfeindlichen Argumentationen von vor hundert Jahren klingen heute wie Hohn. Ob trotz vieler Maßnahmen zum Erhalt des Storches der Bestand wieder zunehmen wird, bleibt zu bezweifeln. Sicher aber kann der Rückgang verlangsamt werden. Die Gründe für den Schwund liegen eben nicht nur in Westeuropa!

So darf sich heute jedes Dorf, jede Stadt glücklich schätzen, das noch ein Storchennest vorweisen

kann. Einer dieser Orte ist Riedlingen. Weithin sichtbar grüßt das Storchennest vom gotischen Staffelgiebel des Rathauses, über der Donau gelegen. Seit Menschengedenken brütet an dieser Stelle Jahr für Jahr ein Storchennest. Damit ist Riedlingen der einzige Ort in Württemberg, der diese Naturtradition ununterbrochen vorweisen kann. Und daß der Storch zum Stadtbild schon immer dazugehört hat, belegen die vielen historischen Abbildungen vergangener Jahrhunderte, bei denen vor allem im 19. Jahrhundert das Storchennest nie fehlt. Den ältesten Hinweis auf die Zusammengehörigkeit von Stadt und Storch haben die Riedlinger in einer Holztafelmalerei von Georg Ferdinand Veeser um 1680 geschaffen und in der Kapelle zu Baach bei Zwiefalten erhalten.

Teerschwelen, Pottaschesieden und Kleesalzgewinnung bei Enzklösterle im Nordschwarzwald

Oswald Schoch

Es ist heute weithin unbekannt, daß außer Holz, Holzkohle und Harz noch weitere Rohstoffe aus dem Wald bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts von großer Bedeutung für das tägliche Leben waren. Gemeint sind hier Holzteer, Holzessig, Kienöl, Pech, Pottasche und Kleesalz. Die Gewinnung dieser Rohstoffe spielte einst in Enzklösterle im nördlichen Schwarzwald eine wichtige Rolle. Es ist mehrfach belegt, daß die hierzu erforderlichen technischen Einrichtungen im Ort und in der Umgebung vorhanden und in Betrieb gewesen sind. Es handelt sich um Teeröfen, auch Salbe- oder Schmieröfen genannt, um Pottaschesiedereien und Sauerkleesalz-Fabriken. Außer alten Beschreibungen zeugen heute noch Flur- und Waldnamen wie z. B. *Schmierofen*, *Salbefeld*, *Salbewiese*, *Salbeteich* und *Aschenloch* von diesen schon fast vergessenen Gewerben, denen wir uns nun zuwenden wollen.

Das Teerschwelen oder Teerbrennen

Im württembergischen Teil des Schwarzwalds sprach man eher vom *Salbebrennen* oder *Schmierbrennen*. Gemeint ist jedoch dasselbe, nämlich die Gewinnung von Holzteer-Produkten mittels Verschwelung oder trockener Destillation stark harzigen Holzes. Wegen seines hohen Harzgehaltes fand vor allem das Wurzel- und Stockholz älterer Kiefern Verwendung. Wo das Salbebrennen besonders intensiv betrieben und somit das Stockholz rar geworden war, verschwelten die Salbe- oder Schmierbrenner auch harziges, kieniges Stamm- und Astholz. Um den Harzgehalt zu vermehren, verwundeten sie stehende Kiefern einige Jahre vor dem Hieb durch allmähliches Abschälen der Rinde bis in Reichhöhe. Dadurch kam es zu einem starken Harzüberzug auf den Wundflächen sowie zu einer Harzanreicherung im Splintholz durch die Bildung sekundärer Harzkanäle. Derart behandelte Stämme hießen *Schwelbäume*. Schmierbrennereien standen immer in einem engen Zusammenhang mit reichlichem Vorkommen der Baumart Kiefer. Auf Bild 1 hat der Lithograph die umgebenden Kiefern nicht zufällig gewählt.

Beim Holz-Verschwelen in gewöhnlichen «offenen Meilern» produzierte man ausschließlich Holzkohle; die sonstigen hierbei entstehenden oder freier werdenden flüssigen Stoffe versickerten in der Kohlplatte und gingen damit verloren. Zum Teerschwelen benötigte man deshalb besondere Teer-

öfen, die im württembergischen Schwarzwald die Bezeichnung *Salbe-* oder *Schmieröfen* führten. Es gab verschiedene Bauweisen und mancherlei Übergänge vom kleinen «geschlossenen Meiler» bis zum großen zweimanteligen Teerofen. Eine einfache und in unserer Gegend vermutlich am weitesten verbreitete Form war der «meilerartige» Ofen, der nur einen äußeren gemauerten Steinmantel besaß, einen eiförmigen oder stumpf-kegeligen Umriß und am Gipfel eine Öffnung, das *Füll-Loch*. Von besonderer Wichtigkeit war der feste, undurchlässige, flach-trichterförmige Boden des Ofens, der die Destillate auffangen konnte. Das Schwelholz wurde von oben in senkrechten Lagen oder kreuzweise eingesetzt, nachdem es zuvor zu sogenannten *Knippen* (*Kienknippen*) von ca. 35 cm Länge und 7 cm Dicke kleingehackt worden war. Nach der Entzündung des Holzes, nach dem Verschließen und Abdichten kam es im Salbeofen zu einem allmählich fortschreitenden Schwelbrand, bei dem das Holz langsam verkohlte und die Holzdestillate sich im Bodentrichter des Ofens sammelten, dort in ein versenktes Gefäß flossen oder über eine innere Rinne (Rohr) nach außen geleitet und aufgefangen wurden. Nur in diesem Fall war es möglich, während des Schwelvorgangs die einzelnen Destillate voneinander zu trennen. Im ersteren Fall dagegen erhielt man eben ein Gesamtgemisch.

«Teerwasser» für Gerber
und «Pech» für Schuhmacher

Als erstes Produkt zeigte sich nach mehrstündigem Schwelen eine braunrote säuerliche Flüssigkeit, das *Teerwasser* (Teergalle, Holzessig), dem im weiteren Verlauf Holzteer mit Kienöl (Harzöl) und zuletzt eine Art zähflüssiges Pech folgten. Es war Aufgabe der Teer-, Salbe- oder Schmierbrenner, die aufeinanderfolgenden Destillate, soweit es die Konstruktion des Ofens erlaubte, rechtzeitig abzusondern. Sonst erhielten sie, wie im bereits erwähnten Fall, nur ein Gemisch, die *Schmiere* oder *Salbe*, die nach Bearbeitung überwiegend als *Karrensalmie* (Wagenschmiere) Verwendung fand. *Teerwasser* brauchten die Gerber zum Schwellen der Häute, Holzteer und Kienöl gingen in die damals noch sehr einfache chemische bzw. pharmazeutische Fabrikation. Das Pech wurde durch Kochen zu festem schwarzem Schusterpech oder durch Vermischung mit Kienöl wiederum zu Karrensalmie. Die Pechrückstände, die

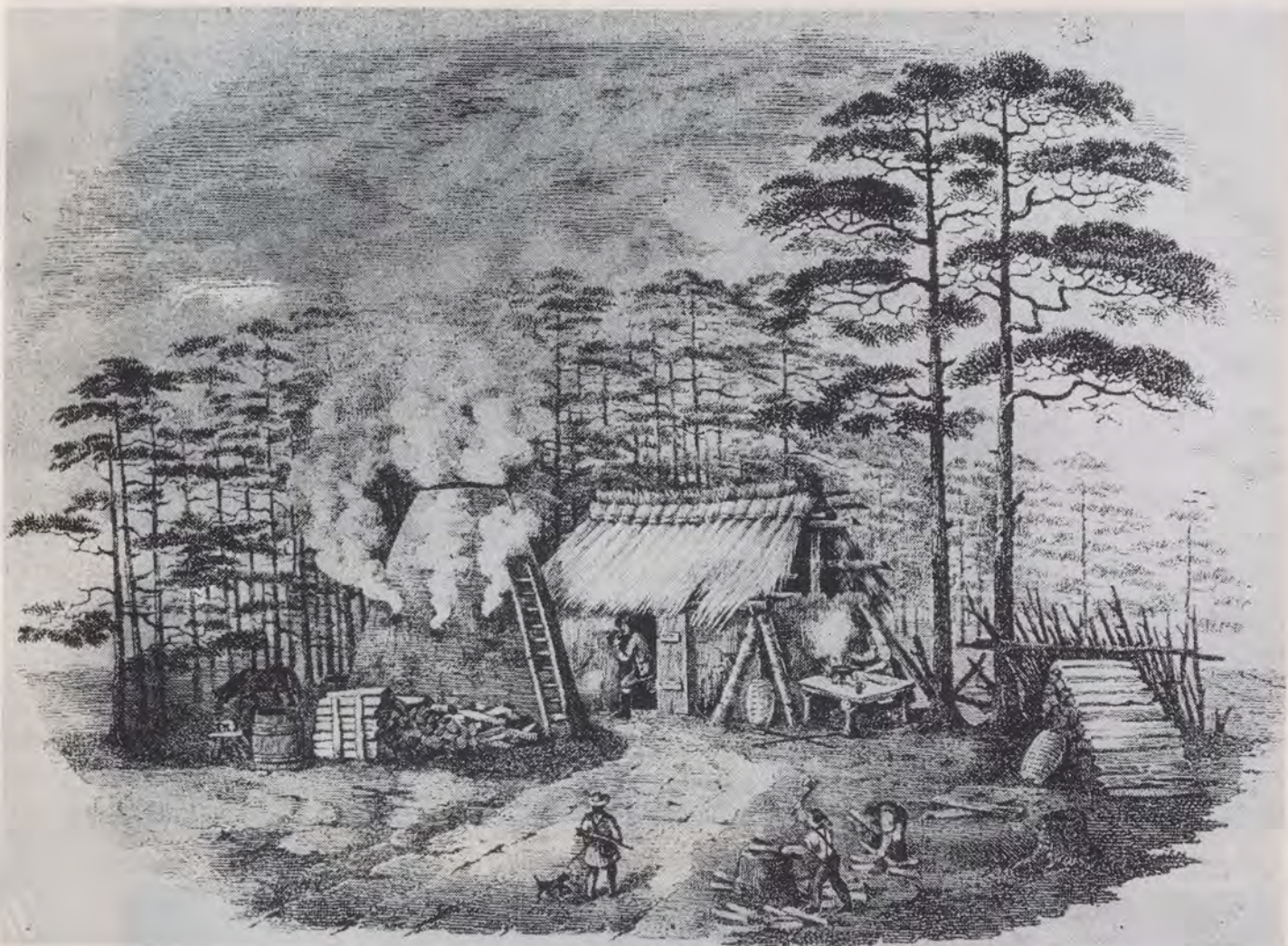


Abbildung einer Schmierbrennerei. Lithographie von J. Fehr, 1834.

Pechgrieben, verarbeitete man in Rußbrennereien noch zu Kienruß, zu hochprozentigem Kohlenstoff. Nach der Beendigung des Schwelens konnte aus dem geöffneten und abgekühlten Teerofen außerdem eine qualitativ hochwertige Holzkohle entnommen werden. Die untersten pechigen Schichten ergaben weiteres Material für Kienrußöfen.

Zweimantelige Teeröfen

Wahrscheinlich bekannter sind die technisch höher entwickelten zweimanteligen Teeröfen mit einem inneren Destillationsraum und einem äußeren Brennraum, welcher den ersteren rings umschlossen hat. Im Destillationsraum oder *inneren Ofen* wurde das eingefüllte harzreiche Holz nicht verschwelt, sondern allein durch die Hitze des umschließenden Brennraumes trocken destilliert. Für das Aufheizen im Brennraum genügte normale Holzqualität. Das wertvolle Kienholz war ausschließlich der Destillation im inneren Ofen vorbe-

halten. Diese technisch aufwendigeren Teeröfen besaßen immer die notwendigen Vorrichtungen zur getrennten Gewinnung der Destillate. Sicherlich konnten in ihnen bessere Ergebnisse nach Qualität und Quantität erzielt werden. Im Prinzip vollzog sich jedoch dasselbe wie in den primitiveren Teeröfen, eben nur auf andere Art und Weise. Infolge der hohen Beanspruchung durch Hitze mußten die Teeröfen etwa alle vier bis fünf Jahre erneuert werden.

Über die Ausbeute ist für Enzklosterle und seine Umgebung bisher nichts in Erfahrung zu bringen. Aus weiter südwestlich angrenzenden Fürstlich Fürstenbergischen Waldungen wurde bekannt, daß von 1600 Pfund Kienholz (= einem Klafter) 350–400 Pfund Holzteer gewonnen werden konnte.

Bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts gab es viele Teeröfen im Schwarzwald. Sie lagen sowohl tief in den Wäldern als auch in der Nähe von Besiedlungen. Allein im Staatswald von Enzklosterle kennen wir derzeit fünf Standorte ehemaliger Teer-, Salbe-



Restaurierter meilerartiger Salbeofen im Tonbachtal, oben die Vorderseite, unten die Rückseite.



oder Schmieröfen. Regierungsrat Kausler berichtet in der Beschreibung des Oberamts Neuenbürg vom Jahr 1819: *In der Gegend um Wildbad sind 5 Theerbrennereien, 3 größere und 2 kleinere. Eine der größten liefert jährlich 220 bis 230 und eine kleinere 110 bis 120 Centner Theer. Im Ganzen können jährlich 900 Centner gewonnen werden.*

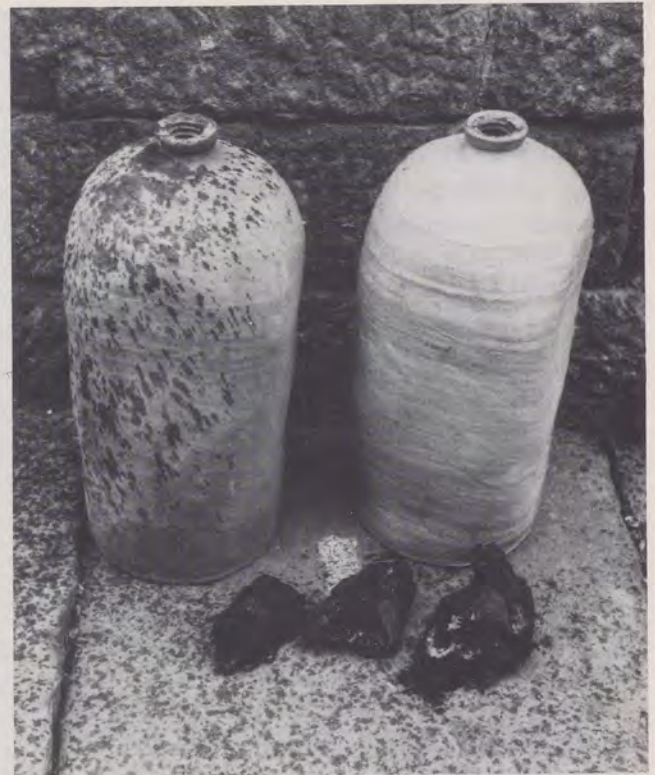
Pottaschesieden

Pottaschesiedereien waren im 18. Jahrhundert und bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts sehr häufig im Schwarzwald anzutreffen. Durch Pfarrer Schmoller ist belegt, daß um das Jahr 1821 *im Enzklösterle* auch eine Pottaschesiederei in Betrieb war. Vermutlich wurde im *Aschenloch* oberhalb von Nonnenmiß schwerpunktmäßig Asche gebrannt. Die Pottaschesiederei stand im Hirschtal und gehörte um 1810 einem Hanß Jerg Gierbach.

Was ist Pottasche, wozu wurde sie gebraucht und wie hat man sie hergestellt? Pottasche ist kohlen-saures Kalium oder anders ausgedrückt Kaliumkarbonat (K_2CO_3). Vor der Entdeckung der Kalisalz-lagerstätten in Deutschland im Jahr 1852 gab es nur wenige Ressourcen oder Möglichkeiten, das sehr ge-fragte Kaliumkarbonat, die Pottasche, zu gewinnen. Das weiße Salz hatte schon in früherer Zeit große Be-deutung für die Herstellung von Glas, Seifen, Ätz-kali, Wasserglas sowie beim Färben, Waschen und Bleichen. Auch die Apotheken wollten damit ver-sorgt sein. Die Hauptrolle spielte die Pottasche je-doch bei der Glasherstellung. Hier gilt die Pottasche heute noch als sogenanntes Flußmittel. Dem Quarz, dem Hauptrohstoff für das Glas, beigemischt be-wirkt die Pottasche eine Herabsetzung des Schmelz-punktes von $1800^\circ C$ auf $1200^\circ C$. Einmal konnte da-mit eine gewaltige Menge Energie, d. h. Brennholz oder Holzkohle, eingespart werden, zum anderen war es früher nur beschränkt möglich, Schmelzöfen zu bauen, die mit Temperaturen von $1800^\circ C$ ar-beiten konnten. Bekanntlich gab es im Schwarzwald eine große Anzahl von Glashütten, und ihre Pro-dukte erlangten Weltruhm. Kein Wunder, daß die Pottasche und ihre Gewinnung in diesem Gebiet von großer Bedeutung war. Darüber hinaus hatte die Pottasche noch die Wirkung, dem Glas einen schöneren, höheren Glanz zu verleihen.

In fast allen Pflanzen Pottasche (Kaliumkarbonat)

Wir kommen zur Pottaschegewinnung. Vorauszu-schicken wäre, daß fast alle Pflanzen mehr oder we-niger Kalium bzw. Kaliumsalze, also auch Kalium-karbonat (Pottasche) enthalten. In konzentrierterer



Alte Tongefäße für Aufbewahrung und Transport des Holzteers, gefunden im Kleinenhof. Davor verfestigte Holzteerbrocken, die bei Grabarbeiten 1983 ebendort zum Vorschein kamen.

Arten der Hölzer.	Erhaltene Asche.				Erhaltene Pottasche.			
	Pf.	Unz.	Qtl.	Gr.	Pf.	Unz.	Qtl.	Gr.
Beide	113	15	3	36	11	9	6	18
Rüster	91	13	—	—	14	7	—	—
Eiche	54	1	1	55	6	2	3	41
Alse	49	6	2	8	3	—	1	13
Hainbuche	45	2	2	25	5	—	1	69
Buche	23	6	2	31	5	13	4	42
Rothanne	17	8	—	—	1	12	—	—
Weißtanne								
Kobere								

Tabelle von K. F. V. Jägerschmid über Asche- und Pottasche-Anteile bezogen auf «vier tausend Pfund» Holzgewicht; Pf. = Pfund, Unz. = Unze, Qtl. = Quint oder Quentlein, Gr. = Gran.

Blick von oben in den Schmel- und Destillationsraum des Salbeofens im Tonbachtal; Boden und Einlaufloch sind deutlich erkennbar.

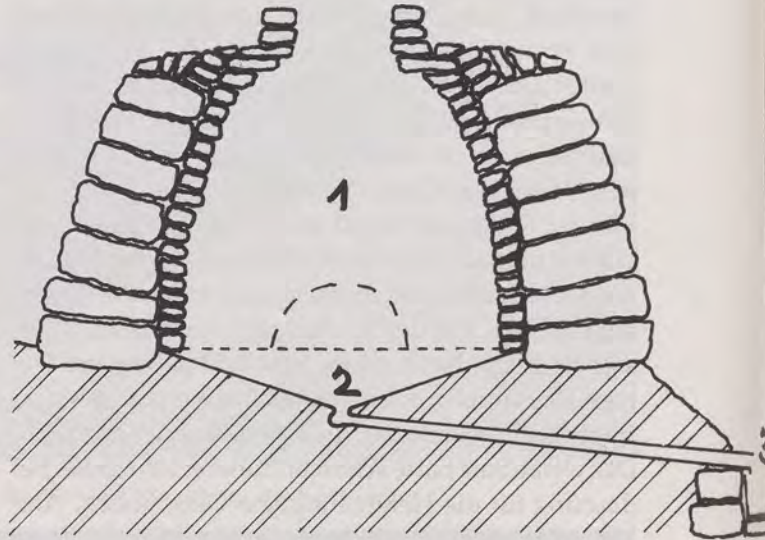


Form findet sich dieses kohlen-saure Kalium in der Pflanzenasche. Man hat das schon früh entdeckt und wußte auch, daß ältere, also langlebige Pflanzen mehr Kaliumverbindungen enthalten und daß z. B. die Asche von Rüster, Esche, Eiche und Buche höhere Anteile der begehrten Kaliumsalze aufweist als solche von Fichte, Tanne und Forche. Bevor jedoch gesunde stehende Bäume zur Pottaschegewinnung freigegeben wurden, mußten die Pottaschesieder (Pottascher) bzw. Aschenbrenner (Äscher) bemüht sein, den Bedarf durch das Verbrennen von Stockholz, Wurzeln, liegenden Ästen, Reisig, Rinde, abgängigen Bäumen, Spänen, Sägmehl, faulem Holz, Moosen, Farnkraut, Ginster, Heide u. a. zu decken. So wenigstens forderten es alte Wald- und Forstordnungen. Bei dem sehr hohen Bedarf an Pottasche konnte es jedoch nicht ausbleiben, daß letztlich doch stehendes gesundes Holz und im späteren Verlauf sogar ganze Waldteile dem Aschenbrennen zum Opfer fielen.

Aschenbrennen, Auslaugen und Versieden:
Kristallinisch erstarrte rohe Pottasche

Der erste Arbeitsgang der Pottaschegewinnung war also das Aschenbrennen. Dies geschah entweder im Freien *auf Haufen*, in Gruben oder in Aschenöfen. Die Verbrennung sollte möglichst bei mäßiger Flamme vor sich gehen. Wichtig war die trockene Lagerung der gewonnenen Asche, meist in Hütten. Es folgte der zweite Arbeitsgang, das Auslaugen. Zuerst war es nötig, die Asche durch ein Sieb oder Gitter von Kohleresten, Steinen u. a. zu reinigen. Anschließend wurde sie mit Wasser befeuchtet und zwölf Stunden liegen gelassen, um das darin enthaltene Kaliumsilikat durch die Kohlen-säure der Luft in Karbonat überzuführen. Im folgenden kam es darauf an, die wasserlöslichen von den unlöslichen Bestandteilen zu trennen. Dies geschah in Laugen-fässern oder Schlemmbottichen, die eine Höhe von etwa 60 cm und einen Durchmesser gleichen Maßes hatten. Die Fässer waren mit einem doppelten Boden versehen. Zwischen dem oberen durchlöcher-ten und dem unteren eigentlichen Boden bestand ein Zwischenraum von ca. 10 cm, welcher einen Ab-lafshahn besaß. Der obere durchlöcher-te Boden mußte mit Stroh oder Moos, Ginster, Heidekraut o. ä. belegt werden, ehe die befeuchtete Asche in das Laugenfaß eingefüllt, auf Zweidrittel eingestampft und mit heißem Wasser übergossen werden konnte. Die herausgelöste Lauge, die sich im Zwischenraum ansammelte, wurde abgelassen und wiederum in ein gleicherweise vorbereitetes und mit Asche gefülltes Laugenfaß gegossen; ebenso ein

drittes Mal etc. Auf diese Weise erhöhte man die Konzentration der Lauge ganz beträchtlich. In günstigen Fällen konnte eine so gewonnene Lauge 20–25% Salzgehalt aufweisen, hauptsächlich Kaliumkarbonat, auch Kaliumsulfat, Natriumkarbonat und etwas Chlornatrium. Die Pottaschesieder stellten die Konzentration der Lauge mittels einer *Salzspindel* fest oder sie schlugen ein Ei in die Lauge, welches bei der erforderlichen Dichte auf ihr schwimmen mußte. – Der Auslaugerückstand fand als Düngemittel Verwendung. Das Versieden, Abdampfen oder Eindicken bildete

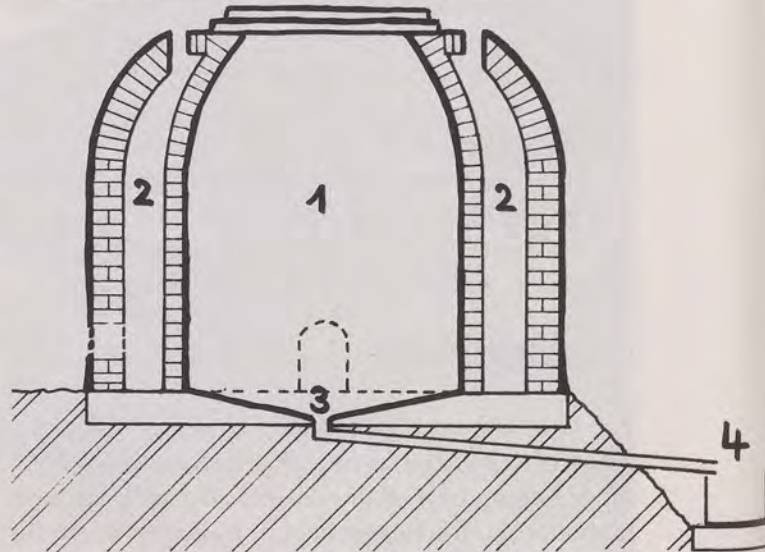


Meilerartiger einmanteliger Salbeofen im Längsschnitt (oben):

- 1 Schmelz- und Destillationsraum
- 2 trichterförmiger Boden mit Einlauf
- 3 Abflußrinne mit Auffanggefäß

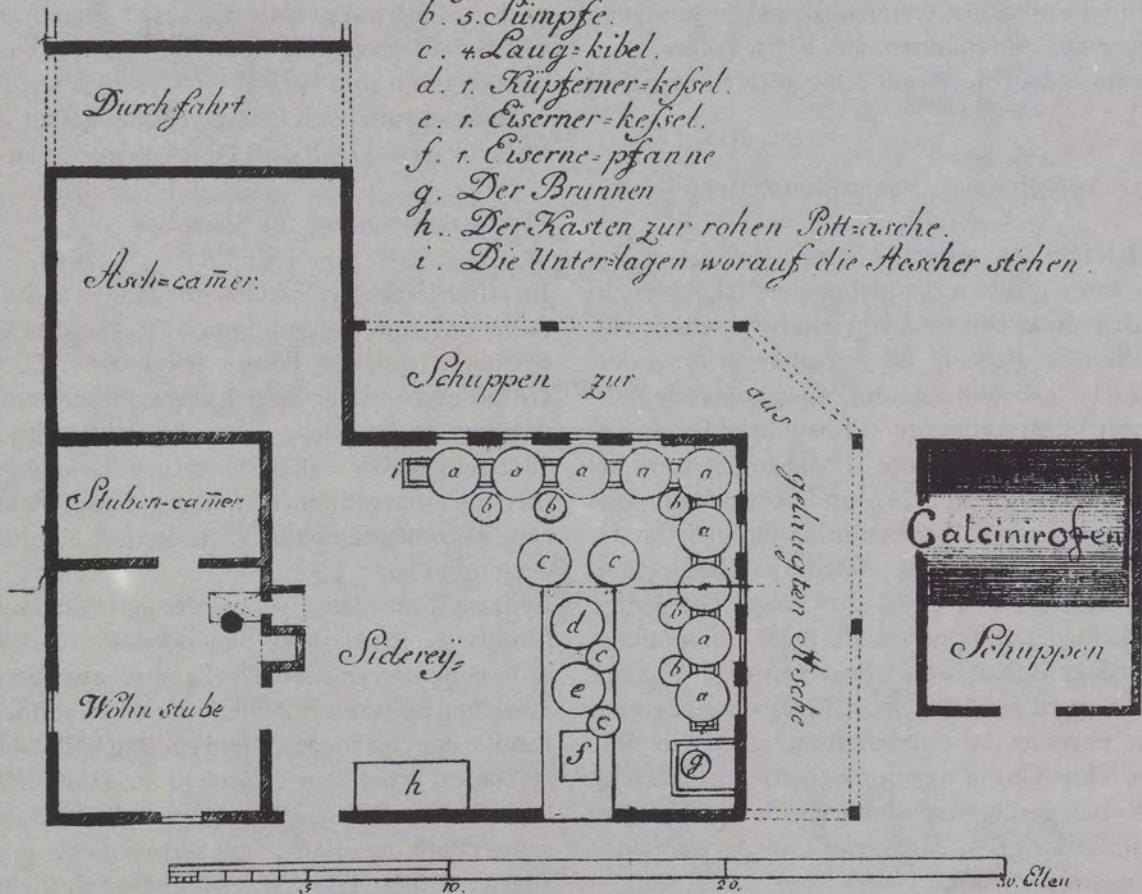
Zweimanteliger Salbeofen im Längsschnitt (unten):

- 1 Destillationsraum
 - 2 Brennraum
 - 3 trichterförmiger Boden mit Einlauf
 - 4 Abflußrinne mit Auffanggefäß
- (stärker verkleinert als die Zeichnung oben).



Grund-riss,
Zu einer Pottasch-siedereij

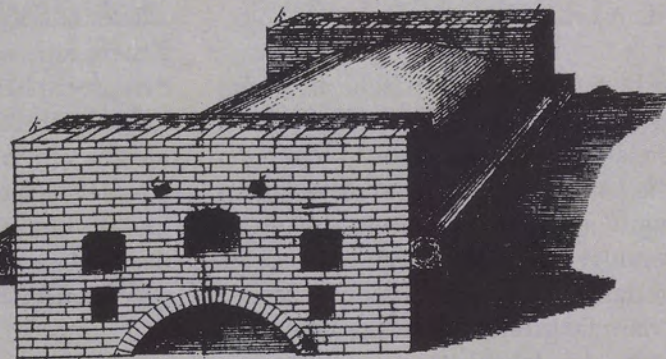
- a. 9. Ascher.
- b. 5. Sumpfe.
- c. 4. Laug-kibel.
- d. 1. Kuppferner-keßel.
- e. 1. Eiserner-keßel.
- f. 1. Eiserner-pfanne
- g. Der Brunnen
- h. Der Kasten zur rohen Pott-asche.
- i. Die Unterlagen worauf die Ascher stehen.



Calcinir-Ofen zur Pottasche, welcher nach Schlüttern verbessert,
in Jahre 1767. zu Baruth von neuen erbauet worden ist.

- a. Calcinir-herd. 2 1/2 breit
- b. Schier-herd. 20. breit mit einem
Kant. wo jede Klufft 3 weit
- c. Mauer von 6 Zoll hoch
- d. Calcinir-loch. 20. weit.
- e. Schier-löcher. 15. weit.
- f. Asch-löcher. 9. weit.
- g. Ofen-gewölbe. 12. dick.
- h. Lehm-decke. 6. dick.
- i. Zug-löcher als Canäle
durch das Gewölbe. 6. weit.
- k. Stirn-Mauern. 15. dick.
- l. Eiserner Anker. 4. Zoll stark 6. Zoll breit.

Perspectivischer Aufsicht, Fig. 5.



Plan. Fig. 1.

den dritten Arbeitsgang. Die Lauge war in flachen eisernen Pfannen oder Kesseln unter beständigem Nachfüllen neuer Lauge solange zu kochen, d. h. einzudampfen, bis eine Probe beim Erkalten kristallinisch erstarrte oder, wie man sagte, die Lauge gar geworden war. Nun wurde das Feuer weggenommen und die erkaltete (erstarrte) dunkelbraune rohe Pottasche aus den Pfannen oder Kesseln *ausgeschlagen*, wenn es sein mußte mit Schlegel (Hammer) und Meißel.

Geringe Ausbeute bei großem Rohstoffverbrauch

Endlich folgte der vierte und letzte Arbeitsgang, das sogenannte Kalzinieren, um die rohe Pottasche vollends zu entwässern und von unerwünschten Nebenstoffen zu säubern. Dies geschah in Kalzinieröfen, auch *Flammöfen* genannt, wobei die rohe Pottasche auf Kalzinierherden – Roste über Feuergängen – unter mehrmaligem Umschaukeln stark erhitzt wurde. Nach 18 bis 24 Stunden erhielt die rohe Pottasche bei sorgsamer Feuerung ein gleichmäßiges weißes Aussehen. Das Kalzinieren hatte einen Gewichtsverlust von 4–5% zur Folge. Die fertige und erkaltete Pottasche mußte ihrer wasseranziehenden Eigenschaft wegen rasch in dichte Fässer verpackt werden. In kleinen Pottaschesiedereien fehlten meistens die Kalzinieröfen, so daß es dort nur zur Herstellung der dunklen rohen Pottasche reichte. Bei geringerem Preis wurde an Händler oder direkt an große Siedereien, an Aschenfaktoreien, weiter verkauft.

Gemessen am Verbrauch pflanzlicher Substanz war die Ausbeute an Pottasche gering: aus 1000 Teilen Holz konnten z. B. von Fichten 0,45, von Pappeln 0,75, von Buchen 1,45 und von Ulmen 3,90 Teile Pottasche hergestellt werden.

Kalisalze aus dem Erdinnern

Angesichts der Bedeutung der Pottasche als wichtiger und rarer Rohstoff wird es verständlich, daß in früheren Zeiten landesherrliche Verordnungen den Handel über die Landesgrenzen strikt untersagten. Um die Versorgungslage zu verbessern, holten sogar Aschensammler zeit- und gegendweise die Holzasche aus den Haushalten, aus den Glashütten, Fayence-Manufakturen u. a. zusammen.

Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts betrieben im nördlichen Schwarzwald zahlreiche Pottaschesiedereien ihr Gewerbe. Man darf allerdings annehmen, daß ein großer Teil davon kleineren Zuschnitts gewesen ist. Nachgewiesene Standorte waren Enzklösterle, Calmbach, Wildbad, Kaltenbronn, Reichen-

tal, Loffenau, Herrenalb, Schwann, Kleinenzshof und Simmersfeld. Allein im alten Oberamt Freudenstadt soll es um das Jahr 1858 noch 37 Pottaschesiedereien gegeben haben.

Nachdem man seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Kalisalze aus der Erdtiefe fördern konnte und das Schwarzwälder Glas seit dem Anschluß Württembergs an den deutschen Zollverein gegen die billigeren und besseren Glaswaren aus Bayern ohnedies kaum noch konkurrenzfähig war, ging es im Schwarzwald mit dem Pottaschesieden zu Ende.

Kleesalzgewinnung aus Sauerklee

Im Jahre 1803 ist in Enzklösterle eine Sauerkleesalz-Fabrik errichtet worden. Durch Oberforstrat Graf v. Sponeck (1819) und Pfarrer Schmoller (1821) ist die Gründung und der Betrieb dieser besonderen Einrichtung nachgewiesen. Aus einem Güterbuch von 1811 geht hervor, daß die *Sauerkleesalz-Fabrik* zusammen mit einer *geringen Wohnung* auf dem Dieterswasen, also zwischen Enzklösterle und Nonnenmiß, gestanden hat.

In dieser *Fabrik* sind riesige Mengen von Sauerklee (*Oxalis acetosella*) zu Sauerkleesalz verarbeitet, d. h. versotten worden. Der Sauerklee gehört im botanischen Sinne nicht zu den Kleearten, sondern zur Familie der Oxalidaceen. Im Frühling bildet der Sauerklee auf schattigen und nicht zu nährstoffarmen Waldböden oft ganze Teppiche von auffallend hellgrüner Färbung, übersät mit zart-weißen, violett geäderten Blüten. Die dreigeteilten und deshalb kleeartigen Blätter enthalten oxalsaures Kalium (Kaliumhydrogenoxalat), also ein Salz der Oxalsäure, die auch Kleesäure heißt. Es handelt sich hierbei um eine im Pflanzenreich weit verbreitete organische Säure. Sie ist giftig und bildet farblose Kristalle, die sich in Wasser und Alkohol lösen.

Allem Anschein nach ist der Sauerklee in früheren Zeiten auf weit größerer Fläche vorgekommen, denn sonst hätten die enormen Mengen, welche die Kleesalzfabrik jährlich benötigte, niemals eingesammelt werden können. Der Vegetationskundler könnte aus dieser waldgeschichtlichen Kenntnis auf großflächig günstigere Bodenverhältnisse anfangs des 19. Jahrhunderts, insbesondere auf damals weniger saure Humusformen schließen. Hieraus je-

Alte Waldgewerbe im Bereich der Großen und der Kleinen Enz im Nordschwarzwald. Diese Übersichtskarte faßt die Ergebnisse der waldgeschichtlichen Aufsätze von Forstdirektor Oswald Schoch in den Heften 2–4 des Jahrgangs 1983 und der ersten zwei Hefte dieses Jahres in bezug auf die Standorte zusammen.

Kartenlegende

- | | |
|--|-------------------------------------|
| Ⓢ Salbeofen | ⊗ aufgebene Sägemühle |
| Ⓜ Wiedenofen | ∨ Harzkiefern |
| Ⓟ Pottaschesiederei | ⓔ Scheiterholzeinwurf |
| Ⓡ Rühphütte | ▲ Wasserstübe/Floßweiher/Schwällung |
| Ⓚ Kleesalz-"Fabrik" | - - - Endriese |
| ● alte Kohlplatte (heute noch erkennbar) | Ⓢ Schwenke |





Sauerklee-«Teppich» im Wald.

doch bestimmte Holzarten-Zusammensetzungen abzuleiten, wäre zu hypothetisch. Es wird berichtet, daß die Fabrik in Enzklösterle jährlich 80 bis 100 Zentner Sauerkleesalz produzierte. Der Betreiber der Anlage war der Weißgerber Karl Wurster aus Altensteig.

Sauerkleesalz für Kattundrucker und für die Färber an der Nagold

Das Sammeln des Sauerkleees verschaffte vielen Talbewohnern, Erwachsenen wie Kindern, den Sommer über zusätzlichen Verdienst. Die Fabrik bezahlte durchschnittlich einen Kreuzer für ein Pfund Sauerklee. Ein Kind konnte täglich 15 bis 20 Pfund, eine erwachsene Person 40 bis 60 Pfund sammeln. Begreiflicherweise ließ die Forstbehörde ein willkürliches Sammeln nicht zu. Gegen ein Konzessions-

geld von 20 Gulden im Jahr, das die Fabrik zu zahlen hatte, durfte der Sauerklee auf *oberforstamtlich* dazu *angewiesenen* Waldplätzen eingesammelt werden. Die Ausbeute an Kleesalz wird mit einem Gewichtsverhältnis von 1000:1 vermutet. Ob zutreffend oder nicht, jedenfalls sollen damals viele tausend Tonnen Sauerklee aus den Wäldern herausgeholt worden sein.

Das gewonnene Sauerkleesalz fand ausgedehnte Verwendung in der Kattundruckerei sowie in der Woll- und Seidenfärberei. Außerdem benötigte man das Kleesalz zum Beseitigen von Tinte- und Rostflecken, zum Bleichen von Stroh, zum Beizen von Holz und anderem mehr.

Nicht nur in Enzklösterle stand eine Sauerkleesalzfabrik. Im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts existierten in der Umgebung weitere solche Einrichtungen, z. B. in Altensteig, Calmbach und Herrenalb. Man geht sicherlich nicht fehl in der Vermutung, daß diese Betriebe in einem engen Zusammenhang mit der damals im Gebiet Calw – Nagold hoch entwickelten Tuchmacherei und Färberei standen.

Literatur

- BEHLEN, ST.: Real- und Verballexikon der Forst- und Jagdkunde. Frankfurt 1843
 DOMBROWSKI, RITTER v.: Allgemeine Enzyklopädie der gesammelten Forst- und Jagdwissenschaften. Wien 1891
 HUNDESHAGEN, v.: Enzyklopädie der Forstwissenschaft. Tübingen 1828
 JAGERSCHMID, K. F. V.: Das Murgthal. Nürnberg 1800
 KNAPP, FR.: Lehrbuch der Chemischen Technologie. Braunschweig 1865
 METZ, R.: Mineralogisch-landeskundliche Wanderungen im Nordschwarzwald. Lahr 1977
 Oberamtsbeschreibungen von Calw 1860, Neuenbürg 1819 und 1860, Nagold 1862, Freudenstadt 1858
 SCHMOLLER, PFARRER: Ortsbeschreibungen. Manuskript, Simmersfeld 1821
 SPONECK, GRAF v.: Der Schwarzwald. Heidelberg 1819
 WOHLFAHRT, E.: Geschichte der Fürstlich Fürstenbergischen Forstwirtschaft. Schriftenreihe der Landesforstverwaltung, Band 59. Stuttgart 1983

Buchbesprechungen

GÜNTER ULBERT und THOMAS FISCHER: **Der Limes in Bayern.** Von Dinkelsbühl bis Eining. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1983. 120 Seiten mit 93 Abbildungen, zum Teil in Farbe, eine Beilage. Pappband DM 34,-

Die Autoren beschreiben in diesem ansprechend gestalteten Buch den in Bayern gelegenen, rund 120 km langen östlichen Teil des rätischen Limes. Nach einer Darstellung der Forschungsgeschichte befaßt sich der erste Teil hauptsächlich mit archäologisch-historischen Erscheinungen der Römerzeit, die für eine breitere Leserschaft von Interesse sind. So sind besondere Kapitel der römischen Grenzpolitik in Rätien, der Gliederung und Ausrüstung des Heeres, der Funktion und dem Aussehen der Limesbauten sowie den Straßen und Siedlungen im Grenzland gewidmet. Der zweite Teil dient als praktischer Führer zu den einzelnen Streckenabschnitten des Limes. Eine genaue topographische Beschreibung des Grenzverlaufs, der Wachtürme und Kastelle, veranschaulicht durch Lagepläne, Grundrisse und Fotos, erleichtert es dem Besucher, die Objekte in der Landschaft zu erkennen. Auffällige und lohnende Stellen sind im Text durch Fettdruck hervorgehoben. Die nummerierten Wachtürme und ehemaligen Militärlager sind auf einer Karte im Maßstab 1:50000 leicht zu lokalisieren. Vom Inhalt her ist das Buch ein ausgezeichnete archäologischer Wanderführer; es stört zu diesem Zweck allerdings etwas das unhandliche quadratische Format.

Siegfried Albert

DIETER PLANCK: **Das Freilichtmuseum am rätischen Limes im Ostalbkreis.** (Führer zu archäologischen Denkmälern in Baden-Württemberg, Band 9.) Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1983. 192 Seiten mit 135 teils farbigen Abbildungen. Broschiert DM 18,-

Als Leiter der Abteilung Bodendenkmalpflege des Landesdenkmalamtes hat Dieter Planck wesentlichen Anteil an der wissenschaftlichen und denkmalpflegerischen Arbeit, die bei der Erforschung der römischen Geschichte der Ostalb in den vergangenen Jahren geleistet worden ist.

Nur wenige Kilometer vom Limesmuseum Aalen entfernt, bietet das *Freilichtmuseum am rätischen Limes* eine eindrucksvolle Informationsquelle zur Bedeutung und zum Aussehen der römischen Grenzlinie und ihrer militärischen Anlagen. Der inmitten einer Erholungslandschaft angelegte archäologische Rundwanderweg verbindet im Bereich der Ortschaften Rainau-Buch, Schwabsberg und Dalkingen zwei restaurierte, mit Hinweistafeln versehene Komplexe: Am Limes selbst sind es ein wiederaufgebautes Stück der rätischen Limesmauer, die Rekonstruktion eines hölzernen Wachturms mit der dazugehörigen Palisade sowie das einzigartige Limestor bei Dalkingen. Rund anderthalb Kilometer hinter der Grenze lag das Kohortenkastell Buch. Bei der Anlage eines Stausees und Erholungsgebietes wurden auf dem Gelände des ehemaligen

Lagerdorfes die Grundmauern des Kastellbads konserviert und die Grundrisse weiterer Gebäude im Gelände markiert. Der Führer informiert über die Erforschung und Funktion der einzelnen Objekte und beschreibt in einem einleitenden Teil die Landschaft und Lage, die Forschungsgeschichte und den allgemeinen geschichtlichen Rahmen. Zahlreiche Rekonstruktionszeichnungen, Karten und Abbildungen von Kleinfunden veranschaulichen den archäologischen Befund. Das anregend geschriebene Buch ist ein ausgezeichnete Leitfaden für alle Besucher.

Siegfried Albert

KONRAD HECHT: **Der St. Galler Klosterplan.** Mit Vorworten von Martin Gosebruch und Gertraud Hecht. Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1983. 362 Seiten mit 90 Abbildungen. Leinen DM 120,-

Die fünf zusammengenähten Kalbspergamente ergeben eine Fläche von rund 112x77 cm; die Linien für die Grundrisse und die Symbole wurden in roter Tinte ausgezogen, die 341 Beischriften und das Anschreiben in schwarzer Tinte gesetzt; wir erkennen 43 Gebäude, einen Friedhof, Gärten und Sinnbilder mannigfacher Gestalt: so der äußere Befund des St. Galler Klosterplans. Doch was uns so klar gegliedert entgegentritt, wirft eine Fülle von Fragen auf. *Ja lies nur einen Plan*, möchte man Bert Brecht abwandeln, denn: *Mit keinem Bilddokument des Mittelalters hat sich die Forschung eher, häufiger und intensiver befaßt als mit dem karolingischen Klosterplan, der noch heute an seinem Bestimmungsort, in der Stiftsbibliothek St. Gallen, aufbewahrt wird.* Aus welchem Anlaß, wann entstanden, von wem gezeichnet und versendet, wo kopiert, welche Maße gelten, welcher Maßstab? Idealer Plan oder reale Bauplanung? Konrad Hecht, der braunschweigische Bauhistoriker, hat sich sein Leben lang – *Der Plan heischt Anteilnahme seiner Einmaligkeit wegen* – mit ihm beschäftigt und bis kurz vor seinem Tod 1980 an dem Manuskript für dieses Werk gearbeitet. Es ist das spannendste und vergnüglichste wissenschaftliche Buch geworden, das ich kenne. Spannend, weil Hecht dem Offen-Sichtlichen eine ungeahnte Fülle von Aspekten abgewinnt und bei seinen Schlußfolgerungen dennoch jeglicher Spekulation abhold bleibt; vergnüglich wegen seiner klaren, logischen und jederzeit seine eigenen Voraussetzungen nachprüfenden Beweisführung und seiner präzisen, aussagekräftigen Sprache, die vor treffender Ironie nicht zurückschreckt.

Zunächst: Der Plan ist eine Kopie, das Original verschollen; er ist die früheste Bauzeichnung eines ganzen Gebäudekomplexes, die wir bisher kennen. Er wurde freihändig, d. h. ohne Lineal durchgezeichnet und ist nicht identisch mit dem St. Galler Kloster selbst. Er hätte schon aus topographischen Gründen auf dem Platz, auf dem das Kloster heute steht, nicht realisiert werden können. Als Schreiber identifizierte die Forschung den Reichenauer Mönch Reginbert.

Alle für den Betrieb eines Klosters notwendigen Verrich-

tungen, die einen baulichen Niederschlag finden müssen, sind in dem Plan berücksichtigt: Basilika mit Klausur, Schule, Krankenstation, Toiletten, Badstuben, Abtswohnung; der Wirtschaftsbereich mit Küchen, Lagern, Mühle, Viehställen; Werkstätten; Wege; Gästehäuser für die Pilger. Das Raumprogramm ist nicht in wenigen Baublöcken zusammengefaßt, sondern in eine Vielzahl freistehender Bauten gegliedert, die auf ihre jeweilige Funktion hin konstruiert sind. Der *vita activa* der Mönche gebührt dabei die Hälfte der Grundfläche; vor dem Tor im Westen liegen die Unterkünfte für die Gäste; das ruhige Gartenviertel gehört den Novizen, den Kranken und den Toten. *In dieser Bauzeichnung ist das Kloster an sich idealtypisch dargestellt.* Die Haustypen folgen Bautraditionen, die sich bis in die Spätantike zurückverfolgen lassen und spiegeln die klimatischen Bedingungen Südeuropas wider. Die Basilika lehnt sich in Grundriß, Größe und Altartituli an die Kirche S. Giovanni in laterano an, an eine der Papstkirchen also, der seinerzeit größten Kirche überhaupt.

Die Maße, die man aus den Linien des Plans ableiten kann, beruhen auf einem Rastermaß von 2,50 Fuß, wobei der von Karl dem Großen eingeführte karolingische Einheitsfuß von 34,32 cm zugrunde liegt. Der Plan enthält im Bereich der Basilika allerdings Maßangaben, die den aus dem Grundriß und dem Rastermaß ableitbaren Maßen widersprechen. Die darüber in der Literatur nachgerade maßlos geführten Debatten beendet Hecht sehr originell: Heito, der Abt der Reichenau, in dessen Kloster der Plan nachgezeichnet worden war, hat der für das Kloster St. Gallen bestimmten Ausfertigung Maßangaben hinzufügen lassen, die in der Vorlage nicht enthalten waren und seine eigenen Bauerfahrungen (816 wurde die von ihm errichtete Reichenauer Basilika geweiht) widerspiegeln. Die Grabungen in St. Gallen 1964–1967 haben überdies Maße ergeben, die den von Abt Heito empfohlenen Fußzahlen sehr nahe kommen. Der vorliegende Plan, die Abschrift also, muß zwischen 826 und 830 entstanden sein: 830 hatte Abt Gozbert, dem das Anschreiben gilt, mit dem Bau der Basilika begonnen, seit 826 ist die Verehrung des hl. Sebastian nördlich der Alpen erstmals nachweisbar; ihm ist der dritte Altar gewidmet.

Raumprogramm und Klosterplan – so das Ergebnis weiterer Schlußfolgerungen – gehen auf Benedikt von Aniane (um 750 bis 821) zurück, der seit 779 mit großem Erfolg in Westfranzien die benediktinische Klosterregel durchzusetzen begann und in Ludwig dem Frommen einen steten Förderer fand. Der geistige Vater der Klosterreform ist auch der geistige Vater des Plans. Hecht datiert das Original auf um 794. Ziel aller Bemühungen war es, der von Benedikt von Nursia (um 483 bis um 547) aufgestellten Regula als für alle Mönche verbindliche und einheitliche Leitlinie Anerkennung zu verschaffen und sie nicht mehr nur als Rahmengesetz gelten zu lassen. Dieser kirchliche Vereinheitlichungsgedanke traf sich mit dem politischen Einigungswillen der Karolinger und wurde daher vom Herrscherhaus tatkräftig gefördert. Die von Benedikt angeregte Kloster- und Kirchenreform fand ihren vorläufigen Abschluß auf der Synode von Aachen 816/817, als sie zum Reichsgesetz erklärt wurde.

Was hier als einfache Aussage erscheint, wird von Hecht jeweils präzise abgeleitet; die Gliederung des Textes spiegelt die klaren Konturen der Beweisführung. Ich kann nur wünschen: möge dieses Buch sehr viele Leser finden und in dieser Klarheit manchem Autor zum Vorbild werden. Uwe Ziegler

PETER EITEL (Hg): **Weissenau in Geschichte und Gegenwart.** Festschrift zur 700-Jahr-Feier der Übergabe der Heiligblutreliquie durch Rudolf von Habsburg an die Prämonstratenserabtei Weissenau. Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1983. 418 Seiten und 48 teils farbige Bildtafeln. Leinen DM 35,-

Kaum eine der oberschwäbischen Abteien ist von der historischen Forschung bisher so stiefmütterlich behandelt worden wie Weissenau. Eine Gesamtdarstellung fehlt ebenso wie eine Zusammenfassung des bisher Erschieneenen. Der hier vorgelegte Band ist die erste Monographie, die sich des Prämonstratenserklosters bei Ravensburg annimmt. Auch sie kann die fehlende «Klostergeschichte» nicht ersetzen, dies will sie auch nicht; doch werden in ihr einige zentrale Kapitel der inneren und äußeren Geschichte des Klosters sowie des daraus entstandenen Ortes behandelt. Dabei wird manche schmerzliche Lücke geschlossen.

Den nicht nur vom Umfang her gewichtigsten Beitrag leistet Georg Wieland in seiner über hundert Seiten umfassenden Untersuchung zur Besitzgeschichte des ehemaligen Reichsstifts. Er verzeichnet nicht nur den klösterlichen Besitzstand während der verschiedenen Epochen, vom Stiftungsgut im Jahr 1145 bis zum Stand bei der Aufhebung 1803, sondern erschließt auf gründlichen und zeitraubenden Quellenstudien aufbauend wissenschaftliches Neuland. Wieland zeigt, wie man mit Einfallsreichtum, Geduld, Spürsinn, Akribie und richtiger Anwendung historischer Methoden und Hilfswissenschaften durchaus auch dort zu brauchbaren Ergebnissen kommen kann, wo historische Quellen oberflächlich versagen. So gelangt er über die Identifizierung der Weissenauer Frühbesitzungen in Ravensburg mit einem Fronhof der Welfen zu neuen überraschenden Erkenntnissen über die Frühgeschichte der Siedlung beziehungsweise der Stadt Ravensburg.

Insgesamt dreizehn Autoren befassen sich mit Weissenau, mit der «Augia minor», der «Minderau», wie das Kloster in Abgrenzung zur Reichenau und Mehrerau bei Bregenz auch genannt wurde. Beiträge, die den gesamten Zeitraum klösterlicher Geschichte umspannen, stehen neben eng begrenzten Spezialuntersuchungen. Otto Beck beschreibt die schwäbische Prämonstratenser-Provinz «Cicaria Sueviae», zu der neben Weissenau u. a. auch Rot a. d. Rot, Schussenried, Obermarchtal, Adelberg, Ursberg, Roggenburg und Allerheiligen gehörten. Einen Überblick der Klostergeschichte bietet Hermann Tüchle: *Mehr als 650 Jahre Prämonstratenserstift.* Spezielle Themen sind der Heiligblutreliquie des Klosters (Gebhard Spahr), der Bibliothek (Helmut Binder), dem Weinbau (Gebhard Spahr) und den klösterlichen Medaillen (Ulrich Klein) gewidmet. Peter Eitel untersucht das Verhältnis der Abtei zur Land-

vogtei Schwaben. Dem barocken Klosterneubau und seiner Ausstattung wenden sich zu Hubert Krins: *der barocke Konventsneubau*, Karl Kosel: *Franz Schmuze – zwei Wege zum Régencestil* und Ulrich Höflacher: *Johann Nepomuk Holzhay – aus dem Leben und Schaffen eines schwäbischen Orgelbauers*. Mit dem nachklösterlichen Weißenau beschäftigen sich Max Preger: *Geschichte der Bleicherei, Färberei und Appreturanstalt*, Manfred Kretschmer: *Von der königlich-württembergischen Staatsirrenanstalt zum Akademischen Krankenhaus* und Hermann Rode: *Geschichte der katholischen Pfarrei Weißenau im 19. und 20. Jahrhundert*. Eine Zeittafel, umfangreiche Erläuterungen zu den Bildtafeln sowie ein Register der Orts- und Personennamen schließen den wissenschaftlich fundierten Band.

Wilfried Setzler

WALTER BERNHARDT und HANS KOEPF: **Die Pflughöfe in Esslingen**. Katalog zur Ausstellung des Stadtarchivs Esslingen. Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1982. 192 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Broschiert DM 12,-
Zu den wichtigsten Aufgaben eines Archivs gehört die Präsentation der in ihm bewahrten Zeugnisse der Vergangenheit. In geradezu vorbildlicher Weise greift seit einigen Jahren das Stadtarchiv Esslingen diesen Auftrag auf, reiht Ausstellung an Ausstellung und macht so stadgeschichtliche Themen einer breiten Öffentlichkeit anschaulich zugänglich. Qualitätvolle Kataloge sichern die Ergebnisse über den Ausstellungszeitraum hinaus für die Forschung und den historisch Interessierten. Auch in dem hier vorliegenden Katalog zur Geschichte der Esslinger Pflughöfe und ihrer Bauten wird mehr als nur eine Exponatübersicht geboten.

Walter Bernhardt beschreibt im ersten Teil über 150 Ausstellungsgegenstände, wobei er mit kurzen Zwischentexten die Einordnung der Einzelteile in ein größeres Ganzes ermöglicht. So erläutert er die Motive der Klöster und Domkapitel, die zum Kauf von Grund und Boden sowie zum Aufbau von Pflughöfen führte (Sicherung der Versorgung mit Wein, Geldanlage, Schutz in Kriegszeiten), greift die Probleme der Besitzverwaltung auf (Besteuerung, katholische Höfe in der protestantischen Stadt) und zeigt schließlich die Bedeutung der Pflughöfe für die Stadt als klösterliche Verwaltungszentren, als Kredit- und Arbeitgeber auf.

Im zweiten Teil des Ausstellungskatalogs untersucht Hans Koepf die Lage der Pflughöfe von Speyer, Konstanz, Salem, Bebenhausen, Kaisheim, Fürstenfeld, Denkdorf, Blaubeuren, Ursberg, Roggenburg, St. Blasien und Adelberg im Stadtbild und beschreibt die Gebäude, die Umbauten und deren Raumeinteilung. Dabei fördert er manches Erstaunliche zutage, so zum Beispiel, daß fast alle wichtigen Pflughöfe in unmittelbarer Nachbarschaft der nördlichen Stadtmauer lagen oder daß die Kapellen der Höfe in Form von zweigeschossigen Zentralräumen einen Bautyp aufgriffen, der in dieser Form nur in Burganlagen vorkommt. Zahlreiche Bilder, Skizzen, Karten, Grundrisse, Faksimile machen den Katalog auch ohne Ausstellung lesbar und interessant.

Wilfried Setzler

MARION TIETZ-STRODEL: **Die Fuggerei in Augsburg**. Studien zur Entwicklung des sozialen Stiftungsbaus im 15. und 16. Jahrhundert. (Studien zur Fuggergeschichte, Band 28.) J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) Tübingen 1982. X und 260 Seiten, 32 Tafeln, 53 Abbildungen, Leinen DM 79,-

Die Arbeit, eine Münchener kunsthistorische Dissertation, besteht aus zwei Teilen. In einem kürzeren Abschnitt werden die Wandlungen des Stiftungswesens in der Zeit des Übergangs vom Mittelalter zur Neuzeit und die Motive des Stifters, Jakob Fuggers des Reichen, vor dem sozialen Hintergrund Augsburgs – 90% Vermögensschwache – geschildert: Sorge für das Seelenheil, für das Handelsglück – nach italienischem Vorbild erfolgte die Finanzierung aus dem *Konto des hl. Ulrich* –, für den katholischen Glauben und schließlich – Parallelen zur Gegenwart liegen nahe – Rechtfertigung der kapitalistischen Wirtschaftsmethoden durch eine soziale Stiftung mit nicht allzu hohem Aufwand und natürlich auch Repräsentation. Der größere zweite Teil befaßt sich zum einen mit der Baugeschichte dieser, wie man gesagt hat, ersten Sozial-siedlung überhaupt, die in ihrer Art zweifellos eine Besonderheit darstellt, von den Anfängen bis in die Gegenwart. Sehr ausführlich werden sodann mögliche Vorbilder und Einflüsse, Unterschiede und Ähnlichkeiten vergleichbarer Einrichtungen der Zeit erörtert: verschiedene Kleinbürgerhäuser des Spätmittelalters, Spitäler, Armenhäuser, Kartausen, vor allem aber die bekannten, zum Teil erhaltenen Beginenhäuser und «Hofjes» – Wohnhäuser für Arme – in den Niederlanden sowie ähnliche Bauten in Deutschland und Italien. Die Architektur der Fuggerei wird am Schluß dem Versuch einer Interpretation unterzogen, die im Unterschied zu den vorausgegangenen Äußerungen der Verfasserin nicht immer einleuchtet; vielmehr wird man an einer nüchternen Betrachtung festhalten sollen.

Der Fotodruck mit Flatterrand befriedigt ästhetisch nicht; die wiedergegebenen Grundrisse sind leider meist allzu klein geraten; dagegen sind die Tafeln durchwegs gut reproduziert. Ein Verzeichnis der archivalischen Quellen und ein Register fehlen. Eine gewisse sprachliche Unsicherheit (op. cit. bedeute «opus citatus», Seelheil, Zimmermänner, numeriert u. a.) fällt auf. Insgesamt ist das Buch aber doch recht gut lesbar und bringt eine Fülle an Material für den, der sich mit der Fuggerei näher befassen und sich mit dem Hinweis auf deren Einmaligkeit nicht zufriedengeben will.

Uwe Jens Wandel

HERMANN TÜCHLE: **Von der Reformation bis zur Säkularisation**. Geschichte der katholischen Kirche im Raum des späteren Bistums Rottenburg-Stuttgart. Schwabenverlag Ostfildern 1981. 375 Seiten, 16 Abbildungen. Pappband DM 39,-

Mit diesem Band legt Hermann Tüchle den Abschluß seiner bisher in zwei Bänden publizierten *Kirchengeschichte Schwabens* vor. Anders als in den Vorgängerbänden ist auch der geographische Rahmen abgegrenzt: geschildert werden soll die Geschichte der katholischen Kirche im

Raum des späteren Bistums Rottenburg-Stuttgart von der Reformation, Gegenreformation, über das Zeitalter des Barock bis hin zur Aufklärung und Säkularisation. Wer nun eine Schilderung der kirchenpolitischen und historischen Ereignisse dieser drei Jahrhunderte sucht, sollte besser nicht zu Tüchles Buch greifen; dargestellt wird nämlich vor allem das religiöse Leben dieser Zeit.

Im Eingangskapitel über die Reformation, für die Tüchle wohl keinerlei persönliches Verständnis aufzubringen vermag und an der er vor allem die negativen Auswüchse sieht, werden sehr detailreich – oder fast schon zu detailreich – die Geschehnisse in den Reichsstädten, im Herzogtum Württemberg und in den kleineren Territorien aneinandergereiht. Sehr eindringlich schildert der Verfasser dann die durch die Reformation beinahe hoffnungslos gewordene Lage der katholischen Kirche im heutigen württembergischen Raum, die sich erst nach dem 30jährigen Krieg in einem *Strom katholischer Glaubenskraft und Glaubensfreude* (S. 172) wieder stabilisiert.

Breiten Raum nimmt die Darstellung der barocken Volksreligiosität ein; Tüchle schildert hier u. a. die Ausbreitung des eucharistischen Kults vor allem in Oberschwaben, den Einzug der Herz-Jesu-Verehrung unter französischem Einfluß, die Blüte der Marienverehrung, den Reliquienkult. Der Rosenkranz wird im Barock zum besonderen Ausdruck katholischen Glaubens, zum Abzeichen des einzelnen Gläubigen. Daß der Grat zwischen religiöser Begeisterung, frommem Volksbrauch und Aberglauben recht schmal war, bleibt immerhin nicht unerwähnt. In diesem Zusammenhang werden die Hexenverfolgungen von Tüchle als *abgrundtiefe, teilweise pathologische Verirrungen* (S. 222) gegeißelt. Andererseits wird eben diese fließende Grenze von barocker Frömmigkeit zum Aberglauben mit Sätzen wie *überall wurden die Grenzen leicht überschritten, überall wurden neben der Fülle von Licht die Schattenseiten sichtbar* (S. 223) bagatellisiert.

Dem auf die Barockzeit folgenden Zeitalter der Aufklärung kann Tüchle – ähnlich wie der Reformation – fast keine positiven Seiten abgewinnen – *nüchterne und wenn nicht radikal antikirchliche, so doch oft recht seichte und oberflächliche Aufklärung*, S. 282 –, die Säkularisation bringt vollends das Ende der alten Reichskirche, die Klöster werden aufgelöst, die Kirche ist *verlassen, niedergetreten wie der seiner Kleider beraubte Christus der Passion, so stand sie da inmitten der Fremden, dem Staat ausgeliefert, bei dem alle Gewalt lag* (S. 318).

Fazit: Wer einen Einblick gewinnen will in das religiöse Leben der Katholiken in unserem Raum vom 16. bis 19. Jahrhundert, wem es weniger auf eine nüchterne kirchenhistorische Darstellung ankommt, dem sei dieses Buch empfohlen. Der ausgeprägt *katholische* Standpunkt des Verfassers dürfte allerdings aufgeklärten Katholiken und erst recht Protestanten die Lektüre erschweren.

Gudrun Emberger-Wandel

Beiträge zur schwäbischen Literatur- und Geistesgeschichte, hrsg. v. MARGOT BUCHHÖLZ und HARTMUT FROESCHLE. Band 1: Jubiläumsgabe zum 75jährigen Bestehen des Justinus-Kerner-Vereins. Verlag des Justinus-

Kerner-Vereins Weinsberg 1981. 228 Seiten. Kartoniert DM 28,-; Band 2: 1982, 228 Seiten. Kartoniert DM 30,-
Der Besprechung sei ein Satz aus der «Heilbronner Stimme» vom 17. Oktober 1983 vorausgeschickt: *Mehr ein finanzielles Problem sind die Jahrbücher des Vereins, die bisher zweimal erschienen sind. Diese «Beiträge zur schwäbischen Literatur- und Geistesgeschichte» wird es vorerst nicht mehr geben. Einen dritten Band können sich die Weinsberger nicht mehr leisten. Der Verein ist – auch im Hinblick auf Bauaufgaben – im Moment zu schlecht ausgestattet. Schade, kann man da nur sagen. Dabei hat es mit dem ersten Band so gut angefangen. Als Jubiläumsgabe zum 75jährigen Bestehen des Justinus-Kerner-Vereins enthält er neben den Jahresberichten beziehungsweise den Mitteilungen des Vereins von 1905 bis 1979 zahlreiche Aufsätze zur Vereinsgeschichte, vor allem aber zu Justinus Kerners Leben und Wirken. Das Haus soll auch nach meinem Abscheiden noch mein Haus sein! Ich will darin wohnen bleiben, die Fremden, die es besuchen, sollst Du in meinem Namen empfangen und sie sollen sich heimisch darin fühlen und Du sollst ihnen von mir erzählen und sollst Haus und Garten und jeden Baum, den ich gepflanzt, ehren und lieb haben.* So lautet das Vermächtnis Kerners an seinen Sohn Theobald, der dieses mit der Gründung des Kerner-Vereins und der Übertragung von Haus und Inventar in dessen Obhut verwirklichte.

Einen wesentlichen Beitrag zum Fortbestehen des Vereins leistete der heutige Ehrenvorsitzende Kurt Seeber. Seine Biografie – bezogen auf die Tätigkeit im Verein – ist in dem ersten Band enthalten. Ebenso Betrachtungen und Aufsätze über *Justinus Kerners Wirklichkeit* (Otto Borst), *Das Phantastische in Kerners Balladen* (Winfried Freund), *Bemerkungen zu Ludwig Uhlands Wirkungsgeschichte* (Hartmut Froeschle). Von Heino Gehrts stammt ein Vergleich zwischen Kerners Märchen *Goldener* und anderen Volksmärchen verwandten Typs. Lee B. Jannings untersucht *Kerner, Lenau und den amerikanischen Dämon* und Eberhard M. Zumbroich macht den Leser mit den Eigenschaften der Äolsharfe bekannt. Margot Buchholz schließlich, heute wohl mit Fug und Recht als Hauptträgerin der Vereinsarbeit zu nennen, setzt sich mit der *Ausstrahlung der Kontinuität* auseinander. Ein optimistisches Unterfangen angesichts der eingangs geschilderten Lage. Das Buch allerdings ist davon ja nicht berührt. Es steht für sich und regt zum Weiterforschen an. Es zeugt von der Suche eines engagierten Vereins nach Möglichkeiten, Justinus Kerner und seine Freunde in immer neuem Licht zu zeigen, damit er *in seinem Haus wohnen bleiben kann* und seinen Freunden lebendig nahe ist.

Marlene Maurhoff

CHRISTIAN WAGNER: **Weihegeschenke**. Textlich unveränderter Nachdruck der Ausgaben «Weihegeschenke» (Stuttgart 1893), «Neue Dichtungen» (Heilbronn 1897) und «Späte Garben» (München 1909). Jürgen Schweier Verlag Kirchheim/Teck 1981. 143 Seiten mit Bildbeigaben. Leinen DM 38,-

CHRISTIAN WAGNER: **Neuer Glaube**. Textlich unveränderter, um 10 Prozent vergrößerter Faksimiledruck der Originalausgabe von 1894. Jürgen Schweier Verlag Kirchheim/

Teck 1980. 136 Seiten mit einem Bild von Christian Wagner. Leinen DM 19,–

In den letzten Jahren wurde Christian Wagner – auch durch die Tätigkeit des Jürgen Schweier Verlages – wieder vermehrt literarische Aufmerksamkeit zuteil. Dies mag mit einer allgemein verstärkten Hinwendung zur Vergangenheit, verbunden mit einer verklärten Schau, zusammenhängen. Christian Wagner würde man aber, literarisch ebenso wie biographisch, nicht gerecht werden, würde man seine Gedichte und Prosa unter dem Blickwinkel des romantischen Idyllikers sehen; ein Schicksal, das dem Dichter allerdings schon zu Lebzeiten widerfahren ist. Im Gegenteil: Wagner tritt uns als Leidender entgegen, will sich Klarheit verschaffen über die Aufgabe des Menschseins. Er leidet objektiv daran, wie seine Mitmenschen mit der *Natur* umgehen; er leidet aber auch ganz subjektiv an seiner mitmenschlichen Umwelt. Kein Wunder, denn Christian Wagner lebte (1835 bis 1918) und dichtete in dem kleinen Dorf Warmbronn bei Leonberg als Bauer, und er verdient trotzdem nicht, ein «Bauern»-Dichter genannt zu werden.

Es ist hier eine Würdigung des dichterischen Schaffens dieses Mannes nicht möglich; wenige Bemerkungen müssen genügen. Christian Wagner erscheint uns in seinen literarischen Äußerungen als ein Mensch mit umfassender Sensibilität, ja Empfindsamkeit. Er sieht sich als Teil – und nicht als Beherrscher – der ihn umgebenden Natur. Die Verhältnisse müssen für ihn seinerzeit – und wären es heute erst recht – fast unerträglich gewesen sein; mußte er doch mit ansehen, wie rücksichtslos Menschen mit der Natur und mit ihresgleichen umgehen. Die Motive Wagners stammen zum großen Teil aus der Natur. Er denkt aber auch über sich und sein Leben nach, versucht, zu sich selbst zu finden: *Aus meinem Leben, Aus dem Tagebuch eines Lebensmüden*.

Der Band *Weiheschenke* faßt die drei Bücher mit demselben Titel sowie *Neue Dichtungen* und *Späte Garben* aus den Jahren 1893, 1897 und 1908 zusammen. Dazwischen – 1894 – ist das Bändchen *Neuer Glaube* erschienen, in dem Wagner sein Evangelium von der möglichsten Schonung alles Lebendigen und seine Vision eines künftigen Friedensreiches zusammenfaßt. Dieser Band enthält auch einen Essay von Jürgen Schweier über das Leben des Dichters. Die Nachdrucke wurden vom Verlag mit Sorgfalt ausgestattet.

Werner Frasch

WILFRIED SCHWENK: **Das Herrenalber Gebetbuch 1482–1484**. Aufbewahrt in der Handschriftenabteilung der Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz in Berlin. Seine Wiederentdeckung 1980. Bad Herrenalb: Buchdruckerei Heinrich Ecker 1983.

Man darf von einer Wiederentdeckung sprechen, denn 1903 schrieb Valentin Rose im gedruckten Handschriftenkatalog der heute in West-Berlin befindlichen Berliner Handschriften von einer *unschönen Buchschrift*, und zu den fünfzehn Bildern (Miniaturen) gar attestierte er deren unbekanntem Zeichner *Geschick für lebendige Zeichnung der Derbheit und Grobheit, nicht aber für den Ausdruck des Erhabe-*

nen und Anmutigen: Christus ein alter häßlicher Mann mit schwarzem Haar, die Weiber ehrsam und hausbacken, aber in der Teufelei von Volk und Schergen ist Laune. So ändern sich die Zeiten, daß man jetzt von einer «Wiederentdeckung» sprechen kann. Daran sieht man, wie sich künstlerische Maßstäbe innerhalb von wenigen Generationen verändern können, wie wir heute anders stehen zu solchen Zeugnissen der Vergangenheit.

Die Handschrift wurde zwischen 1482 und 1484 für den Herrenalber Verwalter des Amtes in Merklingen bei Weil der Stadt, Ludwig von Bruchsal, geschrieben und gemalt. Über den Schreiber sind wir unterrichtet. Er nennt sich selbst auf der Schlußschrift: Johann Zürn aus Neibsheim bei Bretten. Ihm danken wir eine liturgische (Diurnale-) Handschrift, die er für Herrenalb 1499 geschrieben hat; sie befindet sich heute ebenfalls in West-Berlin; der alte Handschriftenkatalog meint dazu, der Schreiber verfüge über eine *gute feste Schrift*. Weiterhin eine gleichartige von 1491, die heute im Zisterzienserinnenkloster Lichtental bei Baden-Baden liegt, über die man so gut wie gar nichts weiß. Der Schreiber ist somit zwischen 1482 und 1499 gut bezeugt, und er scheint in Herrenalb das Schreiben als eine Art Beruf ausgeübt zu haben. Leider wissen wir über Ludwig von Bruchsal, den Auftraggeber, so gut wie gar nichts. Bruchsal ist sicher eine Herkunftsbezeichnung, denn eine adelige Familie gleichen Namens gibt es nicht. Leider fehlen uns solche Nachrichten auch über den Maler bzw. Kopisten. Im Text von Schwenk wird hier aufgrund von Expertenauskünften ein Maler und Kupferstecher zu Mainz, WB, genannt, aber es wird auch die (näherliegende) Frage erhoben, ob der Künstler nicht eher aus dem Straßburger Milieu stammen könnte. Hier taucht der Notname des Malers der «Coburger Rundblätter» auf, den man auch schon mit Hans Lützelmann zu identifizieren versucht hat.

Das Interessante an diesem farblich überaus schönen Gebetbuch ist die Tatsache, daß die Bilder größtenteils nach Vorlagen des Martin Schongauer geschaffen wurden. Für den Buchinteressenten taucht hier eine Parallele zum «Eberhardgebetbuch» auf, also dem für Eberhard im Bart zwischen 1492 und 1496 gefertigten Stundenbuch, das ja ebenfalls aus Kopien anderer Vorlagen besteht, darunter auch solchen aus dem Schongauer Umkreis. Damit taucht das generelle Problem der Abhängigkeit von neuen technischen Medien (Holzschnitt und Kupferstich) zur Buchmalerei jener Zeit auf, das hier an einem besonders frühen Beispiel evident wird. Auch darin liegt eine Bedeutung für das Herrenalber Gebetbuch, das in dieser trefflichen Publikation mit besten Farbaufnahmen repräsentiert wird. Wolfgang Irtenkauf

ALBERT MÜHL: **Die Pfalzbahn**. Geschichte, Betrieb und Fahrzeuge der Pfälzischen Eisenbahnen. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1982. 252 Seiten, 2 Karten, 93 Abbildungen, 111 Skizzen. Leinen DM 80,–

Nach dem schon in zweiter Auflage erschienenen Standardwerk über die Württembergischen Staatseisenbahnen – dieses zusammen mit Kurt Seidel – legt Albert Mühl nun ein ähnliches Werk über die pfälzischen Eisen-

bahnen vor. Es reicht von den Anfängen 1844 bis zu ihrem Aufgehen – als zuletzt größte deutsche und nach dem Urteil von Zeitgenossen bestgeführte Privatbahn – in den Bayerischen Staatsbahnen, ja bis zum definitiven Ende einer gewissen Eigenständigkeit infolge der Auflösung der Reichsbahndirektion Ludwigshafen im Jahre 1937.

In einem ersten Teil wird die Geschichte der Eisenbahnen in der Pfalz geschildert, was vielleicht doch etwas knapp ausgefallen ist. Denn man hätte über Motive und Umstände des Bahnbaus, besonders in den Anfängen, aber auch nachher, also beim Ausbau des Streckennetzes, gern noch mehr erfahren. Immerhin wird deutlich, wie stark der Einfluß der Militärs hierbei war, wie sehr bestimmte Strecken als Aufmarschlinien gegen Frankreich gefordert und gefördert wurden. Bei der relativ ausführlichen Behandlung des «passiven Widerstands» gegen die französisch-belgischen Besatzungstruppen 1923 hätten doch mehr Bezüge zur allgemeinen Geschichte – Vorgeschichte und Anlaß/Vorwand für den Einmarsch, Auswirkungen: die Inflation und Gründe für den Abbruch des Widerstandes – hergestellt werden sollen, zumal nicht bei allen Lesern entsprechende Kenntnisse vorausgesetzt werden können.

Des weiteren werden Verwaltung, Organisation und «Personalien» – einschließlich Kurzbiographien der führenden Persönlichkeiten, unter denen der bekannteste und bedeutendste Paul Camille von Denis war – dargestellt. Ein zweiter Abschnitt beschäftigt sich mit dem Rollmaterial: Lokomotiven (hier auch eine Erklärung von Lokomotivnamen, die bis zum Schluß üblich waren), (Versuchs-)Triebwagen, Personen- und Güterwagen. Ein drittes Kapitel ist dem Zugverkehr, unter besonderer Berücksichtigung des Konkurrenzkampfes zwischen links- und rechtsrheinischen Bahnen gewidmet sowie dem Betriebsmaschinendienst, worin auch einige Angaben zu den Arbeitsbedingungen der Eisenbahner enthalten sind. Im Anhang werden Quellen und Literatur, Archivalien leider nur summarisch, genannt. Dann folgen die mit akribischer Genauigkeit gefertigten Tabellen der Strecken, der Betriebsstatistik, der Lokomotiven und Wagen, schließlich Skizzen der Fahrzeuge.

Papier, Druck und Wiedergabe der Bilder sind vorzüglich; das Buch kann Geschichtsfreunden und Eisenbahnfans gleichermaßen empfohlen werden.

Uwe Jens Wandel

MARGARETE STÜTZLE: **Kennt Ihr sie noch... die von Isny im Allgäu.** Europäische Bibliothek Zaltbommel/Niederlande 1983. 78 Seiten mit 45 Abbildungen. Halbleinen DM 29,80

Neben seiner Reihe *In alten Ansichten* hat der Verlag nun eine zweite *Kennt Ihr sie noch* eingerichtet, in der alte Fotos aus der Zeit zwischen 1880 und 1930 zeigen, wie die *Leute von damals* lebten, lernten, wohnten, arbeiteten, feierten, Musik machten. Auch im vorliegenden Bändchen über Isny im Allgäu wird in 45 Fotos Vergangenheit wieder lebendig gemacht. Porträts herausragender Bürger stehen neben Gruppenfotos von Schulklassen oder Vereinen. Gesellschaftliche Ereignisse – Bannerweihe des Radfahr-

vereins, Theateraufführung des Liederkranzes, Einweihung des Kriegergedächtnismals – werden ebenso in Erinnerung gerufen wie das äußere Erscheinungsbild der Stadt. Kurze, informative Texte von Margarethe Stützle erläutern die Abbildungen.

Sibylle Wrobbel

ALBRECHT BRUGGER UND ERIKA DILLMANN: **Der Bodensee.** Eine Landeskunde im Luftbild. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1983. 144 Seiten. 84 ganzseitige Fotos, davon 62 in Farbe. Leinen DM 68,–

Die ganze Region zwischen Federsee und Säntis, nicht nur den Bodensee allein, präsentieren der bekannte Luftbildfotograf Albrecht Brugger und die Schriftstellerin Erika Dillmann in diesem großartigen Bildband. Der Untertitel «Eine Landeskunde im Luftbild» ist durchaus gerechtfertigt. Die hervorragenden Aufnahmen werden durch instruktive und sorgfältig gestaltete Texte erläutert. Die Autoren führen dem Betrachter und Leser die Schönheit, Idylle und die geschichtlichen Zeugen dieser alten Kulturlandschaft vor Augen, zeigen zugleich aber auch die oft zerstörerischen Veränderungen unserer Tage. Siegfried Albert

5 Jahre Biotopkartierung Baden-Württemberg. (Beihefte zu den Veröffentlichungen für Naturschutz und Landschaftspflege in Baden-Württemberg. 34.) Referate und Beiträge des gleichnamigen Symposiums im Rahmen der Heimattage Baden-Württemberg in Ravensburg, hrsg. v. der Landesanstalt für Umweltschutz Baden-Württemberg, Institut für Ökologie und Naturschutz. Karlsruhe 1983. 188 Seiten mit 84 farbigen und 51 schwarzweißen Abbildungen. Broschiert DM 18,–

1977 wurde in Baden-Württemberg damit begonnen, den Bestand der noch im Lande vorhandenen biologisch-ökologisch bedeutsamen Lebensräume von Tieren und Pflanzen zu erfassen. Inzwischen haben etwa 220 ehrenamtliche Helfer eine breite Datenerfassung von über 12000 Biotopen ermöglicht. Die Aufbereitung dieser Kartierungsergebnisse erfolgt nunmehr durch die Landesanstalt für Umweltschutz, und dabei geht man ganz unromantisch mit Computern vor. Dazu schreibt Ulrich Glänzer von der Landesanstalt für Umweltschutz: *Die Notwendigkeit des Einsatzes der elektronischen Datenverarbeitung wird einem Laien dadurch schnell verdeutlicht, daß bei Abschluß der Kartierung mit etwa 30000 Biotopen in Baden-Württemberg zu rechnen ist. Je Biotop bestehen annähernd 100 Informationsmöglichkeiten, die auf dem Erhebungsbogen das Biotop beschreiben, Schutz-, Pflege- und Gestaltungsvorschläge unterbreiten und Tier- und Pflanzenartenlisten beinhalten.*

Am Beispiel der Biotopkartierung in Ostwürttemberg wird die Erfassung wertvoller Lebensräume im einzelnen erläutert. Dabei sieht man auch deutlich, daß der Sinn der Biotopkartierung letztlich darin liegt, wertvolle Flächen für den Naturschutz zu sichern, um sie möglichst als Natur- oder Landschaftsschutzgebiete auszuweisen. In Ostwürttemberg konnte man mit Hilfe der Biotopkartierung beispielsweise folgende Erfolge erzielen: *Das Auerbach-Rückhaltebecken der Gemeinde Ruppertshofen wurde nicht in die*

Fortschreibung des Flächennutzungsplans aufgenommen. Der Erhalt der Remsinsel westlich von Schwäbisch Gmünd wurde im Rahmen des Ausbaus der B29 in den landschaftspflegerischen Begleitplan aufgenommen. Eine Gasfernleitung der Gasversorgung Süddeutschland konnte bei Essingen so durch das Remstal gelegt werden, daß das Naturdenkmal »Alte Rems« nicht gestört wurde.

Das sind Beispiele, die überzeugen, zumal der Wert vieler Biotope durch zahlreiche gelungene Bilder plastisch vor Augen geführt wird. Aber leider liegt hier auch noch vieles im argen, weil als wertvoll erkannte Lebensräume nicht zügig unter Schutz gestellt werden, und darauf geht das Buch mit elf Einzelbeiträgen leider kaum ein. So schreibt Hellmut Wagner von der Bezirksstelle für Naturschutz in Stuttgart in seinem Beitrag über die praktische Arbeit vor Ort lediglich: *Über den schwierigen, oft dornenvollen Weg von der Kartierung über die Antragstellung bis zur endgültigen Schutzgebietsausweisung möchte ich nicht sprechen, sondern nur hoffen, daß alle Anträge möglichst bald rechtskräftige Schutzgebiete geworden sind.* Da schimmert doch arg die Furcht des beamteten Naturschützers durch, der keiner Interessengruppe auf die Füße treten will! Aber wer zum Schutz wertvoller Lebensräume effektiv beitragen will, der muß Roß und Reiter nennen. Viele Biotope sind hierzulande schon unwiderruflich zerstört worden. Das wird besonders deutlich, wenn man die Beiträge über die Kartierungsarbeiten im Hinblick auf einzelne Arten liest; etwa die Erfassung der Lebensräume von Amphibien, Reptilien oder Schmetterlingen.

Alles in allem kann das Buch empfohlen werden, zumal sich der Preis mit 18 Mark für ein Werk mit vielen prächtigen Bildern in Grenzen hält. Außerdem sind die elf Einzelbeiträge, die übrigens im September 1982 im Rahmen der Heimattage Baden-Württemberg in Ravensburg gehalten wurden, auch für den Laien recht gut verständlich und geeignet, das Interesse am Naturschutz zu fördern.

Bernd Roling

In einem Satz...

HEINZ EUGEN SCHRAMM (Hg): **Typisch Schwäbisch.** Eine sinnlich-heitere Charakterstudie nach Quellen aufgezeichnet und herausgegeben. Verlag Weidlich Frankfurt 1983. 175 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Pappband DM 28,-

Der belesene Autor geht anhand vielfältiger Lesefrüchte der Frage nach, ob es den *typischen* Schwaben gebe und bringt manch historische Begebenheit und Anekdote in Erinnerung.

WERNER HACKER: **Kurpfälzische Auswanderer vom Unteren Neckar/Rechtsrheinische Gebiete der Kurpfalz.** Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1983. 208 Seiten mit 8 Abbildungen. Leinen DM 54,-

Diese Sonderveröffentlichung des Stadtarchivs Mannheim beschreibt die gegen Ende des 17. Jahrhunderts beginnenden Fernauswanderungen bis zum Jahr 1803 aus den rechtsrheinischen Gebieten der Kurpfalz einschließlich der gesellschaftlichen sowie rechtlichen Grundlagen und enthält eine Dokumentation der Auswanderer mit Regesten zu mehr als 2200 Personen.

WENDELIN ÜBERZWERCH: **Erzähltes und Geschütteltes.** Verlag Karl Knödler Reutlingen 1983. 128 Seiten. Pappband DM 15,80

Auch dieses Bändchen legt davon Zeugnis ab, daß der 1962 verstorbene Dr. Karl Fuss, der sich hinter dem Decknamen Wendelin Überzwerch verbirgt, zu denen gehört, die *das Schwäbische wieder literaturfähig gemacht* und ihm *das Provinzielle genommen* haben.

DR. FROSCH: **Reutlingen aus der Froschperspektive.** Verlag Karl Knödler Reutlingen 1983. 128 Seiten mit 24 Zeichnungen von Otto Kimmerle. Pappband DM 15,80

Wieder einmal hat es Dr. Herbert Winkler alias Dr. Frosch verstanden, Vergangenes und allzu Gegenwärtiges seines Reutlingen in Gedichtform plaudernd einzufangen und heiter kommentierend wiederzugeben; diesmal begleitet von lavierten Federzeichnungen, die von Otto Kimmerles Meisterhand stammen und diesem Buch einen besonderen Reiz geben.

EUGEN SCHWEITZER: **Beiträge zur Erforschung römischer Limitationsspuren in Südwestdeutschland.** Dissertation an der Fakultät Architektur und Stadtplanung der Universität Stuttgart 1983. 264 Seiten und 7 Karten. Broschiert Die einstige Existenz einer großräumigen, römischen Limitation (geometrisches Flurteilungssystem, regelmäßige quadratische Gitter zur Vermessung und Gliederung weiter Landstriche, ist, wie es im Vorwort heißt, mit dieser Arbeit nicht hinlänglich bewiesen, sondern bleibt eine großzügige Hypothese, die als Diskussionsbeitrag zu einer noch offenen Forschung allenfalls Anregungen vermitteln kann; wer mehr darüber wissen möchte, sei auf die SCHWÄBISCHE HEIMAT 1978, Seite 42 – 45 verwiesen, wo der Verfasser seine Denkanstöße, Methode und Erkenntnisse dargelegt hat.

Taschenbuch Baden-Württemberg. Gesetze – Daten – Analysen. Hrsg. von der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg in Verbindung mit dem Statistischen Landesamt. Redaktion: HANS-GEORG WEHLING. Verlag W. Kohlhammer Stuttgart 1984. 448 Seiten. Kartonierte DM 29,80

In diesem Nachschlagewerk, dessen konkreter Anlaß die Landtags- und Kommunalwahl des Jahres 1984 sind, kann man sich u. a. über die Landkreise, den Landtag, die Landtagswahlen, den Wahlmodus, die Gemeindefinanzen, die Verfassung, die Gemeindeordnung, die Landkreisordnung, das Statistische Landesamt zuverlässig informieren: nicht nur für politisch Interessierte ein nützliches Buch.

FRITZ RAHN (Hg): **Hutzelbrot.** Ein schwäbisches Mundart-Lesebuch. Neuauflage. J. F. Steinkopf Verlag Stuttgart 1982. 184 Seiten. Kartonierte DM 9,80

Dieses Lesebuch, in dem zahlreiche «Altmeister» der schwäbischen Sprachkunst wie Sebastian Sailer, Michel Buck, Hermann Kurz, Friedrich Theodor Vischer, Sebastian Blau, Theodor Haering, Wendelin Überzwerch oder Friedrich E. Vogt zu Wort kommen, enthält in bunter Folge eine Auswahl der *schönsten schwäbischen Texte*, die seit dem 18. Jahrhundert entstanden sind: ein Buch, das Spaß macht.

Einladung zur Festveranstaltung 75 Jahre

SCHWÄBISCHER HEIMATBUND

Sonntag, 27. Mai 1984, 10.30 Uhr, im Weißen Saal des Neuen Schlosses zu **Stuttgart**

Schirmherrschaft: Der Ministerpräsident des Landes Baden-Württemberg, Herr **Lothar Späth**

Programm:

Musik: Schwieberdinger Tänze
Menuett / Sarabande / Marsch

Schwieberdinger Bläserquintett
Ernst-Thilo Kalke

Begrüßung: Prof. Willi K. Birn
Grußwort des Vertreters der Landesregierung

Festrede: Prof. Dr. Walter Jens
Nachdenken über Heimat

Grußworte

Musik: Joseph Haydn: Divertimento
Allegro con spirito / Choral St. Antoni / Allegretto

14.30 Uhr

1. Stadtrundfahrt (Treffpunkt: Alte Kanzlei)
Führung: Prof. Dr. Helmut Dölker
2. Stadtrundgang – Innenstadt (Treffpunkt Alte Kanzlei)
Führung: Gerhard Raff
3. Württembergisches Landesmuseum im Alten Schloß am Schillerplatz
Führung: Dr. Heribert Meurer

Verbindliche Anmeldung für die Festveranstaltung und die Führungen bitte an die Geschäftsstelle in der üblichen Weise erbeten.

Am Tage da ich meinen Paß verlor, entdeckte ich mit 58 Jahren, daß man mit seiner Heimat mehr verliert als einen Fleck umgrenzter Erde.

Stefan Zweig

Einladung zur Mitgliederversammlung 1984

des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES am
Samstag, 14. Juli 1984, 13.30 Uhr, im Saal der Dreifaltigkeitskirche in **Ulm an der Donau**

Tagesordnung:

1. Tätigkeitsbericht des Vorstandes
2. Kassenbericht des Schatzmeisters
3. Prüfungsbericht des Kassenprüfers
4. Entlastung
5. Erhöhung der Zuwendungen an den SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND
6. Anträge
7. Wahl des Vorsitzenden
8. Der neue Vorsitzende stellt sich vor
9. Verschiedenes

Anträge zur Tagesordnung sind spätestens fünf Tage vor der Versammlung dem Vorsitzenden schriftlich mitzuteilen.

Im Anschluß an die Mitgliederversammlung:

1. **Besuch der Wilhelmsburg, der Zitadelle der alten Bundesfestung Ulm**
Führung: Dr. Hubert Krins und Hellmut Pflüger
2. **Das Ulmer Münster**
Führung Münsterbaumeister Gerhard Lorenz und Archäologe Albrecht Rieber.

Fahrt zur Mitgliederversammlung 1984

am Samstag, 14. Juli 1984

Abfahrt: 12.00 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart

Rückkehr: am Abend

Teilnehmergebühr: DM 17,-

Bitte melden Sie sich in der gewohnten Form an, ebenso für die zwei Führungen in Ulm.

Veranstaltungen der Ortsgruppen

ORTSGRUPPE HEILBRONN

Zweitagesfahrt ins nördliche Ries

Führung: Dr. Helmut Wild und Dipl.-Ing. Heinrich Röhm

Samstag, den 19. Mai, und Sonntag, den 20. Mai 1984
Abfahrt 7.00 Uhr, Rathgeberplatz, Rückkehr gegen 21.30 Uhr

Teilnehmergebühr: DM 110,- bei Doppelzimmer, DM 115,- bei Einzelzimmer.

Heilbronn – Ellwangen – Goldberg bei Goldburghausen (Aussichtspunkt, Erläuterung des Riesgeschehens, Landschaft- und Vorgeschichte) – Kloster Kirchheim/Ries (Klosterkirche, Stiftskapelle mit Frauenchor 13. Jh.) – Öttingen – Wallerstein (Schloßpark mit Ortsbesichtigung) – Minderoffingen (romanische Wehrkirche) – Langemühle im Mauchtal mit kleiner Wanderung zur Klosterkirche Maihingen – über Hochaltingen zurück nach Oettingen, dort Stadtrundgang.

Am Sonntag über Wemding nach Otting (Suevit-Bruch mit dem charakteristischen Gestein des Rieses, Vergleich mit zertrümmerter Mondoerfläche) – Hechlingen – Heidenheim am Hahnenkamm (romanische Basilika, Grab Wunibalds, Besichtigung) – Spielberg – Hesselberg – Dinkelsbühl.

Zwischen Ahornwald und Taubertal

Führung: Dipl.-Ing. Karl Goergen und Prof. Joachim Veil

Samstag, 23. Juni 1984

Abfahrt: 7.30 Uhr, Rathgeberplatz, Rückkehr gegen 20.30 Uhr

Teilnehmergebühr: DM 47,-

Heilbronn – Boxberg – Eubigheim – Angeltürn – Wölchingen – Unterschüpf – Oberschüpf – Beckstein – Königshofen – Gerlachsheim – Messelhausen – Grünsfeldhausen – Langenfeld – Tauberbischofsheim – Heilbronn.

Auch im dritten Teil der Fahrt ins fränkische Land soll wieder in der gemeinsamen Führung von Landschaftsplaner und Stadtplaner der Versuch gemacht werden, die vielfältigen Reize dieser Landschaft mit der Geschichte und den heutigen Problemen von Naturschutz, Denkmalpflege und Stadtplanung zu verknüpfen. Eine Wanderung durch ein Landschaftsschutzgebiet und der Besuch einer Reihe kleinerer Orte mit meist wenig bekannten Kulturdenkmälern wird den Tag recht abwechslungsreich werden lassen.

Zweitagesfahrt Lothringen

Führung: Hartmut Gräf

Samstag, den 7. Juli, und Sonntag, den 8. Juli 1984

Abfahrt: 7.00 Uhr, Rathgeberplatz, Rückkehr gegen 21.30 Uhr

Teilnehmergebühr: DM 185,- bei Doppelzimmer, DM 220,- bei Einzelzimmer.

Heilbronn – Saarbrücken – Metz – Pont – à-Mousson –

Vaucouleurs – Domrémy – Grand – Toul – Nancy – Lunéville – Pfalzburg – Straßburg – Heilbronn.

Lothringen, das alte Grenzland zwischen Frankreich und Deutschland, soll unter geschichtlichen, volkskundlichen, kunsthistorischen und geografischen Gesichtspunkten vorgestellt werden: Römische Reste in Grand und an der Mosel, die Spuren Jeanne d'Arcs an der Maas, die Reichsfestungen Toul und Metz, die Residenzstadt Nancy, Soldatenfriedhöfe am Wege, dörfliche Markthallen und Waschanlagen, ein Schiffshebewerk. All das fügt sich zu einem bunten Mosaik einer regsamen Provinz, die wegen ihrer Bodenschätze und wegen ihrer Verkehrslage auch immer wieder zum Schlachtfeld wurde.

Im Jagst-, Vorbach- und Münstertal

Führung: Reg.-Dir. Albert Rothmund

Samstag, den 15. September 1984

Abfahrt 7.00 Uhr, Rathgeberplatz, Rückkehr gegen 21.00 Uhr

Teilnehmergebühr: DM 38,-

Heilbronn – Kupferzell – Künzelsau – Messbach – Hohelbach – Hollenbach – Laudenschbach – Weikersheim – Finsterlohr – Frauental – Schrozberg – Blaufelden – Gerabronn – Obersteinach – Kupferzell – Heilbronn.

Kaum bekannte Orte und harmonische Landschaft sind die Ziele dieser Fahrt. Da ist Laudenschbach, ein früher befestigtes Dorf, Finsterlohr, eine große spätkeltische Fliehburg. Das ehemalige Zisterzienserinnenkloster Frauental, 1232 von den Brüdern Gottfried und Konrad von Hohenlohe gestiftet, und Weikersheim mit seiner herrlichen Schloßanlage.

Gundelsheim – Neckarelz – Mosbach

Führung: Hartmut Gräf

Samstag, den 29. September 1984

Abfahrt: 7.30 Uhr, Rathgeberplatz, Rückkehr gegen 20.30 Uhr

Teilnehmergebühr DM 30,-

Heilbronn – Gundelsheim – Michelsberg – Hornberg – Neckarelz – Mosbach – Hochhausen – Haßmersheim – Heilbronn.

Auch die engere Heimat bietet immer wieder lohnende Ziele: Gundelsheim und Mosbach wurden in den letzten Jahren gekonnt restauriert und bieten malerische Eindrücke. Das Tempelhaus in Neckarelz, ein baugeschichtliches Unikum, hat eine reiche Geschichte. In Hochhausen finden wir das Grab der hl. Notburga und einen Altar aus dem Umkreis Grünwalds.

Dreitagesfahrt zum Salzburger Adventssingen

Führung in Salzburg: Gertrud Karres

Freitag, den 30. November, bis Sonntag, den 2. Dezember 1984

Abfahrt: 6.30 Uhr, Rathgeberplatz, Rückkehr gegen 21.30 Uhr

Teilnehmergebühr: kann erst nach der Zuteilung der Eintrittskarten festgesetzt werden.

Weitere Auskünfte: Hans Fuchs, Rieslingstraße 5/1, Heilbronn, Telefon (0 71 31) 7 24 14.

ORTSGRUPPE LEONBERG

Fahrt ins Remstal und in die Berglen

Führung: Dr. Hans Scheerer

Sonntag, den 20. Mai 1984

Abfahrt: 7.30 Uhr Leonberg, Seegarten und 7.40 Uhr Ditzingen, Bahnhof

Rückkehr gegen 19.30 Uhr

Teilnehmergebühr: DM 25,-, Jugendliche DM 8,-

Wir wollen Landschaft, Geologie und Botanik dieser Gegend kennenlernen, freuen uns aber auch auf schöne Ortsbilder, alt und neu.

«Tag von Belfort»

Am Samstag und Sonntag, den 26. und 27. Mai 1984, ist in Leonberg der «Tag von Belfort». Wir erwarten eine Gruppe von Archäologen aus unserer Partnerstadt, mit denen wir verschiedene Besichtigungen durchführen wollen.

Fahrt ins Tal der jungen Donau

Sigmaringen, Inzigkofen, Donautal, Beuron.

Führung: Michael Geist u. a.

Sonntag, den 24. Juni 1984

Abfahrt: 7.00 Uhr, Seegarten, Rückkehr gegen 20.00 Uhr

Teilnehmergebühr: DM 33,-, Jugendliche DM 10,-

Besuch des Leonberger Stadtmuseums

Sonntag, den 19. August 1984

Treffpunkt: 11.00 Uhr vor dem alten Rathaus

Zweitagesfahrt an den Bodensee

Leitung: Dipl.-Ing. Werner Schultheiss

Samstag, den 29., und Sonntag, den 30. September 1984

Teilnehmergebühr: noch nicht festgesetzt.

Nachdem wir vor fünf Jahren den Westteil des Sees erkundet haben, wollen wir nun den Raum Friedrichshafen – Lindau – Bregenz und das dazugehörige Hinterland mit Isny und Wangen kennenlernen.

Besuch der neuen Staatsgalerie in Stuttgart und Rundfahrt mit einem Sonderwagen der Straßenbahn

Leitung: Dipl.-Ing. Werner Schultheiss

Sonntag, den 21. Oktober 1984

Treffpunkt: 10.00 Uhr vor der Staatsgalerie, Rückkehr gegen 18.00 Uhr

Teilnehmergebühr: DM 18,-, Jugendliche DM 5,-

Weitere Auskünfte: Dipl.-Ing. Werner Schultheiss, Rilkestr. 5, Leonberg, Telefon (0 71 52) 2 73 96

ORTSGRUPPE NÜRTINGEN

Landeskundliche Fahrt in den Schwarzwald

Führung: Hans Binder

Sonntag, den 20. Mai 1984

Der Nürtinger Altar in der Stuttgarter Staatsgalerie

Führung: Dr. Heinz Hausser

Samstag, den 26. Mai 1984

Treffpunkt: 15.15 Uhr, Staatsgalerie Stuttgart

Landeskundliche Fahrt nach Babenhausen und Ottobeuren

Führung: Albrecht Rieber

Sonntag, den 1. Juli 1984

Geologische Exkursion ins Mesozoikum der Vogesen

Führung: Dr. Klaus Eberhard Bleich

Samstag, den 21. Juli 1984

Ausgrabung eines keltischen Grabhügelfeldes beim Burrenhof

Kurse der Volkshochschule Nürtingen unter der Leitung des Landesdenkmalamtes, Abteilung Bodendenkmalpflege

Termine: 30. 7. – 10. 8., 13. – 24. 8., 27. 8. – 7. 9. 1984

Julius Kornbeck (1839–1920)

Ausstellung im Gartensaal der Stadthalle vom 14. bis 24. September 1984

Das Schaffen des Malers Julius Kornbeck soll anhand seiner Werke verdeutlicht werden, die sich in Nürtingen befinden. Die Ortsgruppe bittet alle Nürtinger, die einen «Kornbeck» besitzen und ihn für diese Ausstellung ausleihen wollen, um Mitteilung an die Geschäftsstelle der Volkshochschule.

Konfession, Sozialstruktur und Industrialisierung in Württemberg

Vortrag von Dr. Joachim Trautwein

Donnerstag, den 4. Oktober 1984

20.00 Uhr, Musikpavillon des Max-Planck-Gymnasiums

Zweitagesfahrt nach Basel

Führung: Benigna Schönhagen

Samstag und Sonntag, den 6. und 7. Oktober 1984

Obstbau und Landschaft

Vortrag von Prof. Dr. Friedrich Weller

Donnerstag, den 25. Oktober 1984

20.00 Uhr, Musikpavillon des Max-Planck-Gymnasiums

Fließgewässer gestern und heute

Vortrag von Fritz Bürkle

Donnerstag, den 8. November 1984

20.00 Uhr, Musikpavillon des Max-Planck-Gymnasiums

Grünlandplanung in der Stadt

Vortrag von Prof. Dr. K. Eberhard

Donnerstag, den 22. November 1984

20.00 Uhr, Musikpavillon des Max-Planck-Gymnasiums

Sie lebten im Nürtinger Schloß:

Die Witwen der Grafen und Herzöge von Württemberg

Vortrag von Hans Binder

Donnerstag, den 6. Dezember 1984

20.00 Uhr, Musikpavillon des Max-Planck-Gymnasiums

Weitere Auskünfte: Hans Binder, Eschenweg 3, Nürtingen, Kontaktstelle: Geschäftsstelle der Volkshochschule Nürtingen, Apothekerstraße 2, Telefon (0 70 22) 7 52 81

ORTSGRUPPE RAVENSBURG-WEINGARTEN

Fahrt nach Wilflingen und Altheim bei Riedlingen

Besichtigung des Schlosses und der Kirche in Wilflingen sowie der Pfarrkirche in Altheim.

Führung: Franz Frhr. Schenk von Stauffenberg und Dr. Peter Eitel.

Samstag, 5. Mai 1984

Abfahrt: 14.00 Uhr am Frauentorplatz

Zweitagesfahrt nach Schwäbisch Hall und ins Hohenloher Land

Schwäbisch Hall – Korb – Vellberg – Leofels – Kirchberg a. d. Jagst – Anhäuser Mauer – Hammerschmiede Gröningen.

Führung: Reg.-Dir. Albert Rothmund und Prof. Dr. Friedrich Weller.

Samstag, den 7. Juli, und Sonntag, den 8. Juli 1984

Abfahrt: 6.00 Uhr am Frauentorplatz

Voranmeldung und weitere Auskünfte: Prof. Dr. Friedrich Weller, Karl-Erb-Ring 104, Ravensburg

ORTSGRUPPE TÜBINGEN

Mitgliederversammlung

mit Berichten von Prof. Willi Birn, Vorsitzender des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES, und Ursula Zöllner, Ortsgruppe Tübingen

Anschließend Vortrag von Andreas Feldtkeller, Sonderamt Altstadtanierung Tübingen:

Bürgerhäuser als Geschichtsquellen

Mittwoch, den 2. Mai 1984

19.30 Uhr, Salzstadel bei der Jakobuskirche

Hagelloch – vom Klosterdorf zum Rittersitz

Erster Teil: Vom Heuberger Tor nach Hagelloch

Heimatkundliche Führung mit Ortsvorsteher Manfred Deutsche, Pfarrer Hartmut Fritz und Dr. Wilfried Setzler

Samstag, den 12. Mai 1984

Treffpunkt: 14.30 Uhr am Heuberger Tor in Tübingen

Unkostenbeitrag DM 3,-, Schüler DM 2,-

Hagelloch – vom Bogentor nach Hohenentrigen

Zweiter Teil der heimatkundlichen Führung mit Forstdirektor Günter Fischer und Dr. Gerhard Kittelberger

Samstag, den 2. Juni 1984

Treffpunkt: 14.30 Uhr am Bogentor in Hagelloch

Unkostenbeitrag: DM 3,-, Schüler DM 2,-

Beide Führungen möchten den heute noch sichtbaren Spuren der Geschichte des Dorfes Hagelloch und seiner Umgebung nachgehen. Der Ort gehörte von 1296 bis 1807 zum Kloster bzw. Klosteramt Bebenhausen. Dies und die Nähe zum Schönbuch haben das Dorf und seine Bewohner früher mehr geprägt als die Nachbarschaft zu Tübingen, wohin sich Hagelloch heute orientiert. – Die «ideelle» Anbindung Hohenentrigen an Tübingen – erschlossen über einen Weg und eine Straße von Hagelloch aus – hat ihren Anfang im 19. Jahrhundert, als der Besuch von Hohenentrigen für jeden Tübinger Studenten obligatorisch wurde.

Das Naturschutzgebiet «Oberes Steinach» in Tübingen-Bühl

Naturkundliche Führung mit Wilhelm Binder und Dr. Jürgen Schedler

Samstag, den 7. Juli 1984

Treffpunkt: 14.30 Uhr in Bühl beim Musikerheim vor der Bahnlinie. Ferngläser mitbringen!

Unkostenbeitrag: DM 2,-, Schüler DM 1,-

Beim ehemaligen Baggersee Queck im Neckartal zwischen Tübingen und Rottenburg ist nach dem Kiesabbau mit der Rekultivierung eine künstliche Wasserfläche entstanden, die mit Schilfzonen, Flachwasserbereichen, Sandbänken und Auwaldflächen ein hochwertiger Lebensraum für seltene und gefährdete Vogelarten ist. Das Feuchtgebiet steht seit 1982 unter Naturschutz. Die Entstehung und die gegenwärtige Bedeutung dieses «Paradieses aus zweiter Hand» sollen bei einem Rundgang erläutert werden.

Die Eisenbahn in Tübingen – von 1861 bis heute

Führung: Bahnhofsvorsteher Helmut Gaiser und Bahnhofsvorsteher i. R. Rupert Emberger

Freitag, den 7. September 1984

Treffpunkt: 10.00 Uhr vor dem Haupteingang des Bahnbetriebswerks an der Europastraße

Unkostenbeitrag: DM 2,-, Schüler frei

Am vorletzten Tag der Sommerschulferien sollen der heutige Betrieb und die Geschichte der Tübinger Bahnhöfe und die Bedeutung der Eisenbahn für unsere Stadt vorgestellt werden. Nach dem Besuch im Bahnbetriebswerk am Vormittag folgt am Nachmittag ein Rundgang durch das Gebäude und die Außenanlagen des Hauptbahnhofs, verbunden mit der Erläuterung des Stellwerks, der Gleisanlagen und der Fahrkartenausgabe. In der Mittagspause geht um 12.10 Uhr die Fahrt mit der Ammertalbahn durch den Tunnel zum Westbahnhof – dort Vesperpause – und um 13.45 Uhr zurück zum Hauptbahnhof.

Das römische Rottenburg

Führung: Dr. Anita Gaubatz und Dr. Hartmann Reim

Samstag, den 6. Oktober 1984

Treffpunkt: 14.30 Uhr, Kreuzerfeld-Schule in Rottenburg

Unkostenbeitrag: DM 3,-, Schüler DM 2,-

Ein Rundgang durch die römische Stadt mit der Besichtigung des Bades unter dem Eugen-Bolz-Gymnasium und einem Besuch im Museum des Sülchgauer Altersvereins.

Weitere Auskünfte: Ursula Zöllner, Stauffenbergstr. 71, Tübingen

ORTSGRUPPE ULM

Zollernalb

Führung: Dr. Paul Groschopf, Albrecht Rieber und Karl Reutter

Sonntag, den 6. Mai 1984

Abfahrt: 7.45 Uhr vom Münsterplatz

Teilnehmergebühr DM 30,-

Ulm – Gammertingen – Oberes Laucherttal – Stetten – Unterhohlenstein – Hörschwag – Trochtelfingen – Ödenwaldstetten – Ulm.

Oberes Argengebiet

Führung: Dr. Paul Groschopf, Albrecht Rieber und Karl Reutter

Sonntag, den 8. Juli 1984

Abfahrt: 7.45 Uhr vom Münsterplatz

Teilnehmergebühr: DM 30,-

Ulm – Leutkirch – Isny – Eglofs – projektierte Staustufen der EVS im Bereich der oberen Argen – Wangen – Ulm.

Blaustein als Nachbargemeinde

Führung: Dr. P. Groschopf, Bürgermeister Epple, H. Fink, A. Rieber, M. Hilsenbeck und K. Reutter

Sonntag, den 14. Oktober 1984

Abfahrt: 7.45 Uhr vom Münsterplatz

Teilnehmergebühr: DM 25,-

Ulm – Eselsberg – Ehrenstein – Klingenstein – Rathaus Blaustein – Arnegg – Ulm.

Blaustein entstand 1968 aus den Gemeinden Ehrenstein und Klingenstein (ehemalige Burgweiler), denen sich 1975 u. a. die Gemeinde Arnegg anschloß. Seit dem 11. Jahrhundert hatten die drei Teilorte eine eigene Burg und Herrschaft. Nach 1806 verband sie wirtschaftlicher Aufschwung, vor allem durch die Stein- und Kalkindustrie.

Weitere Auskünfte: Architekt Karl Reutter, Bootshausstraße 3, Neu-Ulm.

Reaktion auf die Resolution:

Die Erhaltung der überlieferten Ortsnamen

Auf Anregung des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES (vgl. 1983, Heft 4, S. 369) hat das Innenministerium Baden-Württemberg im Einvernehmen mit den anderen Ministerien am 22. Dezember 1983 (AZ.: I 6700/76) empfohlen, bei den Ortsteilnamen im amtlichen Schriftverkehr wie folgt zu verfahren:

1. Die Namen von Ortsteilen sind mit vielfältigen Traditionen im örtlichen Bereich verbunden. Sie sind im Bewußtsein der Bevölkerung verwurzelt und werden im täglichen Sprachgebrauch verwendet. Der Fortbestand und die Pflege der Namen von Ortsteilen, die als Gemeindennamen vielfach durch die Gemeindereform untergegangen sind, ist erwünscht; ihre Erhaltung ist ein Anliegen der Landesregierung.

Ein Beitrag hierzu kann durch Verwendung der Ortsteilnamen in der Postanschrift geleistet werden. Den Behörden der Landesverwaltung wird empfohlen, Namen von Ortsteilen soweit wie möglich im amtlichen Schriftverkehr zu verwenden. Der Ortsteilname sollte immer dann angeführt werden, wenn der Adressat ihn in seiner Absenderangabe verwendet hat. Ausnahmen kommen vor allem bei maschinell erstellten Bescheiden der Steuerverwaltung oder anderen automatisierten Verfahren in Frage.

Die Deutsche Bundespost hat sich mit der Verwendung von Ortsteilnamen in der Postanschrift einverstanden erklärt. Sie weist darauf hin, daß die Angabe des Ortsteilnamens innerhalb des Anschriftenblocks auf die Zeile oberhalb der Zustellangabe beschränkt ist. Beispiel:

Herrn

Otto Maier

Schmidlen

Salierstraße 5

7012 Fellbach.

2. Die kommunalen Landesverbände wurden gebeten, gegenüber den kommunalen Selbstverwaltungskörperschaften eine entsprechende Empfehlung auszusprechen. Den übrigen der Aufsicht des Landes unterstehenden Körperschaften, Anstalten und Stiftungen des öffentlichen Rechts wird empfohlen, entsprechend Nr. 1 zu verfahren.

In Vertretung

gez. Bueble, Ministerialdirektor

Anschriften der Mitarbeiter

Winfried Aßfalg, Rektor, Michel-Buck-Straße 4,
7940 Riedlingen

Willi K. Birn, Prof., Im Hopfengarten 22,
7400 Tübingen

Helmut Dölker, Prof. Dr., Hegensberger Straße 118,
7300 Esslingen a. N.

Hermann Ehmer, Dr., Georg-Feuerstein-Straße 6,
6980 Wertheim

Heidi-Barbara Kloos, Neue Straße 99, 7000 Stuttgart 1

Stefan Kuballa, Dipl.-Geogr., Geographisches Institut der
Universität Stuttgart, Silcherstraße 9,

7000 Stuttgart 1

Guido und Nina Michielin, Altheimer Straße 52,
7240 Horb

Fritz Oechßler, Forstdirektor, Herdweg 87,
7000 Stuttgart 1

Klaus Ruge, Dr., Eichgraben 34, 7142 Marbach a. N.

Oswald Schoch, Forstdirektor, Forsthausweg 5,
7546 Enzklösterle

Wilfried Setzler, Dr., Herrenberger Straße 14,
7400 Tübingen

Gerhard Wieland-Klug, Eberstädter Straße 11,
7104 Obersulm-Sülzbach

Bernhard Zeller, Prof. Dr., Schiller-Nationalmuseum,
Postfach 57, 7142 Marbach a. N.

Bildnachweis

Titelbild: Gerhard Wieland-Klug; S. 103 – 121: Schwäbischer Heimatbund und Privatbesitz; S. 125 und 127: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg; S. 126: Münsterbauhütte Freiburg; S. 128, linke Spalte: Werner Faiss, Rottenburg; S. 128, rechte Spalte, und S. 129: Archiv Dieter Manz, Rottenburg; S. 131 und 132: Gerhard Wieland-Klug; S. 133 – 141: Guido und Nina Michielin; S. 143, 145 und 149: Landesbildstelle Württemberg; S. 148: Württ. Landesbibliothek; S. 152 – 156: Schiller-Nationalmuseum, Marbach a. N.; S. 158: Stefan Kuballa; S. 163: Albrecht Brugger, Stuttgart-Flughafen; S. 165 und 168: Photogrammetrie GmbH, München; S. 171 sowie 179 – 181: Winfried Aßfalg, Riedlingen; S. 176: Klaus Ruge, Marbach a. N.; S. 183 – 190: Oswald Schoch, Enzklösterle; S. 205: Dietmar Böhringer, Leonberg-Warmbronn; S. 209: Heinrich Röhme, Heilbronn.

Unteres Murrthal jetzt Landschaftsschutzgebiet

(STZ) Im Dezember 1973 hat der Schorndorfer Naturschutzbeauftragte Dr. Hans Scheerer in Stuttgart beantragt, das gesamte untere Murrthal zwischen Backnang und der Ludwigsburger Kreisgemeinde Steinheim unter Landschaftsschutz zu stellen und so ein weitgehend intaktes Grünrevier am Rande der Region Mittlerer Neckar unbedachten planerischen Zugriffen zu entziehen. Jetzt ist Scheerer doch noch ein später Erfolg beschieden: das Regierungspräsidium hat Anfang Januar 1984 die Flußlandschaft der Murr und ihre Seitentäler zum Schutzgebiet erklärt. Die grenzüberschreitende Naturoase hat eine Gesamtfläche von 1500 Hektar, von denen 1000 auf Rems-Murr-Territorium liegen. Ihr oberster Schutzzweck ist laut Aufsichtsbehörde die «Bewahrung und Freihaltung ökologisch wertvoller Flächen» im Verdichtungsbereich Stuttgart.

Das untere Murrthal gilt unter den Umweltschützern als «wertvoller ökologischer Ausgleichsraum», in dem das Gleichgewicht der Natur noch kaum gestört ist und den zahlreichen, vom Aussterben bedrohten Tier- und Pflanzenarten eine Öko-Nische zum Überleben bietet. Die Landschaft entlang der Murr hat ihr eigenes Gepräge: teils sind es Wiesenauen, teils urwaldartig bewachsene Steilhänge, die den Flußlauf säumen und biologische Rückzugsgebiete mit vielfältigem Eigenleben bilden. In den einstigen, schon lange nicht mehr bewirtschafteten Weinberghängen mit ihren wild wuchernden Steppen-Heide-Wäldern entstanden Biotope, in denen seltene Pflanzen wurzeln und allerlei Kleingetier krabbelt. Auf weiten Strecken ist die Talau noch unverschandelt und frei von Straßenbauten; erfreut sind die Naturschützer darüber, daß sich das Kleinbauten-Unwesen am Murrunterlauf in Grenzen hält.

Heimatismuseum Nürtingen unter Dach und Fach

(STZ) Was bisher hinter Schloß und Riegel geschlummert hat, soll bald in würdigem Rahmen präsentiert werden. Nach langer Suche hat Nürtingen ein Gebäude für ein Heimatmuseum gekauft: das Schützenhaus in der Wörthstraße. Das Fachwerkhäuschen aus dem Jahr 1565 hat die städtische Kasse zwar, so Oberbürgermeister Alfred Bachofer, um «einige hunderttausend Mark» erleichtert, läßt aber dennoch die Herzen der Verwaltung hüpfen. Denn das renovierte Gebäude bietet Platz für vieles, was bisher der Öffentlichkeit verborgen blieb. Frühgeschichtliche Funde, die Nürtingens Anfänge dokumentieren, sollen hier ebenso zu sehen sein wie Zeugen schwäbischen Fleißes. Die Nürtinger Ortsgruppe des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES hat bereits fleißig bäuerliche Gegenstände aus den vergangenen beiden Jahrhunderten gesammelt. Werkzeuge, die schon längst zu Zeugen der Technikgeschichte geworden sind, werden an fast ausgestorbene Berufe wie die des Flößers, Wagners oder Schmieds erinnern. Aus dem städtischen Archiv sollen mittelalterliche Urkunden auftauchen, die kaiserliche Siegel tragen. Bachofer schwebt ferner ein «Hölderlin-Bereich» vor. Zwar ist der Dichterkönig nicht in der Neckarstadt geboren, aber zum einen sind seit seinem sechsten Urgroßvater, dem Vogtsamtsverweser Hans Hölderle, die Vorfahren Hölderlins unterm Schloßberg ansässig gewesen. Zum anderen verbrachte der Literat seine Knabenjahre in Nürtingen und drückte hier die Bank der Lateinschule. Das Stadtarchiv bewahrt Dokumente aus Hölderlins Leben auf, darunter die für heutige Hausfrauen sicher nicht uninteressante Ausgabenliste seiner Mutter.

Nitrat belastet Trinkwasser über Gebühr

(swp) Schon rund 20 Prozent aller für die Trinkwasserversorgung genutzten Grund- und Quellwasservorkommen in Baden-Württemberg liegen über dem voraussichtlich ab 1985 geltenden Nitrit-Richtwert von 25 Milligramm pro Liter.

In einer in Stuttgart veröffentlichten Untersuchung über die Entwicklung der Nitratbelastung im Grundwasser warnt das Statistische Landesamt vor einem in vielen Landesteilen «unverkennbar steigenden Nitratgehalt». Am stärksten betroffen seien der Raum Oberschwaben sowie Teile der Kreise Breisgau-Hochschwarzwald, Rhein-Neckar, Karlsruhe, Main-Tauber, Heilbronn und Ludwigsburg. Nach den derzeit noch geltenden Bestimmungen sieht die Nitratbilanz noch eher harmlos aus: Nur 2,6 Prozent der Trinkwassermengen lagen nach der letzten Untersuchung über dem «Richtwert» von 50 Milligramm pro Liter. Und nur etwa 0,2 Prozent der Proben ergaben Werte oberhalb des «Grenzwerts» von (derzeit) 90 Milligramm. Gemessen an der für 1985 geplanten Absenkung dieser Nitratmengen auf einen Richtwert von 25 Milligramm könnte sich aber – vor allem bei Annahme einer weiter steigenden Nitratkonzentration im Grundwasser – schon in wenigen Jahren die Notwendigkeit der Stilllegung vieler Wasserstellen ergeben. Das für politische Wertungen nicht zuständige Statistische Landesamt formuliert seinen Rat sehr vorsichtig: «Diese Entwicklung legt es nahe, bei längerfristigen Erwägungen über wirksame Gegenmaßnahmen auch die Wasservorkommen einzubeziehen.» Diese Aufforderung richtet sich in erster Linie an die Adresse des Landwirtschafts- und Umweltministeriums, da die Nitratanreicherung vor allem als Folge agrarischer Düngung gilt.

Neuer Kurs bei Kraftwerks-Entstickung

(STZ) Die «Entstickung» der baden-württembergischen Kohlekraftwerke wird nun doch schneller realisiert als ursprünglich von der Landesregierung vorgesehen. Von 1990 an dürfen die Stickoxydemissionen nicht mehr über 200 Milligramm pro Kubikmeter Abluft liegen. Zur Zeit produzieren Kohlekraftwerke zwischen 1300 und 2000 Milligramm Stickoxyd, das als Verursacher des Waldsterbens gilt. Ministerpräsident Lothar Späth, der ein entsprechendes Konzept in Stuttgart vorlegte, ist damit von einem Kabinettsbeschluss aus dem Dezember abgerückt. Die Regierung hatte damals – entsprechend den Vorschlägen von Sozialminister Dietmar Schlee – beschlossen, vorerst nur zwei Versuchsanlagen zur Erprobung von Entstickungsverfahren zu bauen. Mit den Kraftwerksbetreibern, Anlagenbauern und dem Regierungspräsidenten Manfred Bulling (Stuttgart) und Trudpert Müller (Karlsruhe) hat sich der Regierungschef nunmehr auf einen Stufenplan geeinigt. Danach werden im Bau befindliche und neue Anlagen nur noch genehmigt, wenn sie einen Grenzwert von 650 Milligramm Stickoxyd pro Kubikmeter einhalten; von 1988 an wird dann ein Höchstwert von 200 Milligramm verbindlich. Altanlagen müssen bis 1990 auf diesen Wert eingerichtet werden. Außerdem werden zwei Demonstrationsanlagen gebaut: Bei Block 5 des Kraftwerks Heilbronn soll die Entstickung im sogenannten Schmelzfeuerungsverfahren getestet werden; in Altbach entsteht eine Demonstrationsanlage der Neckarwerke für die «Trockenfeuerung». Beide Anlagen sollen 1985 in Betrieb gehen. Zunächst soll nach Angaben Späths eine Arbeitsgruppe bis zum Juli dieses Jahres speziell auf die einzelnen Kraftwerke zugeschnittene Konzepte zur Entstickung erarbeiten. Der Kommission gehören neben Regierungsmitgliedern Bulling und Müller, Kraftwerksbetreiber und Anlagenbauer sowie der Karlsruher Professor Otto Rentz als Vorsitzender an. Über die Kosten der Entstickungsmaßnahmen an gut einem Dutzend Kohle-

kraftwerken des Landes besteht nach Angaben Späths und der Energieversorgungsunternehmen noch keine endgültige Klarheit. Späth wies darauf hin, daß Bundesinnenminister Zimmermann (CSU) ihm zugesagt habe, die notwendigen Investitionen zur Hälfte zu tragen. Sollten darüber hinaus Finanzierungsprobleme entstehen, werde «man darüber reden können», sagte der Regierungschef. Regierungspräsident Bulling erklärte auf Fragen, der Strompreis werde durch die neuen Umweltauflagen um «weniger als 0,2 Pfennig pro Kilowattstunde steigen». Ein Anlagenbauer erklärte am Rande der Pressekonferenz, eine Verteuerung um einen Pfennig sei wohl eher «ein Anhaltspunkt».

Für die Energieversorgungsunternehmen erklärte der Vorstandsvorsitzende der Energieversorgung Schwaben (EVS), Peter F. Heidinger, das jetzt entwickelte Konzept sei sinnvoll und werde «voll mitgetragen». Der als erste Stufe vorgeschriebene Grenzwert von 650 Milligramm Stickoxyd sei durch «Primärmaßnahmen» zu erreichen; also durch neue Verbrennungsverfahren und ohne den Einbau von Katalysatoren (Sekundärmaßnahme). Ob die festgesetzten Grenzwerte durch Primärmaßnahmen oder den Einbau von Katalysatoren erreicht werden, spielt für Späth «keine Rolle». Es seien jetzt neue Höchstwerte festgelegt worden, die Anlagenbauer könnten anhand der Werte nach Lösungen suchen. Der Regierungschef forderte die übrigen Bundesländer auf, das baden-württembergische Modell zur Entstickung der Kraftwerksabgase zu übernehmen.

Auf den Kabinettsbeschluss aus dem Dezember angesprochen, meinte Späth, er sei «lernfähig» und habe keine Mühe, frühere Entscheidungen zu revidieren, wenn damit Verbesserungen erreicht werden könnten. Er habe sich im übrigen schon im Dezember vorbehalten, das Konzept seines Sozialministers noch einmal zu überdenken. Mit ihrer Entscheidung, vorerst nur zwei Versuchsanlagen zu bauen, hatte die Landesregierung den Empfehlungen einer 13köpfigen Kommission entsprochen, die sich in

Japan über dort praktizierte Verfahren zur Entstickung informiert hatte. In Japan sind Katalysatoren zur Abgasreinigung von Kohlekraftwerken seit mehreren Jahren im Einsatz. Die Kommission hatte davon abgeraten, die japanische Technologie umgehend verbindlich vorzuschreiben, da «technische Einzelfragen» noch ungeklärt seien. So sei deutsche Kohle anders zusammengesetzt als japanische. Zudem arbeiteten deutsche Kohlekraftwerke in der sogenannten Mittellast, während japanische Anlagen in der Grundlast eingesetzt seien. Als einziges Kommissionsmitglied hatte sich der Stuttgarter Regierungspräsident Bulling dafür ausgesprochen, die japanische Technik sofort einzusetzen. Ihm hatten sich die SPD und Teile der CDU-Fraktion angeschlossen. Jetzt meinte Bulling, er sei «zufrieden». Er habe kaum zu hoffen gewagt, «daß wir so einen großen Schritt vorwärtskommen».

Tempolimit gefordert

(lsw) Die Arbeitsgemeinschaft Naturschutz Bodensee hat den baden-württembergischen Ministerpräsidenten Lothar Späth (CDU) aufgefordert, sich in Bundesrat und Bundestag für ein Tempolimit von 100 km/h auf Autobahnen und 80 km/h auf Landstraßen einzusetzen. In einem Brief an den Regierungschef, den die Arbeitsgemeinschaft veröffentlichte, wurde betont, daß das Tempolimit eines der sofort wirksamen Mittel gegen das Waldsterben sei. Eine Senkung der Durchschnittsgeschwindigkeit um 30 km/h würde eine 50prozentige Verminderung des Stickoxidausstoßes bewirken.

Die Naturschützer erinnerten in ihrem Schreiben daran, daß die jetzige Landesregierung erstmals dem Umweltschutz vorrangige Bedeutung vor ökonomischen Interessen beigemessen habe. Es gelte deshalb, eine schnelle und unpopuläre Entscheidung zu treffen, da die Umrüstung der Autos noch Jahre dauern würde, forderte die Arbeitsgemeinschaft.



Wer rettet den Pfullinger Wickenhof?

(DB) Pfullingen hat, wie kaum eine andere Stadt Baden-Württembergs, in den vergangenen 15 Jahren sein Gesicht grundlegend verändert. Was dabei entstanden ist, muß in seiner Grundkonzeption als gut bezeichnet werden. Allerdings wurden dabei viele geschichtlich interessante und stadtbildprägende Gebäude geopfert – z. B. Schloß- und Klostermühle, Marstall des herzoglichen Schlosses sowie die jahrhundertalten Gasthöfe «Hirsch» und «Krone», um nur einige der wichtigsten zu nennen. Dies ist ein bedauerlicher, nicht wieder gutzumachender Verlust, der zudem in vielen Fällen hätte vermieden werden können. Nun steht ein weiterer Abbruch be-

vor, der die Innenstadt Pfullingens wieder etwas ärmer machen würde: Der sogenannte «Wickenhof» soll durch ein modernes Geschäfts- und Wohnhaus ersetzt werden. Über die Geschichte dieses ehemaligen Klosterhofes des Klarissinenklosters Wittichen bei Alpirsbach ist noch wenig bekannt. Erstmals genannt wird er 1454 und in der Folgezeit öfter erwähnt; das heutige Gebäude dürfte aus der Zeit um 1750 stammen. Nicht auszuschließen ist, daß sich im Wohngeschoß, das eine bescheidene barocke Flügeltüre besitzt, übertünchte Ausmalungsreste aus der Erbauungszeit erhalten haben. Es ist zu erwarten, daß bei Nachforschungen im Pfullinger Stadtarchiv und im Generallandesarchiv Karlsruhe, das die Klosterakten besitzt, noch manche interessante Entdeckung gemacht werden kann.

Der Geschichtsverein Pfullingen würde es außerordentlich bedauern, wenn dieses historisch wertvolle und schöne Gebäude auch der Spitzhacke zum Opfer fallen müßte. Er weiß aber, daß von städtischer und staatlicher Seite wenig Hilfe zu erwarten ist. Die größte Chance für dieses Gebäude sieht er darin, daß es in einer privaten Initiative renoviert und einem angemessenen Verwendungszweck zugeführt würde. Dieser wäre bei dem mitten im Stadtzentrum liegenden Haus sehr wohl erkennbar: Das Erdgeschoß bietet für ein Einzelhandelsgeschäft optimale Bedingungen, das 1. Obergeschoß wäre für eine Anwalts- oder Arztpraxis gut geeignet, und im 2. Obergeschoß ließen sich zeitgemäße Wohnungen einrichten. Interessenten müßten sich jedoch umgehend einschalten, da die Zeit offenkundig drängt.

«Wollmatinger Ried»: Europadiplom erneuert

(Umi) Der Ministerausschuß des Europarats in Straßburg hat das Europadiplom für das Naturschutzgebiet «Wollmatinger Ried» bei Konstanz auf Vorschlag des Europäischen Komitees für Naturschutz und für den Schutz der natürlichen Ressourcen bis zum 28. 11. 1988 verlängert.

Der Europarat hat damit erneut die europäische Bedeutung dieses schon seit 1938 bestehenden Schutzgebietes dokumentiert. Das «Wollmatinger Ried» mit den vorgelagerten, ebenfalls geschützten Wasserflächen steht zusammen mit den Naturschutzgebieten «Wurzacher Ried», «Federsee» und dem Naturschutzgebiet «Taubergerießen» an der Spitze der ökologisch wertvollsten, großräumigen Feuchtgebiete in Baden-Württemberg. Auf Vorschlag des Umweltministeriums ist es daher auch in die Liste der international bedeutenden Feuchtgebiete nach dem Internationalen Übereinkommen von Ramsar/Indien aus dem Jahre 1981 aufgenommen worden. Das Schutzgebiet beherbergt nicht nur an Land eine Fülle von vom Aussterben bedrohten Tier- und Pflanzenarten, die z. T. nur dort vorkommen, wie Sumpf-Siegwurz, Wanzen-Knabenkraut und Bodensee-Vergißmeinnicht, sondern stellt mit den vorgelagerten Wasserflächen im Ermatinger Becken und im Gnadensee ein für ganz Europa wichtiges Durchzugs- und Überwinterungsgebiet vor allem für Schwimm- und Watvögel dar. Auch als Brutgebiet ist das «Wollmatinger Ried» zum Überleben hochgradig gefährdeter Arten wie Zwergdommel, Rohrweihe, Flußseeschwalbe und Schilfrohrsänger unersetzbar. Das Europadiplom wurde 1969 erstmals verliehen. Die Erneuerung des Europadiploms ist keineswegs Routine. Vor jeder Verlängerung besucht eine Kommission des Europarats das Schutzgebiet und gibt Empfehlungen für Betreuung, Pflege und weitere Schutzmaßnahmen. In einem Jahresbericht, der für die Naturschutzverwaltung vom Deutschen Bund für Vogelschutz erstellt wird, ist dem Europarat jährlich über den Zustand des Gebietes zu berichten.

Ende der Belchenjagd bald in Sicht?

(lsw) Der Deutsche Bund für Vogelschutz (DBV) hat die Mehrheitsentscheidung der Bevölkerung des Kantons Thurgau begrüßt, die Belchenjagd auf dem Bodensee abzuschaffen. Die Bevölkerung des Kantons Thurgau hatte Ende Januar in einer Volksabstimmung die Regierung ihres Kantons aufgefordert, Verhandlungen mit der Bundesrepublik Deutschland mit dem Ziel aufzunehmen, die gemeinschaftliche Wasservogeljagd auf dem Untersee und Rhein abzuschaffen.

Die Wasservogeljagd wird als sogenannte «Belchenschlacht» schon seit Jahrzehnten von der Bevölkerung und der Öffentlichkeit nicht mehr verstanden und als mittelalterliches Privileg abgelehnt, heißt es in einer Erklärung des DBV. Das Ermatinger Becken habe eine international überragende Bedeutung als wichtigstes und unentbehrliches Überwinterungsgebiet von Wasservögeln aus weiten Teilen Nordosteuropas und Mitteleuropas. Darunter befänden sich vor allem auf den Lebensraum der Flachwasserzonen spezialisierte und empfindliche Entenarten wie die Spießente, stellten die Vogelschützer fest.

Der DBV bezeichnete es als selbstverständlich, daß Baden-Württemberg ohne wenn und aber die Verhandlungen mit der Schweizer Seite durch die ersatzlose Aufhebung der gemeinschaftlichen Wasservogeljagd alsbald abschließt. Der DBV fordert, daß das Naturschutzgebiet «Wollmatinger Ried» als gemeinsames deutsch-schweizerisches Naturschutzgebiet für Wasservögel auf das Ermatinger Becken ausgedehnt wird. Damit werde auch der Forderung des Europarats anlässlich der Verlängerung des Europadiploms für das Naturschutzgebiet «Wollmatinger Ried» nach einem qualifizierten Biotopschutz durch beide Anliegerstaaten im gesamten Ermatinger Becken Rechnung getragen.

19 Naturschutzgebiete im Main-Tauber-Kreis

(TZ) «Das Regierungspräsidium Stuttgart hat mit einer erlassenen Rechtsverordnung einen Teil eines bewaldeten Bergrückens südwestlich von Bad Mergentheim-Althausen unter Naturschutz gestellt. Dieses neue Naturschutzgebiet «Kleines Knöckle» hat eine Größe von 6,1 ha und dient der Erhaltung der dort vorhandenen sehr seltenen Flora und Fauna. Mit dem «Kleinen Knöckle» hat der Main-Tauber-Kreis jetzt 19 Naturschutzgebiete».

Wie es in einer Mitteilung weiter heißt, umfaßt das neue Naturschutzgebiet in seiner Kleinräumigkeit drei verschiedene Teilräume: Den orchideenreichen Buchenwald, den Mittelwald und die ehemalige Waldweide. Der gesamte Hangrücken wurde in historischer Zeit durch die sogenannte Wechselwirtschaft geformt, was besonders deutlich an den beiden südexponierten Teilräumen gut erkennbar ist. Das Gebiet ist sehr wertvoll als Zeugnis einstiger Wirtschaftsformen des Menschen mit kleinstem Raum und ist ein gutes Anschauungsmaterial für die einstmalig optimierte Ausnutzung der Natur. Gerade durch den unterschiedlich langen und unterschiedlich intensiven Einfluß des Menschen entwickelte sich hier eine große Diversität an Pflanzen und Tierarten, darunter auch äußerst seltenen und besonders geschützten Arten.

Um dieses Gebiet langfristig in der jetzigen Ausprägung zu erhalten, war es allerdings notwendig, eine Reihe von Verboten in die Naturschutzverordnung aufzunehmen. So ist in diesem Gebiet beispielsweise künftig verboten, Pflanzen zu entnehmen, Tiere zu beunruhigen oder auch die Wege zu verlassen. Auch das Zelten ist dort künftig untersagt. Diese Verbote sind zum Schutze vor allem der äußerst empfindlichen und gefährdeten Flora des Gebietes notwendig und werden von einem aufgeschlossenen Naturfreund und Besucher des Gebietes sicherlich gerne beachtet.

Der Tuchscherer
Die Kleidung such im Geist, die ewig nicht zerzeit.



Materialsammlung zur Tuchscherer

Die Tuchscherer, eine um 1,35 Meter lange, schwere Bügelscherer, die während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts durch mechanische Schermaschinen ersetzt wurde, gehört zu den teuren und somit wertvollen Werkzeugen des historischen textilen Handwerks. Es verwundert deshalb nicht, daß in deutschen Museen nur wenige Tuchscherer erhalten sind, deren Herkunft meist unbekannt blieb. Selten sind ebenfalls Hauszeichen der Tuchscherer an entsprechenden Handwerker-Häusern, gelegentlich finden sich historische Darstellungen des Tuchscherers bei der Arbeit wie auf dem hier beigegebenen Stich von Weigel, 1698, oder historische Grabsteine/Epitaphien von Tuchscherern mit der Tuchscherer, Handwerks- und Zunftzeichen der Tuchscherer wie z. B. Zunftkannen und Tischzeichen oder in Kirchen Schlußsteine mit der Tuchscherer als Zeichen. Häufiger stößt man in Archiven auf Zunftsiegel der Tuchscherer. Es gibt aber auch Wappen adliger Familien mit der Tuchscherer, obgleich hier die Tuchscherer nicht Handwerkszeichen sein kann.

Wolltuche wurden zunächst in Walkmühlen gewalkt, wobei das Tuch einging und zugleich verfilzte, danach mit einer Distelkarde – wie auf dem beigegebenen Stich – feucht geraut und die hochstehenden Fasern geschert. Für eine Monographie über die dazu benutzte «Tuchscherer – das Werkzeug und seine Ikonographie» liegen aus Württemberg bisher lediglich ein Wappen in einem Glasfenster des Ulmer Münsters sowie eine Aufnahme vom Zinnpokal der Ulmer Tuchscherer aus dem Jahr 1669 vor. Hinweise auf weitere, in Württemberg aber auch außerhalb der Landesgrenze erhaltene Realien werden vom Autor der zuvor genannten Monographie dankbar entgegengenommen. Anschrift: Prof. Dr. Friedrich Karl Azzola, 6097 Trebur 1, Fichtenstr. 2 Telefon (06147) 1397.

Vogelschützer begrüßen «Bachpatenschaften»

(Isw) Kaum ein Lebensraum inmitten der landwirtschaftlich genutzten Flächen hat die pflegliche Behandlung so nötig wie die Bachläufe. Man werde daher das neue Konzept der «Bachpatenschaften» des baden-württembergischen Landwirtschaftsministers Gerhard Weiser unterstützen, kündigte der Landesverband Baden-Württemberg des Deutschen Bundes für Vogelschutz (DBV) in Stuttgart an.

Bis Ende April will der DBV in Baden-Württemberg durch jede seiner 220 Ortsgruppen mindestens eine «Bachpatenschaft» übernommen haben. Der Naturschutzverband erhofft sich bis zu diesem Zeitpunkt Klarheit darüber, ob «Bachpatenschaften» ein geeignetes Mittel sind, der weiteren Zerstörung naturnaher Bachläufe und Gräben entgegenzuwirken. In Baden-Württemberg existiere seit 1980 ein vorbildlicher Wasserbau-erlaß, dem endlich vor Ort Geltung verschafft werden müsse, meinte ein DBV-Sprecher. Noch immer, so der DBV, sei «der schonungslose Einsatz der Grabenfräse bis hin zu einer Verlegung ganzer Bachläufe in vielen Gemeinden traurige Wirklichkeit».

Fast jedes vierte Dorf wurde gefördert

(UMi) Das Dorfwirtschaftsprogramm der baden-württembergischen Landesregierung, das in seiner Art einzigartig in der Bundesrepublik ist, erlebt nach wie vor eine starke Nachfrage aus den Städten und Gemeinden des Landes. Landwirtschaftsminister Weiser verwies im Januar bei der Veröffentlichung einer Zwischenbilanz auf einige interessante Daten: Von den 8892 Dörfern des Landes wurden seit 1977 2023 mit Mitteln aus dem Dorfwirtschaftsprogramm gefördert.

Insgesamt wurden für bauliche, gestalterische oder funktionale Verbesserungen an öffentliche und private Antragsteller im Zeitraum 1977 bis 1983 407,14 Millionen DM bewilligt. Mit diesen Zuschüssen wurden Investitionen von etwa 1,6 Milliarden DM ausgelöst. Minister Weiser hob als besondere Vorteile des Dorfwirtschaftsprogramms wirtschaftsbelebende und -stabilisierende Impulse für die jeweiligen Regionen hervor, da erfahrungsgemäß mit der Planung und Bauausführung ortsansässige Betriebe betraut würden.

Im laufenden Haushaltsjahr 1984 stehen für das Dorfwirtschaftsprogramm 50,6 Millionen DM zur Verfügung, die dank des Doppelhaushalts 1983/84 ab sofort bewilligt werden können. Darüber hinaus stehen seit Januar 47,31 Millionen DM bereit für Auszahlungen der 1982 und 1983 eingegangenen Verpflichtungen.

Fast die Hälfte des Mittelaufwandes, nämlich 45 Prozent, ist bisher für die Innenmodernisierung und Außenrenovierung alter Bausubstanz ausgegeben worden. 27 Prozent flossen in die strukturelle Verbesserung innerörtlicher Verkehrsverhältnisse, neun Prozent in den Erwerb und Abbruch nichtsanierungsfähiger Bausubstanz, acht Prozent in Freizeit- und Erholungseinrichtungen, sechs Prozent in die Verbesserung des Ortsbildes und fünf Prozent in die Planung und Beratung zur Durchführung der Dorfwirtschaft.

Ilfelder Gewann «Ebene» wird Grabungsschutzgebiet

(RPS) «Das Regierungspräsidium Stuttgart hat im Januar das Gewann «Ebene» auf Gemarkung Ilsfeld, Landkreis Heilbronn, zum Grabungsschutzgebiet erklärt. Die entsprechende Rechtsverordnung ist bereits verkündet worden. Durch die Rechtsverordnung geschützt sind die im Boden verborgen liegenden beweglichen und unbeweglichen Siedlungsreste der jungsteinzeitlichen Siedlungs- und Befestigungsanlage der Michelsberger Kultur. Zu den Siedlungsresten gehören insbesondere Bestattungen, bauliche Reste aus Stein, Holz und Erde, Abfallgruben, Gerätschaften und Gegenstände des täglichen Lebens aus Holz, Knochen, Stein, Stoff und Keramik.» Dies erklärte Regierungspräsident Dr. Bulling zur Ausweisung des neuen Grabungsschutzgebietes.

Wie es in der Pressemitteilung weiter heißt, hat das Grabungsschutzgebiet eine Größe von ca. 21 ha und 52 Ar. Die im Boden verborgene Siedlungs- und Befestigungsanlage besteht aus einem ovalen Grabensystem von 400 m Länge und 300 m Breite mit einer Innenfläche von ca. 13 ha. Die Befestigung, so das Landesdenkmalamt, besteht aus 3 hintereinander liegenden Grabenringen, deren Sohlen 3 bis 4,5 m unter der heutigen Erdoberfläche liegen. Die Gräben zeichnen sich im Luftbild deutlich ab, so daß die Ausdehnung der Anlage genau bekannt ist. Ausgrabungen in einem kleinen Teil der befestigten Siedlung haben eine Fülle von Funden und Erkenntnissen gebracht. So lagen beispielsweise in den Verteidigungsgräben neben Keramikscherben und Tierknochen auch zahlreiche menschliche Skeletteile. In den Innenflächen traf man auf Siedlungsspuren mit Vorratsgefäßen, Mahlsteinen, Feuersteingeräten und Tierknochen, selbst verbranntes Getreide hat sich teilweise erhalten.

Bei dieser Anlage handelt es sich nicht um eine unbedeutende dörfliche Siedlung, sondern um das Zentrum eines größeren Gebietes. Schon die gewaltigen Befestigungen, die mit einem erheblichen Aufwand erstellt

und unterhalten werden mußten, weisen darauf hin. Darüber hinaus gibt es noch weitere Anhaltspunkte, daß diese Ansiedlung rege Beziehungen zum Umland hatte. So liegen verschiedene Funde vor, die zu anderen damaligen Kulturkreisen gehören und wohl als Handelsgut nach Ilsfeld kamen. Diese Einflüsse reichen sogar bis nach Frankreich. Daneben haben die Grabungen auch Aufschlüsse über das Aussehen der Befestigungsanlage ergeben.

Künftig dürfen Arbeiten im Grabungsschutzgebiet, durch die geschützte Gegenstände zutage gefördert oder gefährdet werden können, nur mit Genehmigung des Landesdenkmalamtes vorgenommen werden. Einer Genehmigung bedürfen insbesondere die Errichtung baulicher Anlagen, soweit sie mit Erdarbeiten verbunden sind, und auch die Anlegung von Straßen, Wegen oder Plätzen. Dies gilt auch für das Verlegen unterirdischer Leitungen aller Art, die Änderung der bisherigen Bodengestalt durch Abgrabung, Auffüllung oder Aufschüttung und für die Anlage von Rübenmieten und das Setzen von Bäumen.

Unterhaltungsmaßnahmen sind dagegen nicht genehmigungspflichtig. So bleibt beispielsweise unberührt die bisherige landwirtschaftliche Nutzung. Das Pflügen und der Einsatz anderer Geräte ist genehmigungsfrei, sofern diese Geräte nicht mehr als 0,40 m unter die Erdoberfläche dringen.

Amlishagen wird restauriert

(SWP) Die Burg Amlishagen bei Gerabronn im Kreis Schwäbisch Hall, zum Teil verfallen und einsturzgefährdet, soll erhalten werden. Mit einem beträchtlichen Landeszuschuß zu den Sanierungskosten, die auf nahezu 2,5 Millionen Mark geschätzt werden, werden die staufischen Schildmauer-Anlagen, die zu den bedeutendsten in Baden-Württemberg gehören, restauriert und bis 1987 der Öffentlichkeit wieder zugänglich gemacht.

Tübinger Gewässer sind sauberer geworden

(Isw) Die Gewässer im Regierungsbezirk Tübingen sind erheblich sauberer geworden. Mußten 1974 fast alle Gewässer in die Belastungsstufen kritisch bis sehr stark belastet (drei bis fünf der fünfteiligen Belastungsskala) eingereiht werden, so weist jetzt eine Reihe von Gewässern – darunter vor allem Neckar und Donau – nur noch eine mäßige Belastung der Stufe zwei auf. Diese erfreuliche Entwicklung zeige sich bereits in einem verstärkten Fischbesatz, insbesondere von Edel-fischen.

Diese positiven Auswirkungen sind nach Meinung der Behörden die sichtbare Folge der von Land, Kommunen und Betrieben geschaffenen Abwasserbeseitigungsanlagen. So gebe es derzeit 220 kommunale Sammelkläranlagen und 700 Regenbeken. Seit 1967 seien dafür weit über 200 Milliarden Mark aufgebracht worden, von denen das Land fast 850 Millionen Mark übernommen habe.

Eine ganze Reihe von Gewässern habe jedoch noch keine zufriedenstellende Gewässergüte, da zahlreiche Maßnahmen noch nicht hätten realisiert werden können. So seien noch 30 neue Sammelkläranlagen, 15 Erweiterungen, 1000 Regenbecken und zahlreiche Abwassersammler sowie Klärschlamm-Entwässerungseinrichtungen und die Lösung des Problems der Entfärbung der Textilabwasser nötig.

Schutzstreifen um die Mettnau

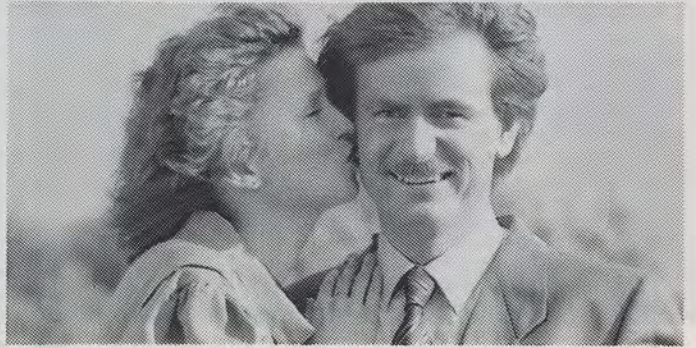
(Isw) Das Naturschutzgebiet der Bodensee-Halbinsel Mettnau bei Radolfzell (Kreis Konstanz) ist um einen 50 Meter breiten Wasserstreifen um die gesamte Halbinsel erweitert worden. Das Freiburger Regierungspräsidium begründete die Maßnahme mit dem erforderlichen Schutz der Schilfbestände. Die Mettnau, die bereits 1938 teilweise unter Naturschutz gestellt wurde, gilt als einer der bedeutendsten Lebensräume für die Vogelwelt am Bodensee.



LBS

Landesbausparkasse
Württemberg
Bausparkasse der Sparkassen

Das LBS-Maßprogramm: Ideal für die eigenen vier Wände,



einträglich für junge Sparer und genau

richtig für tatkräftige Modernisierer.



Da steckt eine Menge drin. Zum Beispiel maßgeschneiderte Tarife zum Kaufen oder Bauen. Mit sämtlichen Vergünstigungen und Prämien dazu. Interessante Guthaben-Zinsen und hohe Spargewinne mit dem 936-Mark-Gesetz. Und alles was man zum Ausbauen, Umbauen oder Modernisieren braucht. Mehr bei Ihrer LBS oder Sparkasse.

Wir geben Ihrer Zukunft ein Zuhause.

REISEBÜRO *Binder*

... ein Begriff für solide Omnibusreisen

STUDIENREISEN

mit **landeskundiger Reiseleitung**, Unterkunft in **guten/sehr guten Hotels** (Halbpension). **Rücktrittskostenversicherung**. Fahrt in **modernen Reiseomnibussen**

9. 5. 12 Tage Normandie – Bretagne	1545,-*
10. 5. 4 Tage Dorfkirchen in Schwaben	436,-
10. 5. 11 Tage Korsika	1628,-*
22. 5. 12 Tage Kreta	1998,-
24. 5. 11 Tage Burgund	1357,-*
25. 5. 10 Tage Provence – Camargue	1198,-*
31. 5. 4 Tage Trier – 2000 Jahre	443,-
31. 5. 9 Tage Toskana – Oberitalien	1270,-*
31. 5. 9 Tage Loire – Bretagne	1111,-*
9. 6. 9 Tage Pyrenäen – Atlantik/Mittelmeer	1024,-*
9. 6. 9 Tage Rom	1275,-*

(Vorschau)

15. 6. 14 Tage Irland	2698,-
22. 6. 9 Tage Jugoslawien	940,-
23. 6. 9 Tage Marken – Umbrien – Toskana	993,-*
19. 7. 11 Tage Südengland – Wales – Cornwall	1975,-
30. 7. 22 Tage Ukraine – Kaukasus	2680,-*
1. 8. 12 Tage Gotland – Schweden	1978,-*

* = Eintrittsgelder eingeschlossen

Weitere Angebote und nähere Beschreibung finden Sie in unserem ausführl. Prospekt, welchen wir gerne unverbindlich zusenden.

7000 Stuttgart-Feuerbach, Wilh.-Geiger-Platz 1

Telefon 0711 /81 50 04

Soeben erschienen



Ulm Bilder-Chronik

Band 6

1945 – 1964

Die bewegte Nachkriegsgeschichte der Stadt Ulm auf über 500 Seiten im Großformat mit über 500 Abbildungen.

Ganzleinenband 22 × 28,5 cm: DM 123,-

Fragen Sie im Fachhandel auch nach den Bänden 1, 2, 3 und 4, Band 5 (1933-1945) in Vorbereitung!

VERLAG DR. KARL HÖHN KG ULM-BIBERACH
Tel. (073 51) 79 57



Ich weiß es aus
Erfahrung:
Mit einem Hauskonto* bei
der Sparkasse haben Sie
Soll und Haben immer im
Griff.

* Ihr Geldberater entlastet Sie und wickelt Einnahmen und Ausgaben wie Mieten und Steuern, Rechnungen und Versicherungen pünktlich für Sie ab. Und liefert Ihnen die exakte Übersicht. Per Kontoauszug. Zu Ihrer Kontrolle.

wenn's um Geld geht

Sparkasse



Sparkasse – im Verbund mit der Landesbank, der Landesbausparkasse und der Sparkassen-Versicherung

Oberheinriet: Abreißen ist leichter als Erhalten

(röhm) Man muß ein Doppeltes bedauern: Zum einen das mangelnde Interesse der Gemeinde an der Erhaltung ortsbildprägender historischer Bausubstanz, zum anderen die fehlende Fühlungnahme der Denkmalbehörden mit den in gleicher Richtung arbeitenden Landesnaturschutzverbänden, dem SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND in der ANaU und dem B.U.N.D.

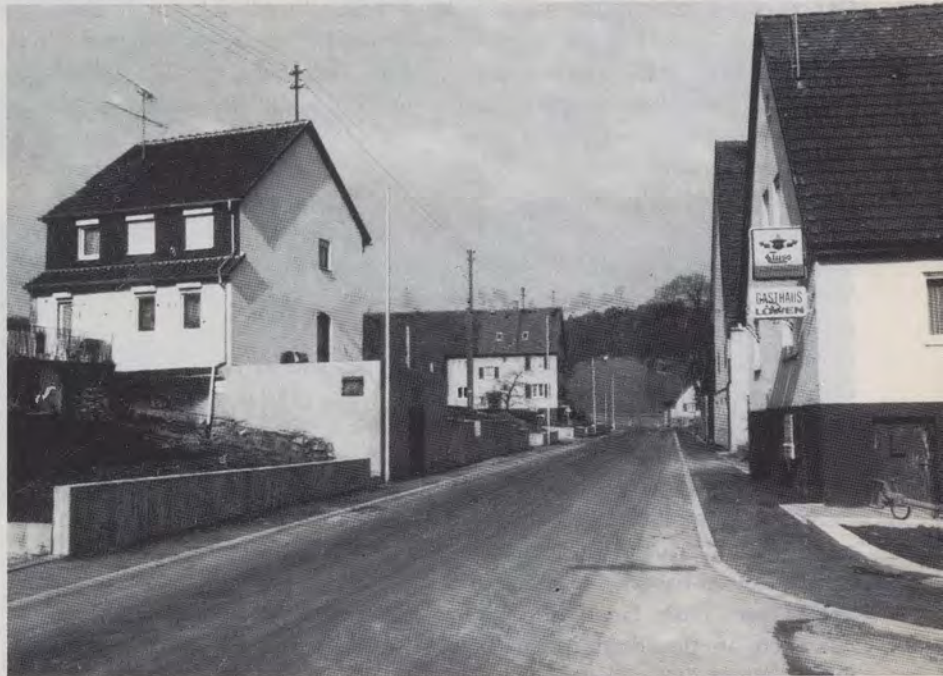
Folgender Vorgang war gegeben. Im Zuge der vom Straßenbauamt Heilbronn geplanten Verbreiterung der Ortsdurchfahrt im Zuge der Landstraße 1102 durch Oberheinriet, Landkreis Heilbronn, sollte außer drei weiteren den Dorfcharakter prägenden Gebäuden auch das Haus Lehrensteinsfelder Str. 1 der Straßenverbreiterung weichen. Dieses Fachwerkhaus mit seinen laubenartig freigestellten vier kräftigen eichenen Ständern im Erdgeschoß, dem dahinter anstehenden handwerklich meisterhaften Sandsteinmauerwerk mit Kellerabgang markiert den nördlichen Ortseingang.

Um dieses Gebäude vor dem Abbruch zu retten, das bei Sanierung und Fachwerkfreilegung das Ortsbild bereichert und in seiner besonderen Lage am Ortseingang zur «Visitenkarte» hätte werden können, bemühten sich SCHWÄBISCHER HEIMATBUND, Ortsgruppe Heilbronn, und B.U.N.D. beim planenden Straßenbauamt: mit Erfolg! Der Ingenieur zeigte Verständnis für die Argumente, das Haus zu erhalten. Er war bereit, hier eine «Engstelle» zu verantworten, da die «Mindestsichtweiten» gegeben waren.

Und trotzdem fiel das Gebäude der Spitzhacke zum Opfer. Zur gleichen Zeit, als das erfolgreiche Gespräch mit dem Straßenbauamt stattfand, konnte der Bürgermeister von Oberheinriet die Denkmalbehörden, Landesdenkmalamt und Landratsamt an Ort und Stelle überzeugen, daß aus «verkehrstechnischen Gründen» das alte Fachwerkhaus fallen muß. Was denn auch kurzfristig in die Tat umgesetzt wurde.



Die Situation vor (oben) und nach dem Abriß.



«Keine Novellierung des Denkmalschutzgesetzes»

(lsw) Der CDU-Landtagsabgeordnete Heinrich Haasis hat sich gegen einen Vorschlag des Stuttgarter Regierungspräsidenten Manfred Bulling gewandt. Bulling hatte eine Novellierung des Denkmalschutzgesetzes mit dem Ziel angeregt, Namen historischer Straßen und Gebäude unter Schutz zu stellen. Wie Haasis mitteilte, bedeute der Vorschlag Bullings eine weitere Bürokratisierung. Im üb-

rigen sei die Bestimmung von Straßennamen eine «uralte kommunale Selbstverwaltungsaufgabe». In diesem Bereich sollte kein Gesetz in die Kompetenz der Gemeinden eingreifen.

Nach Auffassung des CDU-Abgeordneten stärkte seine Fraktion mit der Änderung des Denkmalschutzgesetzes zum Anfang dieses Jahres das «bürgerschaftliche Element». Es wäre geradezu widersinnig, jetzt im Gegenzug die Rechte der Gemeinderäte einzuschränken, sagte Haasis.

Archäologiepreis ausgeschrieben

(WGV) Der Württembergische Archäologiepreis ist jetzt zum dritten Mal ausgeschrieben worden. Mit ihm würdigen die württembergischen Volksbanken und Raiffeisenbanken besondere Verdienste um die Entdeckung, Erforschung, Erhaltung, Publikation oder Präsentation von archäologischen Funden in Württemberg, die auf privatem Engagement beruhen. Der Preis ist mit 5000 DM dotiert und wird jährlich verliehen. Zu ihm wird eine Nachbildung der Goldschale aus dem keltischen Fürstengrab von Hochdorf ausgehändigt.

Vorschläge für die Preisverleihung können bis zum 15. Mai 1984 von jedermann an den Württembergischen Genossenschaftsverband in 7000 Stuttgart 1, Postfach 94, gerichtet werden. Über die Preisverleihung entscheidet eine Jury, der Repräsentanten des baden-württembergischen Innenministeriums, des Landesdenkmalamtes, des Württembergischen Landesmuseums, der kommunalen Spitzenverbände, der Gesellschaft für Vor- und Frühgeschichte sowie der genossenschaftlichen Banken angehören.

Die Volksbanken und Raiffeisenbanken hat zur Stiftung des Preises veranlaßt, daß neben Fachleuten auch Laien auf dem Gebiet der Archäologie hervorragende Beiträge zur geschichtlichen Erforschung Württembergs geleistet haben. Die bisherigen Preisträger: 1983: Hermann Huber (Giengen an der Brenz) sowie die Stadt Aalen; 1982: Walter Joachim (Stuttgart) sowie der Schwäbische Albverein in Köngen.

«Vogelherdfiguren» jetzt öffentlich zugänglich

(Isw) Die ältesten bisher bekannten Vollplastiken der Menschheit sind über 50 Jahre nach ihrer Entdeckung jetzt auf Dauer öffentlich zugänglich. Die Universität Tübingen zeigt die zehn etwa 31000 Jahre alten «Vogelherdfiguren» – alle aus Elfenbein ge-

schnitzt bis auf eine aus einem Tierknochen – in einer, wie Universitätspräsident Adolf Theis erklärte, «nach allen Regeln der modernen Baukunst gesicherten», temperatur- und feuchtigkeitskonstanten Vitrine in der alten Universitätsbibliothek.

Die Figuren stellen mehrere Mammut, Höhlenlöwen, einen Bison und als schönstes Stück ein Wildpferd sowie die schematische Gestalt vermutlich eines Menschen dar. Sie wurden offensichtlich an der Kleidung als Amulette für Kraft und Stärke getragen. Das Einmalige an ihnen sind eingravierte Zeichen, Vertiefungen, Kerben und Kreuze als verschlüsselte Informationen und damit als Vorläufer der Schrift.

Der Tübinger Urgeschichtler Gustav Riek hatte die aus der Zeit des Aurignacien stammenden Figuren 1931 in der Vogelherdhöhle im Lonetal bei Heidenheim ausgegraben und sie bis zum Tode behalten. Seit 1978 hatte sich dann die Universität aus Geldmangel vergeblich um eine Dauerausstellung bemüht. Diese ist nun durch eine Stiftung des Hamburger Druckpapierimporteurs Herbert Bernhardt möglich geworden.

Geldbußen für «Ritter»-Abriß verhängt

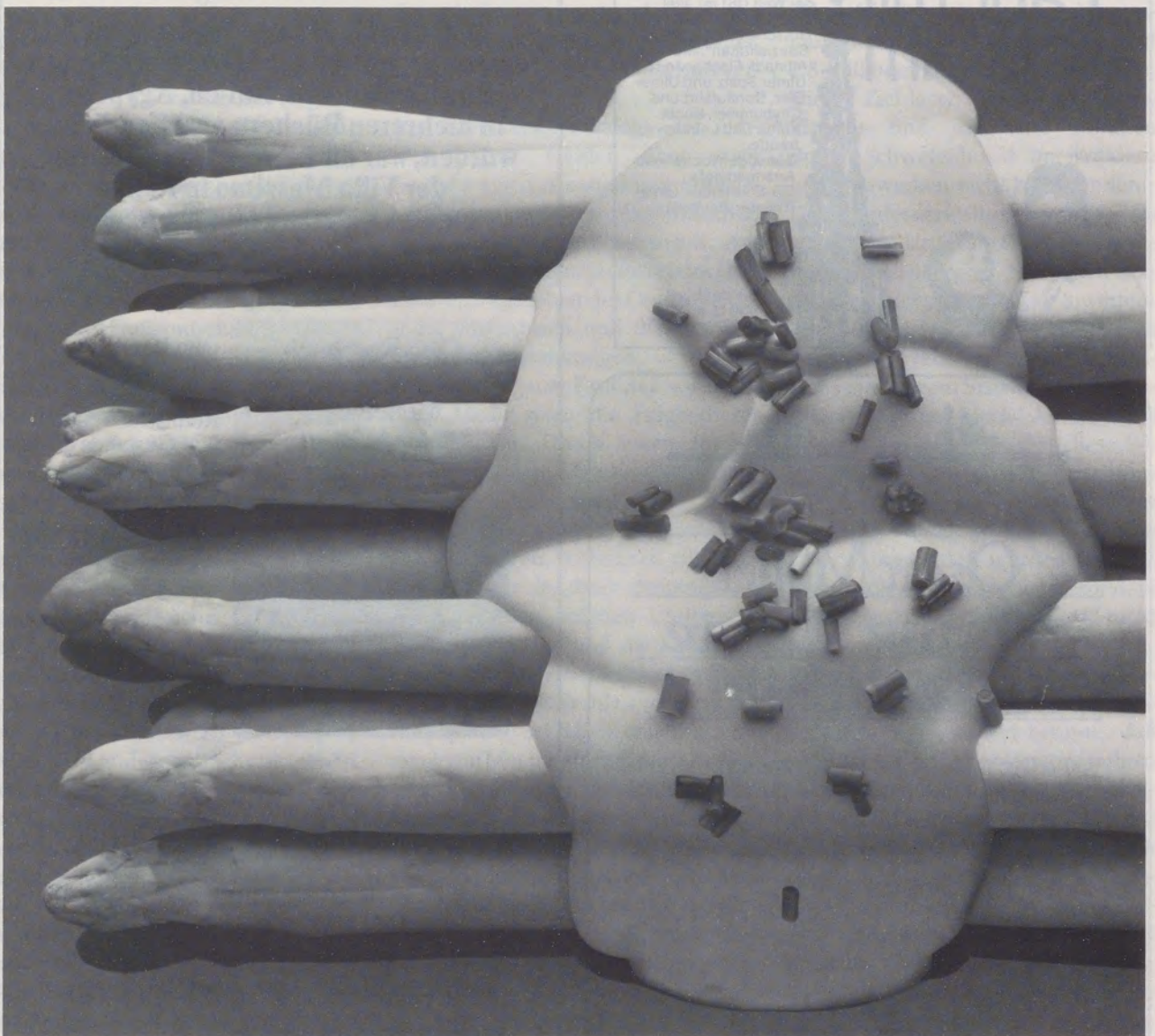
(RPS) Das Regierungspräsidium Stuttgart hat die Landeshauptstadt Stuttgart angewiesen, als rechtlich zuständige Behörde Geldbußen gegen die Verantwortlichen für den ungenehmigten Abbruch denkmalgeschützter Teile des früheren Gasthofs «Ritter» in Stuttgart-Degerloch auszusprechen. Nach den inzwischen von der Landeshauptstadt erlassenen Bußgeldbescheiden ist gegen den Bauunternehmer eine Geldbuße in Höhe von 3500 DM und gegen den Bauleiter eine Geldbuße in Höhe von 500 DM ausgesprochen worden. Damit werden die Vorgänge abgerügt, die im September 1982 dazu führten, daß das tragende Fachwerk des Kulturdenkmals von 18 Meter Länge auf 2 Meter Länge durch Abbruch verkürzt wurde.

Ursprünglich hätte der alte Gasthof «Ritter» in seiner vollen Länge von 18

Metern denkmalgerecht saniert werden sollen. Nach seiner baulichen Konstruktion und seiner Lage an einer alten Stuttgarter Ausfallstraße war er als Beispiel eines barocken Gasthofes ein Kulturdenkmal im Sinne des Denkmalschutzgesetzes. Im Zuge der Bauarbeiten hatte sich aber im Frühjahr 1982 herausgestellt, daß die Holzsubstanz des Fachwerks Mängel aufwies. Die zuständigen Behörden hatten daher nach einer Ortsbesichtigung der Verkürzung der Fachwerkkonstruktion von 18 auf 7 Meter im Prinzip zugestimmt. Im Zeitpunkt des Abbruchs lag jedoch noch keine förmliche Baugenehmigung vor. Da der zuständige Bauleiter dennoch dem Bauunternehmer grünes Licht für den Abbruch gab, wurde gegen den Bauleiter eine Geldbuße in Höhe von 500 DM verhängt. Diese relativ geringe Geldbuße bringt zum Ausdruck, daß damit nur der Formverstoß – Abbruch ohne im Besitze einer wirksamen Baugenehmigung und des notwendigen Roten Punktes zu sein – abgerügt wird. Es kann in einem geordneten Baurechtswesen nicht angehen, daß zwingende gesetzliche Formvorschriften mißachtet werden, ohne daß dies zu entsprechenden Sanktionen führt.

In dem Bußgeldverfahren konnte nicht eindeutig geklärt werden, in welchem Umfange der Abbruch von 7 auf 2 Meter Gebäudelänge auch gegen das sachliche Denkmalrecht und nicht nur gegen die formale Genehmigungspflicht verstoßen hat. Es war deshalb auch nicht zulässig, gegen den Bauunternehmer den gesetzlichen Bußgeldrahmen, der bis 50000 DM reicht, weiter auszuschöpfen. Im Hinblick auf die Tatsache, daß die notwendigen weiteren gründlichen Untersuchungen der Bausubstanz des Restes des Kulturdenkmals «Ritter» durch den Abbruch vereitelt wurden und unter Berücksichtigung der gesamten Umstände des Falles war aber eine Geldbuße in wesentlich höherem Ausmaß als sonst bei reinen Formverstößen üblich erforderlich und angemessen. Unter Abwägung aller Umstände hielt das Regierungspräsidium ein Gesamtbußgeld für den Bauunternehmer in Höhe von 3500 DM für angemessen.

WAS UNSERE KUNDEN SO MACHEN.



Zum Beispiel herrliches Essen. Nach der Statistik beherbergt jeder der 9,2 Millionen Einwohner von Baden-Württemberg im Jahr sechs Gäste. Das liegt natürlich nicht nur an der herzlichen Gastfreundschaft der Baden-Württemberger, den berühmten Heilquellen, den vielen historischen Orten und der reizvollen Landschaft, sondern auch an der vielgelobten Gastronomie. In großen Hotelbetrieben und kleinen Gasthöfen, gepflegten Restaurants und gemütlichen Weinstuben gibt es dort von einheimischen Spezialitäten bis zur Nouvelle cuisine alles, was dem Gaumen mundet. Wir, die Baden-Württembergische Bank, arbeiten eng mit diesen Unternehmen zusammen. Wir geben Saisonkredite. Wir führen Geschäftskonten. Wir wickeln Importgeschäfte ab und übernehmen ausländische Zahlungsmittel. Aber natürlich sind wir nicht nur für die Unternehmen da, sondern auch für die Menschen, die in ihnen arbeiten. Wenn Sie wissen wollen, was wir für Sie geschäftlich oder privat tun können, kommen Sie zu uns. Wir beraten Sie gern.



Die Baden-Württembergische Bank.

Fahr' mit nach Ulm



Am Wochenende.
Zum höchsten Kirchturm
der Welt (161 m). Viel
sehen und erleben mit
Gutscheinheft „Ulm
Spezialitäten“: Münster,
Altstadt, Fischerviertel,
Ulmer Spatz und Ulmer
Bier, Donaufahrt und
Citybummel, Kunst,
Kultur und Lebens-
freude . . .
Günstige Wochenend-
Arrangements.
DB-Städtetour. Ulmer
Theater-Bouquet.

Verkehrsbüro
7900 Ulm
Tel. (07 31) 64161



Bleicher Bücherbord

Oscar Müller Meine Tante Mechthild

Wenn Oscar Müller am Freitag abend um 1/2 8
im ersten Programm des Südd. Rundfunks zum
Fröhlichen Feierabend einlädt, warten schon
viele Hörer darauf, ob er vielleicht wieder eine
neue Episode von seiner Tante Mechthild
bringen wird.

Dann werden ihre Erziehungsmethoden und
Ansichten mit viel Humor, sowie die Zeit von
damals, ironisiert.

**Die nettesten Geschichten aus dem
Fröhlichen Feierabend
Aufgeschrieben von Gisela Zimmer
108 Seiten. DM 13,80.**

**Bleicher
Verlag**

Postfach 100123, 7016 Gerlingen

Greiner-Stuben Im Hindenburgbau

Gemütlich - behaglich · Man muß es gesehen haben.

**Greiner
Stuben**

Archiv

**Puppen
Stube**

Auch kleine Stuben für Arbeitsessen.

Tabakstube

**Matsherren
Stube**

**Schwaben
Stube**

P Schloßgartentiefgarage

Arnulf-Klett-Platz 1 7000 Stuttgart 1 Mitte

Telefon (07 11) 29 51 21

**Otto Rombach, der Weitgereiste,
dessen historisch fundierte Reiseessays
über Frankreich, Italien, Ägypten
in mehreren Büchern veröffentlicht
wurden, war im Jahre 1978 Ehrengast
der Villa Massimo in Rom.
Daraus entstand nun ein neues
Buch über Erlebnisse und
Begegnungen mit der Ewigen Stadt.**

**Otto Rombach
Der Goldene
Meilenstein
Römische Veduten
und Gestalten**



Otto Rombach
**Der Goldene
Meilenstein**
Römische Veduten
und Gestalten
304 Seiten
mit 43 Abbildungen
Gebunden
mit Schutzumschlag
DM 36,-

**Der »dicke Friedrich«, ein Neffe des
Herzogs Carl Eugen, war der Schöpfer
des modernen Württemberg.
Er gilt weithin als opportunistischer
Despot. Wie war er wirklich?
Paul Sauer legt die erste Biographie
des ersten Königs von Württemberg vor.**



Paul Sauer
**Der schwäbische
Zar**
Friedrich -
Württembergs
erster König
480 Seiten
mit zahlreichen
Abbildungen
Gebunden
mit Schutzumschlag
DM 39,80

DVA

Deutsche Verlags-Anstalt

Großflächige Sanierung für die Donau gefordert

(swp) Eine Gesamtuntersuchung der Donau und ihrer Umgebung hat der Landesnaturschutzverband gefordert. Nur bei Kenntnis aller Veränderungen habe der Fluß eine «reale Chance auf Heilung». Gleichzeitig wirft der Verband den Bauingenieuren beim Regierungspräsidium Tübingen vor, Schäden lediglich mit neuen Kunstbauten zu begegnen und somit die Flußlandschaft weiter zu zerstören.

Der «Patient Donau» ist nach Ansicht des Landesnaturschutzverbandes deshalb stellenweise schwer erkrankt und geschädigt, weil es in den Wasserwirtschaftsämtern keine Gewässerökologen gibt, auf die sich die Bauingenieure bei ihren Wasserbauvorhaben stützen könnten. Bei allen Planungen der staatlichen Stellen sei es bisher nur darum gegangen, Unterlagen für neue Ingenieurbauwerke (wie ein großes Rückhaltebecken im Donaual bei Beuron) zu erstellen, erklärt der Landesnaturschutzverband. Die Ökologie komme immer erst in einer zweiten Planungsrunde und damit zu spät zur Sprache. Der Landesnaturschutzverband fordert in diesem Zusammenhang bei allen Planungen zur Verbesserung der Donau-Situation ein besonderes Eingehen auf den gesamten Wasserhaushalt unter Berücksichtigung der ökologischen Gesichtspunkte.

Um aufzuzeigen, wie folgenschwer sich auch anscheinend unbedeutende Einzelmaßnahmen in der Gesamtsicht auf die Donau auswirken, hat der Arbeitskreis Natur- und Umweltschutz im Landkreis Sigmaringen ein Sündenregister erkannter Fehlleistungen zusammengestellt und dem Ministerium für Umwelt- und Naturschutz zugeschickt. So wurden im Unterwasserbereich der Donau durch Auffüllungen Bauland bei Sigmaringen und Industriegebiete bei Scheer, Riedlingen und Meßkirch geschaffen. Bei Blochingen, Beuren, Hundersingen, Binzwangen und Altheim wurden Müll- und Bauschutzdeponien in Altwasserarmzonen angelegt. Gang und gäbe sei das Auffüllen von Feuchtwiesen wie bei Bechingen-

Zell. Natürliche Wasserrückhaltezone seien dadurch aufgegeben worden mit den entsprechenden Auswirkungen auf den Grundwasserspiegel, heißt es beim Landesnaturschutzverband.

Im «Kleinsündenkatalog» der Umweltschützer werden aber auch Grundwasserverluste durch Entwässerungsmaßnahmen von Riedflächen und Bachausbauten bemängelt. Am stärksten betroffen davon sei das südliche Einzugsgebiet der Donau im Bereich von Ablach und Schwarzach. Grundwassersenkungen um einen und im Saulgauer Kronried sogar um zwei Meter seien die Folge dieser Maßnahmen. Durch einen totalen Uferschutz mit Maschendrahtrollen wie bei Hundersingen und einer Uferpanzerung mit Flußbausteinen bei Blochingen, kritisieren die Umweltschützer in ihrer Bestandsaufnahme weiter, würden Ufererosionen unterbinden und die Donau zu einer schädlichen Geschiebegewinnung an der Flußsohle zwingen.

Stellenweise sei das Bachbett um bis zu einem Meter tiefer geworden. Zwischen Blochingen und Binzwangen verschwanden auf diese Weise sämtliche Kies- und Sandbänke sowie die ruhigen Flachwasserzonen als Kinderstuben der Fischbrut. Zerstört wurden damit aber auch die schönsten Badeplätze in diesem Donaubeereich. Weil die Donau deshalb auch schneller fließt, wurde Kies aus dem Bachbett bis nach Riedlingen gespült. Nur mit einem großflächigen Sanierungsprogramm, stellt der Naturschutzverband in seiner Untersuchung fest, könne der «Patient Donau» noch geheilt werden.

Neues Urteil zu Großfeuerungsanlagen

(dpa) Die im vorigen Jahr in Kraft getretene Großfeuerungsanlagen-Verordnung, die Höchstwerte für den Ausstoß von Luftschadstoffen festlegt, ist nach einem Urteil des Bundesverwaltungsgerichts verfassungsgemäß. Die Verordnung steht auch im Einklang mit dem Bundesimmissionsschutzgesetz, hieß es in der mündlichen Urteilsbegründung in

Berlin. Ziel der Verordnung sei es unter anderem, den Ausstoß von Schwefeloxiden in der Bundesrepublik innerhalb eines Jahres von 3,5 auf 2,5 Millionen Tonnen zu verringern. Dieses Ziel lasse sich angesichts bekannter und möglicher Schäden durch Schwefeldioxid an Wäldern und Bauwerken nicht beanstanden. Das Bundesverwaltungsgericht wies mit seinem Urteil die Klage der Stadtwerke Heidelberg ab. Sie hatten sich dagegen gewandt, daß sie in ihrer Mitte der siebziger Jahre errichteten neuen Heizwerk nur Heizöl mit höchstens ein Prozent Schwefelgehalt einsetzen dürfen. Nach Ansicht des Energieunternehmens war diese Betriebsbeschränkung nicht gerechtfertigt, da in und um Heidelberg «nur geräusch- und geruchlose Industrien» angesiedelt würden und daher für diesen Raum eine besondere Vorsorge gegen Schwefeldioxid nicht erforderlich sei.

Das Bundesverwaltungsgericht verwies dagegen auf das Bundesimmissionsschutzgesetz und betonte, daß sich der Umfang der Vorsorgepflicht nicht allein nach dem Grad der Luftverschmutzung im Heidelberger Raum zu richten habe. Gerade auch gegen den Ferntransport von Luftschadstoffen müsse Vorsorge getroffen werden. Aktenzeichen: BVerwG 7 C 8.82 (Urteil vom 17. Februar 1984). Das Gericht verschärfte in seinem Urteil die Anforderungen an Anlagen, die zum Zeitpunkt des Inkrafttretens der Verordnung schon genehmigt waren. Diese sogenannten Altanlagen können nach der Großfeuerungsanlagen-Verordnung wesentlich mehr Abgase emittieren als Betriebe, die nach Erlaß der Vorschrift errichtet worden sind. Wenn die für die Genehmigung zuständigen Gewerbeaufsichtsämter bei den Altanlagen schon schärfere Anforderungen gestellt hätten, gelten diese Richtlinien fort. Es widerspräche den Zielen der Verordnung, so das Gericht, solche Anlagen mit einem zusätzlichen «Verschmutzungsbonus» auszustatten.

Firstsäulenhaus wird versetzt

(STZ) Die seit Jahren dauernden Auseinandersetzungen zwischen der Stadt und dem Regierungspräsidium Stuttgart als höherer Denkmalschutzbehörde um das künftige Schicksal des Firstsäulenhauses sind zu einem Ende gekommen. Das Regierungspräsidium hat zugestimmt, daß das aus dem Jahre 1447 stammende Fachwerkhaus von seinem angestammten Platz Obere Vorstadt 33 verschwinden darf. Das baufällige Haus, eines von nur ganz wenigen in Nordwürttemberg erhaltenen Wohnhäusern in Firstsäulenbauweise, muß aber so bald wie möglich in der Langen Straße wiederaufgebaut werden.

Ursprünglich hatte die Stadt angestrebt, das historische Gebäude nur abzutragen und auf unbestimmte Zeit zwischenzulagern. Für die Wiederaufstellung in der Sindelfinger Altstadt kamen verschiedene Standorte in Betracht. Mit diesem Verfahren erklärte sich jedoch das Regierungspräsidium nicht einverstanden. Der jetzt gefundene Kompromiß erlaubt eine städtebauliche Neuordnung am bisherigen Gebäudestandort, wobei das Firstsäulenhaus der Öffentlichkeit trotzdem an markanter Stelle erhalten bleibt. Das jetzt vereinbarte Verfahren ist ein Ausnahmefall. «Normalerweise ist ein Kulturdenkmal an seinem ursprünglichen Platz zu erhalten», betont die Denkmalschutzbehörde. Im vorliegenden Fall aber bestand eine besondere Situation, so daß das Regierungspräsidium nach Abwägung aller Gesichtspunkte dem Abbau und Wiederaufbau an anderer Stelle zustimmte.

«Offensive» gegen das Waldsterben

(Umi) «Die Bevölkerung unseres Landes hat nicht nur ein Anrecht darauf, laufend über den Gesundheitszustand unserer Wälder informiert zu werden – ihr soll auch vor Augen geführt werden, was die Landesregierung zur Reduktion von Luftschad-

stoffen und zur Rettung der Wälder unternommen hat.»

Mit diesen Worten stellte der baden-württembergische Umweltminister Gerhard Weiser den Maßnahmenkatalog des Landes gegen die Walderkrankung am 6. Februar der Landespressekonferenz vor. Das «Offensivprogramm» umfaßt ein Forschungspaket, das für die nächsten fünf Jahre mit rund 90 Millionen DM aus Landesmitteln und Finanzen des Bundes sowie der Europäischen Gemeinschaft ausgestattet ist. Weitere Schwerpunkte sind gesetzliche Initiativen im Bundesrat zur Schadstoffreduzierung bei Feuerungsanlagen und zur Verbesserung der Abgassituation bei Kraftfahrzeugen sowie grenzübergreifende Regelungen.

Hauptaugenmerk der Bemühungen des Landes liegt nach Ansicht des Ministers auf freiwilligen Vereinbarungen mit Kraftwerksbetreibern und Industrie. Was vor einem Jahr beim Gespräch mit der Landespresse in Kaisersbach initiiert worden sei, finde jetzt Ausdruck im Emissionsminderungspotential für Schwefeldioxid, das innerhalb der nächsten fünf Jahre auf die Hälfte des Ausgangswertes reduziert werden soll. Besondere Bedeutung mißt Weiser dem Abbau der Stickoxidemissionen aus Feuerungsanlagen bei, deren Beitrag zur Versauerung der Niederschläge ebenso unbestritten ist wie die synergistische Wirkung auf Nadeln und Blätter der Bäume zusammen mit anderen Schadstoffen.

Weiser unterstrich, daß mit dem «Kehren vor der eigenen Haustür» die Probleme noch nicht bewältigt seien – er erhoffe sich aber vom beispielhaften Vorgehen der Landesregierung einen Nachahmungseffekt bei Nachbarländern und EG-Staaten. Die Länder werden sich in ihrer umweltpolitischen Glaubwürdigkeit daran messen lassen müssen, inwieweit sie bereit sind, die von Baden-Württemberg im Bundesrat eingebrachte Entschließung zur Verminderung des Schadstoffausstoßes von Feuerungsanlagen mitzutragen. «Wir brauchen diese Signalwirkung auch im Hinblick auf das europaweite Vorgehen zur Reduktion der Kraftfahrzeugabgase», sagte der Minister.

Ausstellung geplant für Philipp Matthäus Hahn

(WLM) In den Jahren 1989/1990 wird des 250. Geburtstages von Philipp Matthäus Hahn und seines 200. Todestages zu gedenken sein. Aus diesem Anlaß planen die vier Gemeinden, in denen Hahn gelebt und gewirkt hat – Albstadt-Onstmettingen, Leinfelden-Echterdingen, Kornwestheim und Ostfildern-Scharnhäusen – zusammen mit dem Württembergischen Landesmuseum Stuttgart eine große Ausstellung, an der sich auch mehrere staatliche und kirchliche Archive und Bibliotheken beteiligen werden.

In einer Art von «Ausstellungsbund» werden dabei in den einzelnen Gemeinden jeweils ortsspezifische Aspekte gezeigt. In Stuttgart selbst soll das Bild der Gesamtpersönlichkeit in ihrer Zeit entstehen. Hauptanliegen der Ausstellungsplaner ist es dabei, im Zusammenspiel der attraktiven Teilausstellungen ein lebendiges und umfassendes Gesamtbild zu bieten. Ein mehrbändiger Katalog wird einerseits die Ausstellungen begleiten und andererseits den dann erreichten Stand der Forschung dokumentieren.

Philipp Matthäus Hahn war evangelischer Pfarrer in Württemberg. Gleichzeitig unterhielt er in seinem Pfarrhaus eine feinmechanische Werkstatt, in der er astronomische Uhren, Taschen- und Großuhren, Sonnenuhren, Planetarien, Waagen und Rechenmaschinen bauen ließ! Diese Werkstatt bildete die Keimzelle der feinmechanischen Industrie Südwürttembergs.

Hahn selbst verstand sich immer zuerst als Theologe und Seelsorger, seine technischen Erfindungen waren für ihn Mittel zum Zweck. So baute er z. B. seine große Weltmaschine «zur Ehre Gottes». Mit ihr wollte er die Erhabenheit und Großartigkeit der Schöpfung sinnfällig machen. Seine Zeitgenossen, angefangen von seinen Gemeinden bis zum Herzog, schätzten ihn als Prediger und geistlichen Berater.

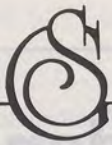
Wenn Kinder flügge werden, sollten sie ein eigenes Nest haben. Deshalb vorsorgen. Durch Bausparen bei Schwäbisch Hall.

Sorgen Sie für den Tag vor, an dem die Kinder das Haus verlassen. Geben Sie ihnen ein Stück Sicherheit mit auf den Weg. Durch Bausparen bei Schwäbisch Hall. Je früher Sie mit dieser Vorsorge beginnen, desto besser stehen Tochter oder Sohn später da...

Sie sollten wirklich keine Zeit mehr verlieren – fangen sie sofort mit Vorsorge-Bausparen an. Lassen Sie sich schnell über alle Vorteile informieren, die damit zusammenhängen: Prämien, Steuervorteile, billiges Baugeld und mehr.

Auf diese Steine können Sie bauen





GALERIE SCHLICHTENMAIER

HEINRICH ALTHERR

1887 – 1947

Gemälde – Ölstudien – Zeichnungen




Die Retrospektive zeigt verkäufliche Werke aus dem Nachlaß des bedeutenden, 1913–1939 an der Stuttgarter Akademie lehrenden Expressionisten.

Selbstbildnis (Bes. Smlg. Lütze II)

Ausstellungsdauer: 13. Mai – 9. Juni 1984
Eröffnung: Sonntag, 13. Mai, 11.00 Uhr
Es sprechen: Prof. Rudolf Yelin (Stuttgart)
und Dr. Heinz Höfchen (Kaiserslautern)

Schloß Dätzingen 7031 Grafenau 2 (bei Sindelfingen)
Tel. (07033) 4 13 94 · Mi-Sa geöffnet

DB -Touristik '84

Hinaus in die Ferne,
mit Sonderzügen der 




Blättern Sie doch einmal im neuen DB-Sonderfahrtenprogramm '84 „Der Schöne Tag“. Sie finden viele schöne Fahrten in herrliche Wandergebiete.

Hier ein Ausschnitt aus dem Programm:

- Sonntag, 27. Mai 1984,**
Fahrt durch das „Höllental“ nach Titisee im Südschwarzwald
- Donnerstag, 31. Mai 1984,**
Vatertagsausflug nach „Vaterhausen“, einem reizenden Städtchen im Taubertal
- Sonntag, 17. Juni 1984,**
Wanderer-Sonderzug ins Harmersbachtal nach Zell im Schwarzwald
- Sonntag, 1. Juli 1984,**
Fahrradwandersonderzug ins Schwäbische Allgäu nach Leutkirch

Nähere Informationen erhalten Sie bei unseren Mitarbeitern in den DB-Fahrkartenausgaben oder DB-Verkaufsagenturen (z. B. DER-Reisebüros), unsere Jahresprogramme liegen dort für Sie bereit.

Mit den besten Wünschen für schöne Fahrten

Ihre  Generalvertretung Stuttgart West
Arnulf-Klett-Platz 2
7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 20 92/55 80

Bauen leicht gemacht durch die richtige Finanzierung.

Auch 1984 haben Sie Vorteile durch die maßgerechte Finanzierung von uns, durch Vater Staat mit Prämien, Steuererleichterungen und evtl. zinsgünstigen Darlehen.

Unsere Finanzierungs-Fachleute werden Sie gerne beraten und Ihnen einen Finanzierungsplan erstellen.

Übrigens: In enger Zusammenarbeit mit unseren Verbundpartnern Bausparkasse Schwäbisch Hall, R+V-Vericherungen, Deutsche Genossenschafts-Hypothekenbank und Münchener Hypothekenbank.

Alles aus einer Hand. Mit einem Partner.

Wir bieten mehr als Geld und Zinsen.



6844 F

  **Volksbanken · Raiffeisenbanken**

mit 4000 Bankstellen überall in Baden-Württemberg zu Hause

Pipeline geplant vom Rhein zum Neckar

(swp) In die Überlegungen, wie die Kühlfähigkeit des Neckars auch in Trockenzeiten erhalten werden kann, hat das baden-württembergische Umweltministerium den Vorschlag des Zweckverbands Bodensee-Wasserversorgung aufgenommen, eine Rohrleitung für Wasser zwischen dem Rhein und dem Neckar zu bauen.

Die Idee der Bodensee-Wasserversorgung: Sie möchte den Rhein bei Dettenheim im Kreis Karlsruhe anzapfen, Wasser von dort (rund zwei Kubikmeter pro Sekunde) über eine 40 Kilometer lange Leitung in die Metter führen. Von dort flösse es in die Enz und dann in den Neckar, an dessen Mittel- und Unterlauf einige Kraftwerke zu kühlen sind.

Uneigennützig ist der Plan des Zweckverbands natürlich nicht; denn wenn der Wasserverbrauch in Baden-Württemberg so weitersteigt wie bisher, wird das über zwei Leitungen im halben Land verteilte Bodenseewasser 1995 oder im Jahr 2000 nicht mehr ausreichen. Eine internationale Abmachung der Bodensee-Anliegerstaaten sieht aber vor, daß einem Land nur dann eine größere Menge Bodenseewasser zugeteilt wird, wenn alle Ressourcen ausgeschöpft sind.

Sollte bei dem Zweckverband ein Wasserengpaß entstehen, würde er sich also Grundwasser, sogenanntes Uferfiltrat, aus der Rheinebene besorgen können.

Seit der Übernahme des Zweckverbands Rheintal verfügt die Bodensee-Wasserversorgung nämlich über ein potentiell Pumpgebiet am Rhein. Die Pipeline würde dem Verband daher erlauben, seine Wasserlieferungen erheblich auszuweiten.

Beim Zweckverband ist man davon überzeugt, daß die Pipeline eines Tages auf jeden Fall benötigt wird. Weil man dem baden-württembergischen Umweltministerium mit der Rheinwasser-Idee aus einer Bredouille helfen und überdies wahrscheinlich auch auf eine Kostenbeteiligung hoffen könnte, wird der Bau schon jetzt erwogen. Später könnte die Leitung

gesäubert und für den Transport von Trinkwasser verwendet werden.

Bis dahin, das ist die Überlegung, tangierte der Bau einen oder mehrere Stauseen und der Neckar erhielte einen Wasserschub aus dem Reservoir Rhein. Deshalb wird im Umweltministerium die Rhein-Neckar-Pipeline auch nur als Übergangslösung angesehen.

In Stuttgart schließt man freilich nicht die Augen vor möglichen Komplikationen, die das Pipeline-Projekt ver- oder behindern könnten. Ungeklärt ist z. B. die Frage, ob mit dem Rheinwasser dem Neckar nicht ein Tort angetan würde; denn der Rhein ist mit einer gewaltigen Salzfracht, riesigen Mengen von Abwässern aus den Kaliwerken in Frankreich, belastet. Die Frage der Wasserreinheit soll daher erst einmal geprüft werden.

Auch sonst wird die Pipeline-Lösung nicht unproblematisch sein. Zwar ist man bei der Bodensee-Wasserversorgung guter Dinge, was die Durchsetzung des Projekts anbelangt, aber möglicherweise gibt es dabei ebenfalls Widerstände. So sagt der Landtagsabgeordnete Horst Kiesecker (Albstadt) den Rohrleitungsbauern genau so große Schwierigkeiten voraus wie den Speicherplanern.

Gegner der Neckar-Stauseen (mögliche Standorte sind das Bühlertal bei Tübingen, das Eyachtal im Zollernalbkreis sowie das Tal der Kleinen Enz und das Waldachtal, beide Kreis Calw) hätten, sagt Horst Kiesecker, auch weiterhin keinen Grund zum Aufatmen, denn weil die Bodensee-Wasserversorgung bei Trinkwassermangel auf die geplante Pipeline in jedem Fall zurückgreifen wolle, sei das Thema Speicherbau keineswegs abgehakt.

«Arten- und Biotopschutz muß verbessert werden»

(lsw) Der stellvertretende Vorsitzende der SPD-Landtagsfraktion, Claus Weyrosta, hat von der Landesregierung Verbesserungen im Arten- und Biotopschutz verlangt. In einer veröffentlichten parlamentarischen Initiative spricht sich Weyrosta vor allem für eine Abgrenzung der zustän-

digen Landes-, Bezirks- und Kreisstellen für den Naturschutz aus. Auch müsse Hinweisen nachgegangen werden, daß die Fachverwaltungen für Naturschutz «auf allen Ebenen hoffnungslos überlastet» und die auf Landkreisebene tätigen ehrenamtlichen Naturschutzbeauftragten wegen «angeblich» mangelnder Ausbildung «vielfach überfordert» seien, hieß es.

Waldsterben im Nordschwarzwald

(lsw) Nahezu zwei Drittel des Waldes in der Region Nordschwarzwald sind krank. Wie der Regionalverband Nordschwarzwald mitteilte, ergab eine Erhebung zum Ende des Jahres 1983, daß nur noch 38,4 Prozent des Waldes gesund sind, 32,1 Prozent kränkelnd, 21,3 Prozent krank und bereits 8,2 Prozent sehr krank. Wie in der Statistik festgestellt wird, könne man schon lange nicht mehr allein vom «Tannensterben» reden, denn auch Fichten, Kiefern und Buchen seien in Mitleidenschaft gezogen. Am stärksten seien jedoch die Tannen betroffen, die man in die Stufe «sehr krank» und «krank» einreihen müsse.

Rathaus profitiert von den alten Römern

(STZ) Mit einem Glanzstück kann das renovierte Rathaus der Gemeinde Rainau im Hauptort Schwabsberg aufwarten: In einer geräumigen, von altem Fachwerk umrahmten Vitrine sind wertvolle Funde aus der Römerzeit ständig ausgestellt. Auf der Markung der Gemeinde, entlang des Limes, sind nämlich bei Ausgrabungen am Römerbad, am römischen Gutshof und am römischen Triumphbogen viele archäologische Funde gemacht worden, von denen nun auch die «Sitzgemeinde» profitiert. Insgesamt wurden 600 000 Mark für die Renovierung des Rathauses aufgebracht, das 1652, gleich nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges, erbaut worden ist.

Karolingischer Münzschatz in Weidenstetten gefunden

(Isw) Einen einzigartigen und kostbaren Münzschatz haben Mittelalterarchäologen in Weidenstetten gefunden. Bei einer Befundaufnahme vor der Innenrenovierung der evangelischen Kirche Peter und Paul stießen die Tübinger Denkmalpfleger im Dezember vorigen Jahres auf der Abbruchkrone des ältesten Chores auf drei zusammenklebende Münzen. Die Datierung durch das Stuttgarter Münzkabinett des Landesmuseums brachte eine kleine Sensation: Alle drei Münzen wurden in der Regierungszeit Ludwigs des Kindes (899–911) geprägt, zwei in Mainz und eine in Straßburg. Bei den Münzen handelt es sich um spätkarolingische Denare. Bisher sind den Numismatikern nur fünf andere derartige Münzprägungen aus dieser Zeit in Südwestdeutschland bekannt und erhalten.

Der Münzschatzfund hat auch für die Baugeschichte der Kirche sowie für die Ortsgeschichte erhebliche Bedeutung. Der älteste Kirchenbau ist damit Jahrhunderte vor der ersten urkundlichen Nennung des Ortes im Jahre 1370 errichtet worden.

Denkmäler auf den Krieg vorbereiten?

(dpa) In einem Aufruf haben sich 610 Kunsthistoriker, Denkmalpfleger sowie Architekten und Restauratoren dagegen gewandt, bundesdeutsche Denkmäler «selektiv mit Plaketten für den nächsten Krieg» zu versehen. Eine solche Maßnahme sei nicht nur wirkungslos, sondern auch mit «unserem Kulturverständnis nicht zu vereinbaren», heißt es in dem Appell, den der Münchner Professor Michael Brix der Öffentlichkeit vorstellte. Die Unterzeichner sind gegen einen «ohnehin fiktiven Schutz einzelner, herausragender Werke, die mit ihrem baulichen und historischen Kontext auch ihren Sinn verlieren würden». In den Ländern der Bundesrepublik würden derzeit Vorkehrungen zum

«Schutz von Kulturgut bei bewaffneten Konflikten» nach den Bestimmungen der Haager Konvention von 1954 getroffen, erläutern die Fachleute ihren Aufruf. Für den Bund sollten die Länder das «Gesetz über den Zivilschutz» von 1976 verwirklichen, dem der «Schutz von Kulturgut» zugeordnet ist. Für das «unbewegliche Kulturgut» sei die Auswahl einer begrenzten Zahl von Baudenkmalern geplant, die in das «Internationale Register für Kulturgut unter Sonderchutz» eingetragen werden.

Die verantwortlichen Landesbehörden wurden von den Unterzeichnern aufgefordert, jegliche Auswahl von Baudenkmalern in Frage zu stellen und auf ihre Plakettierung zu verzichten. Die Historiker erinnern daran, daß schon im Zweiten Weltkrieg trotz Schutzmaßnahmen und internationaler Abkommen zahlreiche Denkmäler vernichtet worden sind.

Felswand und Quelltopf unter Naturschutz

(STZ) Die Lachefelsen-Felsenwiesen in der Nähe der Schönthaler Teilgemeinde Winzerhofen an der Jagst sind vom Stuttgarter Regierungspräsidium unter Naturschutz gestellt worden. Nirgendwo sonst im Hohenlohekreis tritt nach Darstellung der Stuttgarter Behörde der Muschelkalk als derartig einmalige, landschaftsprägende Felswand in Erscheinung. Unmittelbar am Hangfuß entspringe eine der stärksten Quellen des Hohenloher Raumes. Wie es weiter heißt, gelten die Felsenwiesen auch als botanisch höchst wertvolles Gebiet. Im Quelltopf der «Lache», einem ehemaligen Altwasser, finde man eine Reihe seltener Wasserpflanzen wie Teichrosen, Wasserstern oder Wasserlinse. An den überrieselten Felsen komme auch das Löffelkraut vor. Nach Auffassung der Stuttgarter Behörde gibt es im ganzen Regierungsbezirk nur wenige Stellen, die ähnlich dem jetzt elften Naturschutzgebiet im Hohenlohekreis «so unverfälscht sowohl landschaftliche als auch botanische Kostbarkeiten» bergen würden.

Männerseelhaus Bopfingen soll Museum werden

(Koe) Ein langjähriges Sorgenkind der Stadt Bopfingen wie der Denkmalschutzbehörden geht einer gesicherten Zukunft entgegen. Das sogenannte Männerseelhaus soll nach der Absicht der Stadtverwaltung grundlegend erneuert und restauriert werden. Für die Zukunft ist eine museale Nutzung vorgesehen. Im Zusammenhang mit vorbereitenden Arbeiten ist auf den Vorschlag des Landesdenkmalamtes eine bauhistorische Untersuchung vorgenommen worden, die zu wichtigen Ergebnissen geführt hat: Das Haus besaß ursprünglich im ersten Obergeschoß nach Westen hin einen Raum mit Bohlenbalkendecke, von der sich immerhin aussagekräftige Reste erhalten haben, und Bohlenwände. Die dendrochronologische Untersuchung verschiedener Holzproben ergab als Fälldatum für die Hölzer des Dachstuhles und der Fachwerkwände das Jahr 1505. Damit hat sich die Vermutung bestätigt, daß das Männerseelhaus als Teil des ehemaligen Spitals in vorreformatorischer Zeit entstanden ist. Eine zusätzliche archäologische Untersuchung soll sich mit dem aufgedeckten Pflaster befassen, das im Erdgeschoß etwa 60 cm unterhalb des Geländes ansteht.

Persönliches

Prof. Dr. HUGO MOSER, Im Eichholz 1, Bonn, feiert am 19. Juni 1984 seinen 75. Geburtstag. Der gebürtige Esslinger ist 1950 Professor für deutsche Sprache und mittelalterliche Dichtung in Tübingen geworden und hat danach in Nijmegen, Saarbrücken und Bonn gelehrt. Hugo Moser, einer der führenden Germanisten, ist auch Präsident des Instituts für deutsche Sprache in Mannheim. Unseren Mitgliedern wird er besonders bekannt sein durch sein Werk «Schwäbischer Volkshumor in Stadt und Land von Ort zu Ort», das kürzlich wieder aufgelegt worden ist.